Reisen
und
Länderbeschreibungen
der
älteren und neuesten Zeit,
eine Sammlung
der
interessantesten Werke über Länder- und Staaten-Kunde, Geographie und Statistik.

Herausgegeben
von

Dr. Eduard Widenmann,
Redakteur des Auslandes,
und
Dr. Hermann Hauff,
Redakteur des Morgenblattes.

Einundvierzigste Lieferung.

Stuttgart und Tübingen.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1854.

Corsica.

Von

Ferdinand Gregorovius.

Erster Band.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag.

1854.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Vorwort.

Es war im Sommer des verwichnen Jahres, daß ich nach der Insel Corsica hinüberging. Ihre unbekannten Einsamkeiten, wie so manches Sagenhafte von ihrer Natur und von ihren Menschen reizten mich zu dieser Fahrt. Doch nimmer wollte ich mich in ihre unwegsamen Labyrinte so tief verstricken, als ich nun doch gethan habe. Es ging mir wie denen im Märchen, welche ein fremder Wundervogel in den geheimnißvollen Wald lockt und immer weiter in die schönen Wildnisse hineinzieht. Am Ende hatte ich das Eiland so ziemlich durchwandert. Die Frucht dieses Sommers ist nun das vorliegende Buch, welches ich meinen Freunden in die Heimat sende. Möchte es der teilnehmenden Aufnahme nicht entbehren! Zum mindesten hofft es eine solche um der Geschichte der Corsen und um ihres Volksgesanges willen zu verdienen.

Die Geschichte der Corsen, ganz Granit wie ihre Berge und wunderbar eines mit ihrer Natur, hat einen ganz abgeschlossenen Charakter; deshalb läßt sie sich auch in der Kürze wol als ein Ganzes darstellen, und erweckt sie das Interesse, welches die Lebensbeschreibung eines ungewöhnlich organisirten Menschen gewährt. Und selbst dann noch würde sie merkwürdig und der Bewunderung wert bleiben, wenn sie nicht den Ruhm hätte, einen Napoleon erzeugt zu haben. Immer kann sie zur vollständigen Erkenntniß der Natur Napoleons etwas beitragen, und weil sie in diese große Erscheinung ausgeht, gewinnt sie eine noch erhöhte Teilnahme.

Naturwissenschaftliche Betrachtungen liegen so außer dem Zweck des Buches, wie außer dem Vermögen des Verfassers. Im Uebrigen ist die Arbeit ernst gemeint.

Vielfache literarische Unterstützung danke ich dem gelehrten Corsen Benedetto Viale, Professor der Chemie an der Universität Rom; wie mir sonst freundliche Männer in Corsica selbst hilfreich waren, würde mir schwer zu sagen sein. Doch sei hier im Besondern dem verbannten Florentiner Geographen Francesco Marmocchi und dem Archivar Camillo Frieß in Ajaccio mein wärmster Dank gesagt.

Rom, am 2. April 1853.

Geschichte der Corsen.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die ältesten Nachrichten über Corsica finden sich bei den Geschichtschreibern und Geographen der Griechen und der Römer. Sie lassen uns nicht bestimmt erkennen, welche Volksstämme ursprünglich die Insel colonisirt haben, ob es Phönizier, Etrusker, Hispanier, Ligurier waren. Alle diese alten Stämme sind auf Corsica gewesen, ehe noch Carthager, phokäische Griechen und Römer sich dahin übersiedelten.

Die Lage der Inseln Corsica und Sardinien machte sie in dem großen westlichen Busen des Mittelmeers zum Kreuzungspunkte aller umwohnenden Continentalvölker, welche Handel trieben und Pflanzstädte anlegten. Nordwärts zunächst, eine Tagereise weit, liegt Gallien, westwärts, drei Tagereisen weit Spanien, ostwärts ganz nahe die Küste Etruriens, südwärts endlich, wenig Tagereisen entfernt der Küstensaum von Afrika. Die Continentalvölker stießen also notwendig auf diesen Inseln zusammen und drückten ihnen neben- und nacheinander ihr Gepräge auf. Diese Zusammengesetztheit und dennoch die Unterschiedenheit nationaler Eigenschaften, endlich die Mannichfaltigkeit der von so verschiedenen Völkern hinterlassenen Spuren in Bauten, Sculpturen, Münzen, Sprachen und Sitten, welche wie Erdschichtungen die mälige ethnographische Gestaltung der Insel bestimmen, machen besonders Sardinien zu einem der merkwürdigsten Länder Europa's. Beide Inseln liegen auf der Grenzlinie, welche jenes Westbecken des Mittelmeers in eine spanische und eine italienische Hälfte trennt. Nachdem nun die Einflüsse orientalischer und griechischer Einwanderungen politisch, wenn auch nicht physisch hinweggetilgt waren, übten jene beiden Festländer ihre Bestimmungskraft auf die Inseln aus. In Sardinien überwog das spanische Element;

in Corsica das italienische. Man erkennt das heute ganz einfach aus der Sprache. Für Corsica trat in der jüngeren Zeit noch ein drittes bestimmendes Element hinzu, das französische, aber dies ist nur politisch. Schon in den frühesten Zeiten waren wie spanische, so gallisch-celtische oder ligurische Völker auf die Insel hinübergegangen. Das spanische Wesen, welches noch dem Philosophen Seneca an den Corsen seiner Zeit so bedeutend auffiel, wurde überwunden, nur in dem schweigsam düstern, melancholisch-cholerischen Naturell hat es sich erhalten.

Der uralte Name der Insel ist Corsica, der spätere Cyrnus. Jener wird abgeleitet von Corsus, einem Sohne des Herkules und Bruder des Sardus, welche nach den von ihnen benannten Inseln Colonieen führten. Andere lassen den Corsus einen Trojaner sein und erzählen, daß er Sica eine Nichte der Dido entführt habe, woher denn der Name Corsica entstanden sei. Dieß ist die Fabel des ältesten corsischen Chronisten Johann della Grossa.

Der Name Cyrnos war im Gebrauche der Griechen. Pausanias sagt in seiner phokischen Geographie: „Die nicht weit von Sardinien (Ichnusa) entfernte Insel wird von den eingebornen Libyern Corsica, von den Griechen Cyrnos genannt." Die Bezeichnung Libyer ist allgemein für Phönizier, und schwerlich dachte Pausanias an Ureinwohner. Sie waren ihm eingewanderte Colonisten, wie die in Sardinien. Denn in demselben Buche sagt er, daß zuerst Libyer nach Sardinien kamen, aber schon Einwohner fanden, und daß nach ihnen Griechen und Hispanier anlangten. Das Wort Cyrnos selbst ist aus dem phönizischen **Kir** (Horn, Landhorn, vorspringendes Kap) erklärt worden. Kurzum dies sind Sagen, Hypothesen, unbestimmbare Dinge.

So viel scheint nach den alten Ueberlieferungen, aus welchen Pausanias seine Angaben schöpfte, gewiß, daß Phönizier in sehr frühen Zeiten auf beiden Inseln Colonieen gründeten, daß sie bereits eine Bevölkerung vorfanden, welche entweder ligurisch oder etruskisch-pelasgisch war, und daß später auch Hispanier hinüber kamen. Seneca, welcher acht Jahre auf Corsica im Exile lebte, schreibt von hier aus seine Trostschrift an seine Mutter Helcia, worin sich im achten Kapitel folgende Stelle findet: „Auch diese Insel hat ihre Bebauer oft gewechselt. Das Alte ins Dunkel der Urzeit gehüllte übergehend sage ich nur, daß die Griechen, welche jetzt Massilia (Marseille) bewohnen, nachdem sie Phosäa verlassen hatten, zuerst auf dieser Insel sich

niederließen. Es ist ungewiß, was sie von hier vertrieb, vielleicht das ungünstige Clima, der Anblick von Italiens wachsender Macht, oder die hafenlose Küste; denn daß die Wildheit der Bewohner nicht schuld war, erkennt man daraus, daß sie doch unter die damals höchst rohen und uncivilisirten Völker Galliens sich begaben. Nachher kamen Ligurier auf diese Insel, und es kamen auch Hispanier, was man aus der Aehnlichkeit der Lebensweise schließen kann, denn es finden sich dieselben Kopfbedeckungen, dieselben Fußbekleidungen wie bei den Cantabrern, selbst manche Worte; aber die ganze Sprache hat durch den Umgang mit Griechen und Liguriern ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt." Es ist bedauernswürdig, daß Seneca es nicht der Mühe wert hielt, mehr über den Zustand der Insel zu erforschen. Auch für ihn war die älteste Geschichte der Corsen in Dunkel gehüllt, um wie viel mehr muß sie es für uns sein.

Aber Seneca irrt wol, wenn er Ligurier und Spanier erst nach den Phokäern auf die Insel kommen läßt. Ich zweifle nicht daran, daß ihre celtischen Stämme die ersten und ältesten Bewohner Corsicas waren; selbst die Gesichtsbildung der heutigen Corsen erscheint als eine celtisch-ligurische.

Zweites Kapitel.

Die erste geschichtlich bekannte Begebenheit auf Corsica ist nun jene Ankunft der flüchtigen Phokäer, welche Herodot mit klaren Worten erzählt. Man weiß, daß diese kleinasiatischen Griechen beschlossen hatten, lieber aus ihrem Vaterlande in die Fremde zu wandern, als die unabwendbare Knechtschaft des Cyrus zu ertragen, und daß sie nach einem feierlichen Eidschwur zu den Göttern mit all' ihrem Hab und Gut sich zu Schiffe begaben. Sie unterhandelten zuerst mit den Chiern wegen Abtretung der önusischen Inseln; abgewiesen segelten sie darauf nach Corsica, nicht durch ein Ungefähr dahin getrieben, sondern weil sie schon zwanzig Jahre vorher auf jener Insel die Stadt Alalia gegründet hatten. Sie fanden also hier ihre eigenen Colonisten und blieben mit ihnen fünf Jahre, Tempel bauend wie Herodot sagt: „Aber weil sie ihre Nachbaren mit Plünderung und Raub heimsuchten,

brachten die Tyrrhener und die Carthager sechszig Schiffe in das Meer. Von ihrer Seite hatten die Phokäer eine gleiche Zahl von Schiffen ausgerüstet und sie fuhren in das Meer vor Sardinien sie zu treffen. Sie gewannen den Sieg, doch kostete er ihnen viel, denn vierzig Schiffe verloren sie, die übrigen zwanzig aber waren unbrauchbar geworden, da die Schnäbel verbogen waren. Sie kehrten nach Alalia zurück und mit sich nehmend Weiber und Kinder und was sie vom Uebrigen ihrer Habe mitführen mochten, verließen sie die Insel Cyrnos und segelten gen Rhegium." Daß sie später Massilia, das heutige Marseille gründeten, ist bekannt.

Wir haben also in Alalia, dem heutigen Aleria, eine unbezweifelt griechische Colonie, welche nachher in die Gewalt der Etrusker überging. Daß diese schon vor den Phokäern Colonien nach Corsica müssen ausgeführt haben, möchte die Geschichte dieser handeltreibenden und blühenden Nation wol anzunehmen fordern. Denn wie sollte zumal das Corsica nahe gegenüber gelegene mächtige Populonia nicht schon längst den Versuch gemacht haben, sich der Ostküste Corsicas zu bemächtigen, nachdem es auch Elba in seinem Besitz hatte. Diodor erzählt im fünften Buche: „Zwei ausgezeichnete Städte sind in Corsica Calaris und Nicäa. Calaris (verdorben statt Alalia oder Aleria) gründeten die Phokäer. Diese wurden nachdem sie die Insel eine Zeitlang bewohnt hatten, von den Tyrrhenern herausgeworfen. Die Tyrrhener gründeten Nicäa, als sie sich des Meers bemächtigten." Nicäa ist wahrscheinlich das auf derselben Küstenebne gelegene Mariana. Man darf annehmen, daß diese Colonie schon neben Alalia bestand, und daß die Einwanderung der Gesammtgemeinde von Phokäa bei den Tyrrhenern Eifersucht und Furcht erregte, daher ein Zusammenstoß zwischen den Griechen und den Tyrrhenern statt fand. Ob die Carthager Besitzungen auf Corsica hatten, ist nicht ganz gewiß. Aber gleichzeitig besaßen sie Colonieen in dem nahen Sardinien. Pausanias erzählt, daß sie sich die Libyer und Hispanier auf dieser Insel unterwarfen und zwei Städte anlegten Caralis (Cagliari) und Sulchos (Palma di Solo). Die von den Griechen drohende Gefahr bewog sie nun mit den Tyrrhenern, welche gleichfalls in Sardinien sich niedergelassen hatten, gegen die phokäischen Eindringlinge gemeinschaftliche Sache zu machen. Uebrigens erwähnen die alten Schriftsteller auch einer Einwanderung der Corsen nach Sardinien, wo sie zwölf Städte sollen gegründet haben.

Wir hören lange Zeit nichts weiter von den Schicksalen Corsicas, aus welchem die Etrusker fortfuhren Honig, Wachs, Schiffsbauholz und Sclaven zu beziehen. Ihre allmälig sinkende Macht wich den Carthagern, welche sich in den vollen Besitz beider Inseln gesetzt zu haben scheinen, das heißt ihrer Emporien und Häfen, denn die Völker des Innern hatte kein Feind bezwungen. In den punischen Kriegen entriß sodann das aufstrebende Rom beide Inseln den Carthagern. Corsica wird zuerst nicht genannt weder in dem punischen Vertrage der Römer zur Zeit des Tarquinius noch im Friedensvertrage des ersten punischen Krieges. Sardinien war den Römern abgetreten worden. Die Nähe Corsicas mußte sie reizen auch dieses Eiland zu erobern. Beide im Mittelpunkte jenes Spanien, Gallien, Italien und Afrika bespülenden Meeres waren vortreffliche Mittelmeerstationen nach aller Länder Küsten gewendet, welche Rom zu unterwerfen sich damals anschickte.

Es wird erzählt, daß im Jahre 260 vor Christi Geburt der Consul Lucius Cornelius Scipio nach Corsica hinüberging und die Stadt Aleria zerstörte, daß er Corsen und Sarden zugleich und Hanno den Carthager bekriegte. Die verstümmelte Grabschrift des Scipio hat die Worte: **HEC CEPIT CORSICA ALERIAQUE VRBE.** Aber die Unterwerfung der wilden Corsen war nicht leicht. Sie leisteten einen eben so heldenmütigen Widerstand als die Völkerschaften in den samnitischen Bergen. Wir finden sogar, daß die Römer mehrmals geschlagen wurden und daß die Corsen wiederholt rebellirten. Im Jahre 240 führte M. Claudius ein Heer gegen die Corsen. Besiegt und in einer verzweifelten Lage bot er ihnen einen günstigen Vertrag. Sie nahmen ihn an, der Senat jedoch bestätigte ihn nicht. Er befahl dem Consul C. Licinius Varus die Corsen mit Gewalt zu strafen, den Claudius aber lieferte er ihnen aus, daß sie mit ihm nach Belieben thun sollten. Dies war ein politisches Verfahren der Römer, welches sie manchmal anwandten, wenn sie religiöse Scrupel um einen Eidbruch beschwichtigen wollten. Wie Spanier und Samniten in gleichem Falle handelten, thaten auch die Corsen. Sie weigerten sich, den schuldlosen General anzunehmen und sandten ihn ungekränkt zurück. In Rom erdrosselte man ihn und warf ihn auf die gemonischen Treppen.

Obwol von den Römern unterdrückt erhoben sich die Corsen immer von neuem, und schon damals lassen sie jene Freiheitsliebe

und jenen Patriotismus erkennen, welcher in viel spätern Zeiten die Augen der Welt auf dieses im Meer verlorne kleine Volk gezogen hat. Sie erhoben sich zusammen mit den Sarden; aber nachdem diese geschlagen waren erlagen auch die Corsen dem Consul Caius Papirius, welcher ihnen auf dem Mirtenfelde eine blutige Niederlage beibrachte. Doch faßten sie wieder in den Bergen festen Fuß und es scheint, daß sie den römischen General zu einem vorteilhaften Vertrage nötigten.

Aufs neue erhoben sie sich im Jahre 181. Marcus Pinarius, Prätor von Sardinien, ging sogleich mit einem Heere nach Corsica über und schlug die Insulaner, ihrer 2000 tödtend in einer Vernichtungsschlacht, von welcher Livius erzählt. Das Volk unterwarf sich, gab Geißeln und einen Tribut von 100000 Pfunden Wachs. Sieben Jahre später ein neuer Aufstand und neue blutige Kämpfe. 7000 Corsen blieben auf dem Felde und 2000 wurden gefangen. Der Tribut wurde auf 200000 Pfund Wachs erhöht. Zehn Jahre später steht das tapfere Volk wieder in Waffen und zwingt die Römer, ein consularisches Heer gegen es auszusenden. Juventius Thalea und darauf Scipio Nasica unterwarfen die Insel völlig im Jahre 162.

Mehr als hundert Jahre hatten also die Römer mit diesem Inselvolke zu kämpfen gehabt, ehe sie es bezwangen. Sie verwalteten Corsica gemeinschaftlich mit Sardinien durch einen Prätor, welcher in Cagliari residirte und einen Lieutenant oder Legaten nach Corsica sandte. Aber erst in der Zeit des ersten Bürgerkrieges dachten die Römer ernstlich daran, Colonieen nach der Insel auszuführen. Der berühmte Marius legte also auf der herrlichen Ebne der Ostküste die Colonie Mariana an, und Sulla später auf derselben Ebene Aleria, das ehemalige Alalia der Phokäer wiederherstellend. Nun begann Corsica sich zu romanisiren, nach und nach die celtisch-spanische Sprache umzuwandeln und römische Gebräuche anzunehmen. Wir hören nicht, daß sich die Corsen gegen ihre Herren wieder zu erheben wagten, und nur einmal wird die Insel wieder geschichtlich namhaft, als Sextus Pompejus, den Triumvirn trotzend, sich eine Herrschaft auf dem Mittelmeer gründete und Corsica, Sardinien und Sicilien an sich riß. Sein Reich war nicht von langer Dauer.

Drittes Kapitel.

Daß der Zustand der Insel unter der langen Herrschaft der Römer keineswegs so blühend war, als man annehmen will, lehrt die Beschaffenheit ihres Innern, welches die Römer wahrscheinlich nie unterworfen hatten. Sie begnügten sich, wie es scheint, mit jenen beiden Colonieen und einigen Hafenniederlassungen. Die Italien gegenüberliegende schöne Küste wurde vorzugsweise angebaut. Sie hatten auch nur eine einzige Straße in Corsica angelegt. Nach dem Itinerarium des Antonin führte diese Römerstraße von Mariana längs der Küste südwärts fort nach Aleria, nach Präsidium, nach Portus Favoni, nach Palä, neben dem heutigen Bonifazio an der Meerenge. Von hier war der Ueberfahrtsort nach Sardinien, wo sich die Straße von Portus Tibulä (cartio Aragonese) einem ansehnlichen Orte nach Caralis dem heutigen Cagliari fortsetzte.

Plinius gibt 33 Städte in Corsica an, nennt aber nur die beiden Colonieen namentlich. Strabo, welcher nicht lange vor ihm schrieb, sagt dagegen von Corsica: „es gibt da einige kleine Städte, wie Blesino, Charax, Eniconiä und Vapanes." Diese Namen finden sich sonst nirgend. Plinius hat wahrscheinlich unter jedem Castell eine Stadt verstanden. Ausführlich aber nennt Ptolemäus die Ortschaften Corsicas und auch ihre Völkerschaften; viele von seinen Benennungen findet man noch heute in Corsica teils wol erhalten, teils leicht erkenntlich.

Auch haben uns die alten Schriftsteller sonst über Charakter und Art des corsischen Landes wie Volkes aus jener Periode einige Notizen gegeben. Ich stelle sie einfach hier zusammen, weil es merkwürdig sein muß, was sie sagen mit dem zu vergleichen, was im späteren Mittelalter und heute von den Corsen berichtet wird.

Strabo sagt von Corsica: „Es wird schlecht bewohnt. Weil es rauh ist und an den meisten Stellen ganz unwegsam. Daher kommt es, daß diejenigen, welche die Berge bewohnen vom Raube leben und unzähmbarer sind, als selbst die wilden Thiere. Wenn nun die römischen Feldherren eine Unternehmung gegen die Insel machen und ihre festen Orte angegriffen haben, führen sie eine große Zahl von Sclaven mit sich hinweg, dann kann man in Rom mit Staunen sehn, welche Wildheit und gänzliche Thierheit in ihnen steckt. Denn sie nehmen sich entweder das Leben oder ermüden ihren Herren durch

Trotz und Stumpfheit; so daß das Kaufgeld reut, auch wenn man sie um einen Spottpreis erstanden hat."

Diodorus: „Als die Tyrrhener die corsischen Städte eine Zeit lang in ihrem Besitze hatten, forderten sie von den Eingebornen Tribut, Harz, Wachs, Honig, welche hier in Menge erzeugt werden. Die corsischen Sclaven von ausgezeichneter Natur, scheinen andern Sclaven zum Lebensgebrauch vorzuziehn. Die ganze weite Insel ist großen Teils bergig, reich an schattigen Wäldern, von kleinen Flüssen bewässert. Die Einwohner leben von Milch, Honig und Fleisch. Das Leben bietet das Alles in Fülle. Die Corsen sind gerecht unter sich und leben menschlicher als alle anderen Barbaren anderswo. Denn findet man in den Bäumen der Berge Honigwaben, so gehören sie ohne Widerstreit dem ersten Finder. Die Schafe durch gewisse Merkmale gezeichnet, bleiben ihren Herren auch ohne daß er sie hütet. Auch in der übrigen Lebensordnung bewahrt ein jeder an seinem Platze die Regel des Rechtthuns auf bewundernswürdige Weise. Doch ungewöhnlich und neu ist bei ihnen zumal die Sitte bei Kindergeburten. Denn um ein gebärendes Weib trägt man keinerlei Sorge. Sondern ihr Mann legt sich wie krank und leibesangestrengt an Stelle der Gebärenden für einige Tage ins Bette. Es wächst dort auch viel Buchsbaum und zwar nicht gemeiner. Davon schreibt sich die große Bitterkeit des Honigs her. Die Insel wird von Barbaren bewohnt, deren Sprache fremdartig und schwer verständlich ist. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf mehr als dreißig Tausend."

Seneca: — „Denn von solchen absehend, deren anmutige Gegend und vorteilhafte Lage gar Viele anlockt, gehe an abgelegene Orte, auf rauhe Inseln, gehe nach Sciathus und Seriphus und Gyarus und Corsica: du wirst keinen Verbannungsort finden, wo nicht Einer oder der Andere aus Liebhaberei weilte. Wo kann man etwas so Nacktes, so auf allen Seiten Abgerissenes finden, als dieses Felseneiland? wo ist eines, das wenn man an Produkte denkt nüchterner, wenn man auf die Menschen sieht unwirtlicher, wenn man die Lage berücksichtigt, schauerlicher, oder wenn man auf das Clima sieht, unfreundlicher wäre? Und doch halten sich hier mehr Fremde als Einheimische auf."

Nach allen Nachrichten der ältesten Schriftsteller muß man wol annehmen, daß Corsica damals ziemlich unbebaut, und an Naturprodukten außer seinen Urwäldern arm war. Daß Seneca übertreibt,

ist offenbar und geht aus seiner Lage hervor. Strabo und Diodor sind entgegengesetzter Ansicht über das Naturell der corsischen Sclaven. Jener hat für sich die Geschichte und den bewährten Charakter der Corsen, welche sich immer als im höchsten Grade unfähig zur Sclaverei gezeigt haben, und kein schöneres Lob konnte ihnen Strabo nachrühmen. Was Diodor, welcher kenntnißreicher redet, von dem Rechtssinne der Corsen erzählt, ist so wahr, daß es durch alle Zeiten bestätigt wird.

Unter den Epigrammen auf Corsica, welche dem Seneca zugeschrieben werden, befindet sich auch eines, welches von den Corsen sagt: Ihr erstes Gesetz ist sich zu rächen, das zweite vom Raube zu leben, lügen das dritte, die Götter leugnen das vierte.

Dies sind die wichtigsten Nachrichten der Griechen und der Römer über Corsica.

Viertes Kapitel.

Corsica war im Besitze der Römer geblieben, von welchen es auch in späterer Zeit das Christentum empfing; bis der Sturz Roms die Insel aufs neue zu einer Beute meer- und landdurchfahrender Völker machte. Hier gibt es denn neue Völkeranschwemmungen und ein buntes Gemisch von Nationen, Sprachen, Sitten, wie in der ältesten Zeit.

Es sind Germanen, byzantinische Griechen, Mauren, Romanen, welche die Insel überziehn. Doch hat sich das Romanische, aufgeprägt durch die Römer, verstärkt durch Schaaren flüchtiger Italiener, als unerschütterlicher Grundcharakter der Corsen schon festgestellt. Die Vandalen kamen unter Genserich nach Corsica und behaupteten die Insel lange Zeit, bis sie Belisar vertrieb. Nachdem auch Gothen und Longobarden eingedrungen und Herren der Insel gewesen waren, fiel sie mit Sardinien in die Gewalt der Byzantiner und blieb beinahe zweihundert Jahre lang in ihrem Besitze. Aus dieser Zeit schreiben sich viele griechische Namen und Wurzeln her, welche Land und Sprache noch heute aufweist.

Die Herrschaft der Griechen war von türkischer Art. Sie

schienen die Corsen als eine Heerde von Wilden anzusehn: sie belasteten sie mit unerschwinglichen Abgaben und zwangen sie um die Geldsummen aufzubringen selbst ihre Kinder zu verkaufen. Es beginnt nun für Corsica die Zeit unablässiger Kämpfe, und die Geschichte dieser Insel besteht in langen Jahrhunderten nur als ein fortgesetzter Kampf um das Leben und die Freiheit des vaterländischen Bodens.

Im Jahre 713 erschienen die ersten Saracenenschwärme auf Corsica. Seitdem nämlich Spanien maurisch geworden war, überzogen die Muhammedaner alle Inseln des Mittelmeers mit Raub und Plünderung und gründeten an vielen Stellen langdauernde Herrschaften. Die griechischen Kaiser, im Osten beschäftigt, gaben den Westen preis, welcher hierauf an den Franken neue Schutzherren fand. Daß Carl der Große mit Corsica oder mit den Mauren daselbst zu thun hatte, geht auch aus seinem Geschichtschreiber Eginhard hervor, welcher erzählt, daß der Kaiser seinen Grafen Burkhard mit einer Flotte ausschickte, um Corsica gegen die Saracenen zu verteidigen. Auch sein Sohn Carl schlug sie bei Mariana aufs Haupt. Diese Kämpfe mit den Mauren haben sich in den Traditionen des corsischen Volks wol erhalten. In ihnen figurirt namentlich der römische Edle Hugo Colonna, Rebell gegen den Papst Stefan IV., welcher diesen nach Corsica schickte, um ihn und seine Genossen Guido Savelli und Almondo Nasica los zu werden. Colonna nahm den Mauren zuerst Aleria nach einem ritterlichen Dreikampfe zwischen dreien Paladinen und dreien Mauren, im Charakter der Rittergeschichten. Darauf schlug Colonna den Mohrenkönig Nugalon bei Mariana und zwang alles heidnische Volk der Insel zur Taufe. Der corsische Chronist gibt diesem Hugo Colonna den Ganelon zum Begleiter, einen Neffen des Ganelon von Mainz, und läßt ihn nach Corsica gekommen sein, um den Schimpf seines Hauses im Mohrenblute abzuwaschen.

Nun heißt es, daß der toscanische Markgraf Bonifacius, nachdem er die Saracenen an der Küste Afrikas bei Utica in einer großen Seeschlacht vernichtet hatte, heimkehrend an der Südspitze Corsicas landete und auf dem Kreidefelsen daselbst eine Festung baute, welche von ihm den Namen Bonifazio erhielt. Dies geschah im Jahre 833. Ludwig der Fromme übertrug ihm Corsica als ein Lehn. So macht also die etrurische Küste zum zweiten Male ihre Herrschaft über die nahe Insel geltend, und es steht fest, daß die toscanischen

Markgrafen bis auf Lambert, den letzten in ihrer Reihe, Corsica verwaltet haben. Lambert aber starb im Jahre 951.

Nachdem hierauf Berengar und Adalbert von Friaul über die Insel geherrscht hatten, gab sie der Kaiser Otto der zweite an den Markgrafen Hugo von Toscana, seinen Anhänger. Die weiteren geschichtlichen Umstände sind dunkel und bis auf die Herrschaft der Pisaner unentwirrbar.

In dieser Zeit etwa bis auf den Anfang des elften Jahrhunderts hat sich auch in Corsica, wie in den italienischen Ländern, ein wilder und trotziger Adel ausgebildet und in vielen Familien und Herrschaften über die Insel verbreitet. Nur zum geringsten Teile mochte er corsischen Ursprungs sein. Vor den Barbaren geflüchtete italienische Große, longobardische, gothische, griechische oder fränkische Vasallen, Krieger die als Lohn für den Kampf gegen die Mauren Burg, Land und Lehnstitel sich erworben hatten, bildeten sich nach und nach zu erblichen Dynasten aus. Der corsische Chronist leitet alle diese Signoren von jenem Römer Hugo Colonna und seiner Genossenschaft her. Er macht ihn zum Grafen Corsicas und läßt von seinem Sohne Cinarco die berühmteste corsische Signorenfamilie, die Cinarchesi, abstammen, von einem anderen Sohne Bianco die Biancolacci, von Pino einem Sohne Savelli's will er die Pinaschi ableiten, und so gibt es Amondaschi, Rollandini, Nachkommen des Ganelon und andern. Aus diesem Gewirre von kleinen Tyrannen traten in späteren Zeiten einige Familien als die mächtigsten hervor, auf dem Cap Corro die Gentili und die Herren da Mare, jenseits der Berge die Herren von Leca, von Istria und Rocca, die von Ornano und von Bozio.

Fünftes Kapitel.

Lange Zeit ist die Geschichte der Corsen nichts als das blutige Gemälde von der Tyrannei der Barone und von ihren Kämpfen mit einander. Die Küsten wurden öde, die alten Städte Aleria und Mariana nach und nach verlassen; die Strandbewohner flohen aus Furcht vor den Saracenen höher hinauf in die Berge, wo sie durch Natur und Bauart feste Dörfer anlegten, bestimmt Meercorsaren und

Barone abzuwehren. In wenig Ländern möchte es einen so grausamen und so rohen Adel gegeben haben, als in Corsica. Mitten in einer halbbarbarischen und ganz armen Bevölkerung, in einer rauhfelsigen Natur, ungebändigt durch das Gegenwicht bürgerlicher Sitte oder Thätigkeit, ungezügelt durch die Kirche, von der Welt und ihrem mildernden Verkehre abgeschnitten — man denke sich diese Herren in ihren Felsen hausen und die einmal auf Bewegung angewiesene Natur in Sinnenluſt und Rauferei austoben lassen. In andern Ländern sammelte sich dem Adel gegenüber alles Positive, Gesetzliche, menschlich sich Entwickelnde in den Städten, gliederte sich in Zünfte, Rechte, Gemeinschaften und schloß sich zu einem Bürgerverbande zusammen. Unendlich schwieriger war dies auf Corsica, wo es weder Handel noch Industrie, weder Städte noch einen eigentlichen Bürgerstand gab. Um so merkwürdiger ist die Erscheinung, daß ein Volk von rohen Bauern zu einer ganz eigenen demokratischen Verfassung sich aufhilft, man möchte sagen auf patriarchalische Weise.

Die Barone des Landes, im fortwährenden Kriege mit dem gedrückten Volke der Dörfer und unter sich um die alleinige Herrschaft streitend, waren nämlich am Anfange des elften Jahrhunderts dem Herrn von Cinarca erlegen, welcher zum Tyrannen der Insel sich aufzuwerfen gedachte. So sparsam die Nachrichten sind, so müssen wir aus ihnen annehmen, daß die Corsen im innern Lande den Baronen bisher einen hartnäckigen Widerstand geleistet hatten. In Gefahr dem Cinarca zu erliegen, versammelte sich das Volk nun zu einem Landtage. Es ist das erste Volksparlament von dem wir in der corsischen Geschichte hören, und in Morosaglia wurde es abgehalten. Auf diesem Tage erwählten die Corsen einen tapfern Mann Sambucuccio von Alando zu ihrem Haupt, und mit ihm beginnt die lange Reihe corsischer Helden, welche durch Vaterlandsliebe und heroischen Mut groß gewesen sind.

Sambucuccio schlug den Herren von Cinarca und warf ihn in sein Lehn zurück. Den Erfolg zu sichern errichtete er einen Landesbund, eine Eidgenossenschaft, wie unter ähnlichen Verhältnissen die Bergvölker in der Schweiz, doch ungleich später thaten. Alles Land in einem Umfange von Aleria bis Calvi und bis Brando vereinigte sich zu einer freien Gemeine und nahm den Titel Terra del Commune an, welcher ihm bis auf die jüngste Zeit geblieben ist. Die Einrichtung dieser Gemeine war aus der natürlichen Einteilung des Landes

hervorgegangen, einfach und ganz demokratisch. Denn das Land wird durch sein Gebirgssystem in Täler gesondert, ähnlich einem Zellengewebe. In der Regel bilden alle in einem Tale stehenden Ortschaften einen kirchlichen Gemeindebezirk, welcher noch heute wie in ältesten Zeiten mit dem italienischen Namen pieve (plebs) genannt wird. Jeder pieve umfaßte also eine gewisse Zahl von Communen oder Ortschaften (paese). Nun wählte zunächst jede Commune in ihrer Volksversammlung vor der Kirche einen Ortsvorstand oder podesta und zwei oder mehrere Väter der Gemeine (padri del commune), wahrscheinlich wie es später Regel war auf ein Jahr. Die Väter der Gemeine sollten ihrem Begriffe entsprechen, indem sie für das Wol der Communen väterlich sorgten, Frieden stifteten und die Schwachen beschirmten. Sie traten zusammen und ernannten einen eigenen Beamten unter dem Titel caporale, welcher die Befugniß eines Volkstribuns gehabt zu haben scheint und ausdrücklich dazu bestellt war, die Rechte des Volkes in jeder Weise zu vertreten. Wiederum traten die Podesta zusammen und erwählten die Dodici, die Zwölfmänner, den höchsten gesetzgebenden Rat des Landesbundes.

So unvollkommen und verworren in den Zeitangaben alle diese Nachrichten über Sambucuccio und seine Einrichtungen auch sind, so geht doch eben die Gewißheit daraus hervor, daß die Corsen schon in so früher Zeit und aus eigner Kraft ein demokratisches Gemeindewesen zu schaffen im Stande waren. Diese einmal gepflanzten Keime erstickten nicht mehr, sondern bildeten sich unter allen Stürmen fort, sie veredelten die rohe Kraft einer eiserartig geschaffnen Nation, erhielten durch alle Zeit eine beispiellose Vaterlandsliebe und einen heroischen Freiheitssinn und machten es möglich, daß zu einer Zeit, als die großen Culturvölker des Festlandes in despotischen Staatsformen gebannt lagen, Corsica die demokratische Verfassung des Pasquale Paoli erzeugen konnte, welche entstand ehe Nordamerika sich befreite und ehe Frankreich seine Revolution begann. Corsica hatte keine Sclaven, keine Leibeignen; jeder Corse war frei, mitbeteiligt am Leben des Volkes durch die Selbstregierung seiner Commune und die Landesversammlung — und das ist nebst dem Rechtsgefühl und der Vaterlandsliebe der Grund der politischen Freiheit überhaupt. Die Corsen besaßen, wie schon Diodor es gerühmt hat, Rechtsgefühl, aber die verworrenen Verhältnisse ihrer Insel und die Fremdherrschaft,

welcher sie bei ihrer Lage und Zahl sich nie entziehn konnten, ließen das Volk nicht gedeihen.

Sechstes Kapitel.

Es ging dem Gesetzgeber Sambucuccio wie vielen andern Gesetzgebern. Seine Einrichtungen erlitten durch seinen Tod einen plötzlichen Stoß. Die Signoren kamen sofort aus ihren Burgen hervor und warfen Krieg und Hader in das Land. Da wandte sich das Volk rettungsuchend an den toscanischen Markgrafen Malaspina und stellte sich unter dessen Schutz. Malaspina kam mit einem Heerhaufen nach der Insel, überwand die Barone und stellte die Ruhe wieder her. Dies geschah etwa um das Jahr 1020, und bis zum Jahre 1070 scheinen die Malaspina die Rectoren der Terra del Commune geblieben zu sein, während im übrigen Lande die Signoren herrschten. Auch der Papst welcher seine Rechte auf Corsica von den fränkischen Königen ableiten wollte, griff in dieser Zeit in die Angelegenheiten der Insel ein. Es scheint sogar, daß er sie als Lehn austeilte und daß Malaspina mit seiner Bewilligung Graf von Corsica war. Den nächsten Anlaß sich ihrer zu bemächtigen nahm er dann von den corsischen Bistümern, deren mit der Zeit sechs eingesetzt worden waren, Aleria, Ajaccio, Accia, Mariana, Nebbio und Sagona.

Gregor der Siebente benutzte den Bischof von Pisa, Landulph, den er nach Corsica sandte, das Volk zu dem Beschlusse zu vermögen, sich der Kirche zu unterwerfen. Als dies geschehn war stellten Gregor und dann Urban der Zweite im Jahre 1098 die Insel Corsica als ein Lehn für ewige Zeiten unter das Bistum von Pisa, welches zum Erzbistum erhoben worden war. So hatten sich also die Pisaner zu Herren der Insel gemacht und behaupteten sie, wenn auch unter fortwährenden Kämpfen und als ein sehr ungewisses Besitztum beinahe hundert Jahre hindurch.

Ihre Herrschaft war weise, gerecht und wolthätig und wird von allen Geschichtschreibern der Corsen höchlich gerühmt. Sie bestrebten sich das Land zu cultiviren, pflegten den Anbau der Produkte, richteten die Städte wieder auf, bauten Brücken und Straßen und Türme

an den Küsten und verpflanzten nach dem Insellande selbst ihre Kunst, wenigstens in der Architectur der Kirchen. Die besten alten Kirchengebäude der Insel sind pisanischen Ursprungs und lassen sich gleich an dem gefälligen Stil als solche erkennen. Alle zwei Jahre schickte die Republik Pisa einen Beamten nach der Insel, welcher im Namen der Stadt und unter dem Titel eines Richters (Giudice) Recht und Gesetz handhabte. Die von Sambucuccio eingerichtete Gemeindeverfassung blieb aufrecht bestehen.

Indeß hatte Genua die pisanische Herrschaft auf dem benachbarten Corsica mit Eifersucht verfolgt und konnte seiner Nebenbulerin eine so vorteilhafte Station im Mittelmeere und vor Genuas Toren nicht lassen wollen. Schon als Urban der Zweite die Bischöfe Corsicas unter die Metropole von Pisa stellte, protestirten die Genuesen, und mehrmals nötigten sie die Päpste jene pisanische Investitur wieder zurückzunehmen. Endlich gab Innocenz der Zweite im Jahre 1133 dem dringenden Streite nach und teilte die Investitur, indem er dem ebenfalls zum Erzbistum erhobnen Genua die corsischen Bischöfe von Mariana, von Accia und von Nebbio unterordnete, die Bistümer von Aleria, Ajaccio und Sagona aber den Pisanern ließ. Die Genuesen begnügten sich mit diesem Abkommen nicht, sie trachteten nach der ganzen weltlichen Herrschaft über die Insel. Immer im Kriege mit Pisa benutzten sie eine günstige Gelegenheit, Bonifazio zu überfallen, als die Einwohner dieser Stadt gerade bei einer Hochzeit sich belustigten. Honorius der Dritte mußte ihnen den Besitz des wichtigen Ortes im Jahre 1217 bestätigen. Sie befestigten den unbezwinglichen Felsen, machten ihn zu dem Stützpunkte ihrer Herrschaft und indem sie der Stadt Privilegien und Handelsfreiheiten gaben, bewogen sie eine große Zahl genuesischer Familien dorthin überzusiedeln. Bonifazio wurde so die erste genuesische Colonie in Corsica.

Siebentes Kapitel.

Das corsische Land zerfiel nun in Factionen. Ein Teil der Einwohner war pisanisch gesinnt, ein anderer genuesisch, viele Signoren standen für sich, und wiederum behauptete die Terra del Commune

ihre gesonderte Stellung. Die Pisaner von ihren mächtigen Feinden in Italien angegriffen und in die größeste Not gebracht, waren doch nicht willens Corsica preis zu geben. Sie ernannten einen Corsen aus der alten Familie Cinarca zu ihrem Lieutenant und Giudice und übergaben ihm die Verteidigung der Insel gegen Genua.

Dieser Mann hieß Sinucello und ist unter dem Namen Giudice della Rocca berühmt worden. Seine Vaterlandsliebe und sein Heldenmut, seine Weisheit und Gerechtigkeit haben ihm eine Stelle unter den Männern gegeben, welche in barbarischen Zeiten durch persönliche Tugend hervorragten. Die Cinarchesen waren, wie es heißt, von einem der päpstlichen Markgrafen nach Sardinien vertrieben worden. Einer ihrer Nachkommen war Sinucello. Er war nach Pisa ausgewandert und hatte sich in Diensten der Republik hervorgethan. Auf ihn nun hofften die Pisaner. Sie ernannten ihn zum Grafen und Richter der Insel, gaben ihm einige Schiffe und sandten ihn im Jahre 1280 nach Corsica. Es gelang ihm mit Hilfe seiner Anhänger die genuesische Partei unter den Signoren zu überwältigen und die pisanische Oberhoheit wieder herzustellen. Die Genuesen aber sandten den Thomas Spinola mit Truppen. Spinola wurde von Giudice aufs Haupt geschlagen. Viele Jahre währte der Krieg und unermüdlich setzte ihn Giudice im Namen der Republik Pisa fort, auch nachdem diese die große Seeschlacht bei dem Felsen von Meloria gegen Genua verloren hatte, welche der tragische Ugolino befehligte, und in deren Folge die Macht der Pisaner unterging und auch Corsica nicht mehr zu behaupten war.

Nach der gewonnenen Schlacht bemächtigten sich die Genuesen auch der Ostküste Corsicas. Sie übertrugen ihrem General Luchetto Doria die Unterwerfung der Insel und die Vertreibung des tapfern Giudice. Aber auch Doria wurde von ihm empfindlich geschlagen und lange Jahre wußte sich der bedeutende Mann zu behaupten, im unausgesetzten Kampfe mit den genuesischen Truppen und den Signoren des Landes, welches in einer vollständigen Anarchie aufgelöst zu sein schien. Die Chronisten haben die echt national corsische Gestalt des Giudice, eine Lieblingsfigur, mit vielen Sagen ausgestattet und seinen Kämpfen einen romantischen Charakter gegeben. So wenig das die Geschichte angehen mag, so charakterisirt es doch immer die Zeit, die Landesart oder die Menschen. Giudice hatte sechs Töchter an die angesehensten Männer des Landes verheiratet, sein erbitterter

Feind Giovanninello ebenfalls sechs gleich wol versorgte Töchter. Dessen sechs Eidame verschwören sich gegen Giudice und tödten in einer Nacht siebenzig Streiter seines Gefolges. Dieses wird der Grund zu einer Spaltung der ganzen Insel in zwei Parteien, welche nun wie Guelfen und Ghibellinen sich befehden und 200 Jahre im Streite mit einander liegen. Giovanninello aber wurde nach Genua vertrieben; bald wieder zurückgekehrt baute er die Festung Calvi, die sich darauf den Genuesen ergab und die zweite genuesische Colonie der Insel wurde. Von der Gerechtigkeit Giudices und von seiner Milde wissen die Chronisten Manches zu erzählen, wie folgenden Zug. Er hatte einst viele Genuesen gefangen und versprach allen denen von ihnen die Freiheit, welche beweibt wären, nur sollten ihre Weiber selbst herüberkommen, sie zu holen. Es kamen die Weiber; einer seiner Neffen zwang eine Genuesin ihm eine Nacht zu schenken. Giudice ließ ihn auf der Stelle enthaupten und schickte seinem Versprechen gemäß die Gefangenen heim. So führt dieser Mann vorzugsweise den Namen Giudice, Richter, weil bei einem barbarischen Volke und in barbarischen Zeiten die Richtergewalt alle andere Macht und Tugend in sich vereinigt.

Im hohen Alter wurde Giudice blind. Der blinde Greis geriet in einen Zwist mit seinem Bastardsohne Salnese, welcher ihm einen Hinterhalt stellte, ihn gefangen nahm und an die Genuesen auslieferte. Als der alte Mann auf das Schiff gebracht werden sollte, warf er sich am Meeresstrande auf die Kniee und verfluchte feierlich seinen Sohn Salnese und dessen Nachkommenschaft. Giudice della Rocca wurde in Genua in einen elenden Kerker geworfen und starb dort in dem Turme Malapaga im Jahre 1312. Der corsische Geschichtschreiber Filippini sagt von ihm, daß er einer der merkwürdigsten Menschen gewesen sei, welche die Insel hervorgebracht habe; er war tapfer und geschickt in den Waffen, bewundernswürdig rasch im Ausführen seiner Unternehmungen, groß im Rat, Vollstrecker der Gerechtigkeit, sehr freigebig gegen die Seinigen und fest im Unglück — Charakterzüge, welche fast alle ausgezeichnete Corsen besessen haben. Mit Giudice zerfiel die Herrschaft der Pisaner in Corsica.

Achtes Kapitel.

Pisa trat die Insel förmlich an Genua ab, und dreißig Jahre nach dem Tode des Giudice fügten sich auch die Terra del Commune und der größte Teil der Signoren in die genuesische Oberhoheit. Das Gemeindeland schickte vier Boten an den genuesischen Senat und sprach seine Unterwerfung mit der Bedingung aus, daß die Corsen keine andere Abgabe als zwanzig Soldi für jede Feuerstelle zahlen durften. Der Senat nahm die Bedingung an, und so ging denn im Jahre 1348 der erste genuesische Gouverneur auf die Insel. Es war Boccanera, ein Mann dessen Kraft und Einsicht gerühmt wird und welcher während seiner einjährigen Verwaltung dem Lande Ruhe gab. Kaum aber war er von seinem Posten zurückgekehrt, als die Factionen aufs neue ihr Haupt erhoben und das Land in die wildeste Anarchie stürzten. Denn die Herrschaftsrechte Genuas waren von vornherein nicht unbestritten, weil der Papst Bonifazius der Achte schon im Jahre 1296, in Kraft der alten Lehnsrechte des päpstlichen Stuls, Corsica und Sardinien dem König Jacob von Arragon zuerteilt hatte. Eine neue, fremde Macht also, Spanien, in grauen Zeiten an Corsica beteiligt, schien ihren Einfluß auf die Insel geltend machen zu wollen, und so fanden zuerst ehe es thatsächlich an die Erorberung ging, diejenigen Corsen an dem Hause Arragon einen Rückhalt, welche die Herrschaft Genuas nicht anerkennen wollten.

Die nächste Periode der corsischen Geschichte zeigt die blutigsten Kämpfe der Signoren gegen Genua. Gleich nach dem Tode des Giudice waren so viel Verwirrungen entstanden und das Volk in so große Not geraten, daß der corsische Chronist sich verwundert, wie bei dem elenden Zustande des Landes die Corsen nicht allgesammt sich erhoben und auswanderten. Die Barone übten, so bald sie die schwere Hand des Giudice nicht mehr fühlten, tyrannische Gewalt aus, einige auf ihre Faust, andere indem sie an Genua Tribut zahlten. Alle suchten zu herrschen, zu erpressen. Die gänzliche Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung erzeugte damals eine ausschweifende, schwärmerische Secte von Communisten, eine merkwürdige Erscheinung auf dem wilden Corsica, welche zu gleicher Zeit auch in Italien sichtbar wurde. Diese Secte machte sich unter dem Namen der Giovannali berühmt und furchtbar. Sie entstand in dem Ländchen Carbini jenseits der Berge. Ihre Urheber waren Bastarde des

Guglielmuccio, zwei Brüder Polo und Arrigo, Herren von Attalà. „In ihr, erzählt der Chronist, waren die Weiber wie die Männer, und ihr Gesetz enthielt dies, daß alle Dinge gemein sein sollten, sowol die Weiber als die Kinder als jedes andern Hab und Gut. Vielleicht wollten sie jenes goldne Zeitalter erneuern, von dem die Poeten dichteten, daß es zur Zeit des Saturn bestanden habe. Diese Giovannalen übten gewisse Büßungen auf ihre Weise aus und kamen Nachts in den Kirchen zusammen um ihre Opfer zu verrichten, wobei sie denn gemäß gewisser abergläubischer Vorstellungen und falscher Ceremonien, welche sie verrichteten, die Lichter verbargen und auf die schmutzigste und unanständigste Weise sich ergötzten der eine mit dem andern, so mit dem Weibe wie mit dem Manne je nachdem sie Lust hatten. Polo war derjenige, welcher dies teuflische Volk leitete, das sich wunderbar zu vermehren anhob, nicht allein diesseits sondern auch jenseits der Berge allenthalben."

Der Papst, damals in Frankreich residirend, excommunicirte die Secte; er schickte einen Commissarius mit Soldaten nach Corsica, und dieser schlug die Giovannalen, denen viele Signoren beigetreten waren, im Pieve Alesani, wo sie eine Veste angelegt hatten, aufs Haupt. Und wo man einen Giovannalen antraf, ward er todtgeschlagen. Gewiß ist diese Erscheinung merkwürdig; möglich daß die Idee von Italien herübergebracht wurde, und nicht auffallend, daß sie unter den armen, zerrütteten Corsen, welche die Gleichheit der Menschen als etwas Ursprüngliches und Natürliches betrachteten, eine so wunderbare Verbreitung fand, wie der Chronist sagt. Niemals schlug übrigens sonst kirchlicher Fanatismus, Schwärmerei oder gar Pfaffenherrschaft in dem Volke der Corsen Wurzel, und wenigstens von diesen Plagen blieb ihre Insel verschont.

Neuntes Kapitel.

Das von den Signoren zur Verzweiflung getriebene Volk wandte sich nach Boccanera's Abgange hilfesuchend selber nach Genua. Die Republik sandte also Tridano della Torre auf die Insel. Er zwang die Barone und regierte sieben volle Jahre kräftig und in Frieden.

Hier tritt nun der zweite bedeutende Mann aus dem Geschlechte der Cinarca oder Rocca auf, Arrigo della Rocca, jung, kräftig, ungestümm, zum Herrschen geboren, hartnäckig wie Giudice, ebenso unerschöpflich in Ratschlüssen und gleich gewaltig in den Waffen. Schon sein Vater Guglielmo hatte mit den Genuesen in Kampf gelegen, war aber von ihnen erschlagen worden. Der Sohn nahm den Kampf auf. Erst unglücklich verließ er sein Vaterland und wanderte nach Spanien, dem Hause Arragon seine Dienste anzutragen und es aufzustacheln, die Rechte in Anspruch zu nehmen, welche ihm der Papst ohnedem zuerkannt hatte. Während Arrigo's Abwesenheit in Arragonien war Tridano umgebracht worden, die Signoren hatten rebellirt, die Insel in zwei neue Parteien in die Caggionacci und die Ristagnacci sich gespalten, und der blutigste Tumult war ausgebrochen.

Da erschien im Jahre 1392 Arrigo della Rocca so gut wie gar nicht gerüstet und gleichsam auf seine eigne Hand in Corsica, und wie er sich nun zeigte, lief ihm das Volk zu. Lionello Lomellino und Aluigi Tortorino waren damals Governatoren, in drangvoller Zeit zwei auf einmal. Sie versammelten einen Landtag in Corte, ratend und anmahnend. Arrigo indeß war schnell auf Cinarca marschirt, hatte die genuesischen Truppen wo er sie fand geschlagen, stand vor Biguglia der Residenz des Gouverneurs, stürmte den Ort, versammelte das Volk und ließ sich zum Grafen von Corsica ausrufen. Bestürzt wichen die Gouverneure nach Genua zurück, alles Land in den Händen der Corsen lassend mit Ausnahme von Calvi, von Bonifazio und von San Columbano.

Arrigo regierte nun die Insel vier Jahr lang, unbestritten, kraftvoll, gerecht, doch grausam. Vielen, selbst seinen eigenen Verwandten ließ er die Köpfe abschlagen. Vielleicht erbitterte diese Härte, vielleicht war es der unvermeidliche corsische Factionsgeist, der ihm einen Teil des Volkes abwendig machte. Die Herren vom Cap Corso erhoben sich zuerst, im Einvernehmen mit Genua; doch zwang sie Arrigo mit den Waffen und drückte mit eisernem Arm jede Empörung nieder. Er führte in seinem Banner einen Greifen über dem Wappen von Arragon, ein Zeichen, daß er die Insel in den Schutz von Spanien gestellt habe.

Genua war in Verlegenheit. So viele Jahre hatte es um Corsica gekämpft und nichts gewonnen. Die Zeitumstände banden der Republik die Hände, so daß sie Corsica aufgeben zu wollen schien. Da vereinigten sich fünf Nobili zu einer Actiengesellschaft und machten dem

Senate den Antrag, ihnen die Insel zu überlassen mit allem Vorbehalt der Oberhoheit von Seiten der Republik. Es waren die Herren Magnera, Tortorino, Fiscone, Taruffo, Lomellino. Sie nannten sich die Gesellschaft Mahona, ein jeder von ihnen Gouverneur von Corsica, denn der genuesische Senat hatte in den Vertrag gewilligt.

Mit tausend Mann Soldaten kamen sie auf die Insel, wo ihrer schon die mit Arrigo mißvergnügte Partei wartete. Sie richteten wenig aus, wurden vielmehr von dem tapfern Manne so sehr in die Enge getrieben, daß sie daran dachten sich gütlich mit ihm zu vergleichen. Arrigo ging auf den Vorschlag ein, ergriff aber nach kurzer Zeit wiederum die Waffen, weil er sich getäuscht sah, und nach einem blutigen Kampfe schlug er die Mahona aus der Insel heraus. Eine Expedition, welche Genua darauf abschickte, war glücklicher. Sie nötigte Arrigo zum zweiten Male auszuwandern.

Er ging aufs Neue nach Spanien, vom arragonischen Könige Johann Unterstützung zu erlangen. Johann gab ihm bereitwillig zwei Galeeren und einiges Kriegsvolk, und so erschien der hartnäckige Corse nach zweien Monaten wiederum in Corsica. Es überwand und fing Zoaglia den genuesischen Gouverneur und bemächtigte sich der ganzen Insel bis auf die festen Plätze Calvi und Bonifazio. Dies geschah im Jahre 1394. Die Republik schickte neue Befehlshaber und neue Truppen. Was dem Schwerte nicht gelang, gelang endlich dem Gifte. Arrigo della Rocca starb plötzlich im Jahre 1401. Zu eben dieser Zeit erlag Genua dem französischen Könige Carl dem Sechsten. Daher schienen die Geschicke Corsicas eine neue Wendung zu bekommen; aber sie war erst vorübergehend. Der französische König ernannte jetzt den Lionello Lomellino zu seinem Lehnsgrafen der Insel. Es ist derselbe, welcher der Mahona angehört hatte, und welchem Corsica die Gründung seiner größten Stadt Bastia verdankt. Diese wurde nun Sitz der Governatoren, nachdem es vorher das nahegelegene Schloß Biguglia gewesen war.

Zehntes Kapitel.

Die Stelle Arrigos della Rocca begann nun ein Mann gleicher Art einzunehmen. Bei ganz gleichen Verhältnissen des Landes gleichen

sich die Charaktere dieser kühnen Menschen erstaunlich; sie bilden bis auf Pasquale Paoli und Napoleon eine fortlaufende Reihe tapferer, unermüdlicher, ganz tragischer Helden, deren Geschichte mit Ausnahme des einen Mannes in Art, Mittel und Schicksal so dieselbe ist, wie der Jahrhunderte lange Kampf der Insel gegen die Herrschaft der Genuesen ein und derselbe ist. Der Beginn der Laufbahn dieser Männer, welche alle aus der Verbannung hervorkommen, trägt jedesmal den Charakter des Abenteuerlichen.

Vincentello d'Istria war ein Neffe Arrigo's, Sohn einer seiner Schwestern und Ghilfuccio's eines edlen Corsen. Auch er war in seiner Jugend an den Hof von Arragon gegangen, hatte dort Dienste genommen und durch glänzende Waffenthaten sich ausgezeichnet. Später hatte er mit arragonischen Schiffen einen glücklichen Corsarenkrieg gegen die Genuesen geführt und seinen Namen auf dem Mittelmeere schrecklich gemacht. Er beschloß die Umstände zu benutzen und eine Landung in seiner Heimat zu versuchen, wo der Graf Lomellino durch eine harte Regierung sich verhaßt gemacht hatte und Franz von Rocca, natürlicher Sohn Arrigos, welcher im Namen Genuas die Terra del Commune als Vicegraf regierte, eine starke Gegenpartei fruchtlos bekämpfte.

Vincentello landete unvermutet in Sagona, marschirte schnell, seinem Oheime gleich, auf Cinarca, nahm Biguglia, versammelte das Volk und machte sich zum Grafen Corsicas. Franz von Rocca fiel augenblicks durch Meuchelmord, aber seine Schwester Violanta, ein männliches Weib, griff zu den Waffen, bis sie von Vincentello überwunden ward. Auch Bastia ergab sich. Nun schickte Genua schleunig Truppen; nach einem Kampfe von zwei Jahren wurde Vincentello genötigt, Corsica zu verlassen, weil ein Teil der selbstsüchtigen Signoren mit Genua gemeine Sache machte.

Nach kurzer Zeit kehrte Vincentello mit arragonischen Völkern wieder, und wieder entriß er den Genuesen die ganze Insel bis auf die Festungen Calvi und Bonifazio. Als ihm dies gelungen war, machte sich auch der junge König Alfonso von Arragon, unternehmungslustiger als seine Vorgänger, in eigner Person und mit einer wolgerüsteten Flotte auf, die vermeintlichen arragonischen Rechte an die Insel mit Waffengewalt durchzusetzen. Er kam im Jahre 1420 von Sardinien her, legte sich vor Calvi und zwang diese genuesische Stadt sich ihm zu ergeben. Sodann segelte er vor Bonifazio, und

während die Corsen seiner Partei die unbezwingliche Festung von der Landseite bestürmten, griff sie die Flotte von der Seeseite an. Die Belagerung von Bonifazio macht eine glänzende Episode in diesen langwierigen Kämpfen und ist ausgezeichnet, wie durch die Tapferkeit der Belagerer so durch den großen Heldenmut der Belagerten. Diese, Genua mit Leib und Seele treu, selber zum großen Teile genuesischer Abkunft, blieben unerschütterlich wie ihre Felsen, und weder Hunger noch Pest, noch Feuer und Schwert der Spanier beugten sie in langer Not. Alle Stürme wurden abgeschlagen. Weiber, Kinder, Mönche und Priester standen in Waffen auf den Mauern und kämpften neben den Bürgern. Lange Monate kämpften sie, auf Entsatz hoffend, und beugten den Stolz des Spaniers, bis Alfonso endlich müde wurde und beschämt hinweg ging, indem er Vincentello die Fortführung der Belagerung überließ. Aber es kam der genuesische Entsatz und befreite die erschöpfte Stadt am Vorabende ihres Falles.

Vincentello ging zurück, und weil zu der Zeit auch Calvi wieder in die genuesische Gewalt gefallen war, konnte sich die Republik noch auf beide Festungen stützen. Der König Alfonso machte seit dem keinen Versuch mehr, in den Besitz Corsicas zu gelangen. Vincentello auf seine eigne Mittel beschränkt, verlor nach und nach den Boden, weil die Ränke Genuas mehr ausrichteten als die Waffen, und weil der Hader der Signoren eine gemeinsame Erhebung verhinderte.

Die genuesische Partei war besonders auf dem Cap Corso stark, wo die Herrn da Mare die meiste Macht besaßen. Mit ihrer Hilfe und mit der Hilfe der Caporali, welche aus Volkstribunen allmälig zu kleinen Tyrannen ausgeartet waren und einen neuen Geschlechteradel gebildet hatten, warf Genua Vincentello zurück und beschränkte ihn auf sein Lehn Cinarca. Der tapfere Mann stürzte sich zum Teil durch eigne Schuld; wollüstig wie er war, entführte er ein junges Mädchen aus Biguglia, was zur Folge hatte, daß die Sippschaft derselben zu den Waffen griff und der Ort in die Hände des Simon da Mare fiel. Der unglückliche Vincentello beschloß nun, aufs neue die Hilfe Arragon's anzugehen, aber Zacharias Spinola nahm die Galeere, welche ihn nach Sicilien bringen sollte, und brachte den schrecklichen Feind Genuas gefangen vor den Senat. Auf der großen Treppe des Palastes von Genua schlug man Vincentello d'Istria das Haupt ab. Das geschah im Jahre 1434. Er war ein glorioser Mensch gewesen, wie der Chronist der Corsen sagt.

Elftes Kapitel.

Nach dem Tode Vincentellos stritten die Signoren unter einander um die Herrschaft. Simon da Mare, Giudice d'Istria, Renuccio de Leca, Paolo della Rocca, bald der eine, bald der andre nannte sich Graf von Corsica. Von Genua her, wo die Fregosi und die Adorni die Republik zerspalten hatten, suchten beide Familien Corsica zum Besitztum ihres Hauses zu machen. Dies gab neue Kriege und neues Elend. Das Volk hatte kein Friedensjahr. Alles stand fortdauernd in Waffen, griff an oder verteidigte sich. Die ganze Insel war nichts als Brand, Empörung, Krieg, über und über blutig.

Im Jahre 1443 trug ein Teil der Corsen die Herrschaft ihres Landes dem Papste Eugen dem Vierten an, vielleicht daß die Kirche die Parteien bändigen und Ruhe stiften möchte. Der Papst schickte hierauf seine Bevollmächtigten mit Truppen, aber sie vermehrten nur die Verwirrung. Da sammelte sich das Volk zu einem Tage in Morosaglia und ernannte einen tapfern und großherzigen Mann Mariano da Gaggio zu seinem Generallieutenant. Mariano überwand zunächst die verwilderten Caporali, warf sie aus ihren Felsentürmen, zerstörte deren viele und erklärte ihre Würde für abgeschafft. Ihrerseits riefen die Caporali den Genuesen Adorno ins Land. Das Volk stellte sich nun von neuem unter den Schutz des Papstes, und weil unterdeß die Fregosi zur Herrschaft von Genua gelangt waren, und Nicolaus der Fünfte ein Genuese sie begünstigte, übertrug er die Regierung der Insel dem Lodovico Campo Fregoso im Jahre 1449. Vergebens lehnte sich das Volk unter Mariano dagegen auf. Die schon grenzenlose Verwirrung noch zu mehren, erschien auch ein Arragonischer Vicekönig Jacob Imbisora, im Namen Arragons Unterwerfung fordernd.

Das verzweifelnde Volk sammelte sich hierauf zu einem Tage am Lago Benedetto und faßte hier den verhängnißvollen Beschluß, sich unter die Bank des heiligen Georg von Genua zu stellen. Diese Gesellschaft war im Jahre 1346 als eine Companie von Capitalisten gestiftet worden, welche der Republik Geld darlieh und dafür gewisse öffentliche Einkünfte als Garantie empfing. Auf den Antrag der Corsen trat die genuesische Republik Corsica an diese Bank ab, und gegen ein Verzichtungsgeld gaben die Fregosi ihre Titel auf.

Es übernahm also die Companie des heiligen Georg Corsica im Jahre 1453 als ihr Besitztum unter der Oberhoheit des Senats,

und gleichsam als eine Domäne, aus welcher möglichst große Revenuen zu erzielen seien.

Aber es vergingen Jahre, ehe es der Bank glückte, Herrin der Insel zu werden. Die Signoren jenseits der Berge leisteten im Bunde mit Arragon einen verzweifelten Widerstand. Mit rücksichtsloser Strenge verfuhren die Gouverneure der Bank; viele Köpfe fielen, andere Edle wanderten ins Exil und sammelten sich um Tomasin Fregoso, einen beweglichen Mann, welcher sich, seitdem sein Oheim Lodovico Doge geworden war, an die Ansprüche seiner Familie auf Corsica lebhaft zu erinnern begann. Er kam, begleitet von den Emigranten, warf die Truppen der Bank über den Haufen und setzte sich in den Besitz eines großen Teils der Insel, nachdem ihn das Volk zum Grafen ausgerufen hatte.

Da fiel Genua im Jahre 1464 in die Gewalt des Franz Sforza von Mailand, und eine Macht, welche mit Corsica niemals etwas zu thun gehabt hatte, betrachtete nun die Insel als ihr Besitztum. Die Corsen, denen jeder andere Herr als der genuesische angenehm war, schworen auf dem Tage in Biguglia freudig den Eid in die Hände des mailändischen Hauptmanns Antonio Cotta. Aber auf demselben Tage gab ein kleiner Zwist die Veranlassung ganz Corsica wieder in Flammen zu setzen. Ein paar Bauern aus Nebbio waren mit den Leuten der Signoren von jenseits der Berge in einen blutigen Zank geraten, der mailändische Commandant hatte die Schuldigen sofort gestraft. Dadurch in ihrem Herrenrechte gekränkt, waren die Signoren auf die Pferde gesprungen und voll Ingrimm nach Hause geritten, ohne ein Wort zu sagen. Man rüstete den Krieg. Diesen von sich abzuwenden, versammelte sich das Volk des Gemeinlandes in der Casinca und ernannte den Sambucuccio d'Alando, einen Abkommen jenes ersten corsischen Gesetzgebers, zum Vicar des Volkes mit der Vollmacht, alle Mittel anzuwenden, um die Ruhe wiederherzustellen. Sambucuccios Dictatur schreckte, man gehorchte ihm und hielt sich ruhig, und eine neue Versammlung sandte ihn und andere als Boten nach Mailand, um die Lage der Dinge dem Herzoge vorzustellen und um die Abberufung Cotta's zu bitten.

Cotta wurde abgelöst durch den schlimmeren Amelia, welcher einen jahrelangen Krieg hervorrief. In allen diesen Stürmen sehen wir jene demokratische Terra del Commune als Insel gleichsam in der Insel rings von den Signoren umgeben, fest zusammenhalten und

eigentlich das Volk der Corsen darstellen. Und schon seit fast zweihundert Jahren haben wir nichts Entscheidendes ohne die Volkstage (veduta) geschehn sehen, und haben schon mehrmals bemerkt, wie das Volk sich selber Grafen und Vicare ernannte.

Als nun der Krieg zwischen Corsen und Mailändern im vollen Gange war, erschien jener Thomas Campo Fregoso wieder, sein Glück zu versuchen. Die Mailänder schickten ihn gefangen nach ihrer Stadt. Wunderlicher Weise kehrte er von hier zurück mit Diplomen versehen, welche ihm im Wege Rechtens Corsica zusprachen, im Jahre 1480. Seine wie seines Sohnes Janus Regierung war so grausam, daß sie nicht von Dauer sein konnte, obwol sie sich mit dem angesehensten Manne der Insel mit Giampolo da Leca verwandschaftlich verbunden hatten.

Das Volk indeß ernannte den Renuccio da Leca zu seinem Führer, und dieser richtete sofort sein Augenmerk auf den Herrn von Piombino, Appian den Vierten, und trug ihm Corsica unter der Bedingung an, daß er hinreichende Truppen schickte, um die Insel von allen Tyrannen zu befreien. Wie elend war also die Lage des Volks, da es nach allen Seiten hingriff, bald diesen bald jenen mächtigen Despoten hereinrief, die eigenen Tyrannen noch durch Fremde vermehrend. Dem Herren von Piombino schien es gut sein Glück auf Corsica zu versuchen, da er schon einen Teil von Elba in seiner Gewalt hatte. Er schickte seinen Bruder Gherardo di Montagnara mit einem kleinen Heere. Gherardo war jung, schön, von glänzenden Manieren, von theatralischem Anstande. Er kam mit köstlichen Gewändern angethan, mit einem prächtigen Gefolge hinter sich, mit herrlichen Pferden, Hunden, Musikanten und Gaukelspielern. Er that, als wollte er die Insel mit Musik erobern. Die Corsen, welche kaum das liebe Brod hatten, staunten ihn wie ein fremdes Wesen an, führten ihn auf ihre Volksversammlung an den Lago Benedetto und machten ihn mit großem Jubel zum Grafen von Corsica, im Jahre 1483. Die Fregosi verloren jetzt den Mut; ihre Sache aufgebend verkauften sie nach kurzer Zeit ihre Ansprüche an die genuesische Bank für zweitausend Goldscudi. Die Bank rüstete nun energisch den Krieg gegen Gherardo und Rinuccio. Rinuccio wurde geschlagen. Das erschreckte den Herrn von Piombino dermaßen, daß er eiligst die Insel verließ, weniger theatralisch als er gekommen war. Piombino trat von jedem weitern Versuche zurück.

Zwölftes Kapitel.

Wiederum erheben sich nach einander zwei kühne Männer, Genua zu bekämpfen. Giampolo da Leca war, wie wir gesehen haben, mit den Fregosi in Verwandschaft getreten. Obwol diese Herren der Bank ihre Titel abgetreten hatten, konnten sie den Verlust ihrer Herrschaft dennoch nicht ertragen. Janus reizte also von Genua aus seinen Verwandten zur Empörung gegen den Gouverneur Matias Fiesco. Giampolo begann den Krieg. Aber von den Truppen der Bank geschlagen und zurückgedrängt und nachdem er Florenz vergeblich um Hilfe angegangen war, sah er sich genötigt die Waffen niederzulegen und mit Weib und Kind und Freunden nach Sardinien auszuwandern, im Jahre 1487.

Kaum verging ein Jahr, als er wieder erschien, gerufen von seinen Anhängern. Wiederum unglücklich entwich er zum zweiten Male nach Sardinien. Mit Grausamkeit bestraften nun die Genuesen die Aufständischen durch Tod, Verbannung und Gütereinziehung. Die Gährung wuchs. Zehn Jahre lang schwoll der Haß gegen Genua. So lange saß Giampolo in seinem Exile, rachesinnend, die Augen immer auf seine mit Gewalt erdrückte Heimat gerichtet. Dann kam er wieder. Er hatte nicht Geld noch Waffen, vier Corsen und sechs Spanier waren sein alleiniges Heer, und mit diesem landete er. Er war beim Volke beliebt, weil er edel, tapfer und von großer Schönheit der Gestalt war. Es liefen ihm die Corsen sofort zu, die von Cinarca, von Vico, von Niolo, von Morosaglia. Bald hatte er 7000 Corsen zu Fuß und 200 zu Pferde, eine Macht, welche der Bank von Genua Schrecken einflößte. Sie schickte derhalb Ambrosio Negri, einen bewährten Feldhauptmann, auf die Insel. Negri wußte durch Zwistigkeiten und lockende Aussichten einen Teil der Partei Giampolo's an sich zu ziehn und namentlich Renuccio della Rocca, einen kühnen Edeln zu fesseln. Giampolo's Macht zerrann, der Rest wurde am Foce al Sorbo geschlagen. Und weil auch sein Sohn Orlando gefangen wurde, schloß er mit Negri einen Vertrag, welcher ihm gestattete in Freiheit auszuwandern. Mit fünfzig Corsen ging er wiederum nach Sardinien, im Jahre 1501, im bittern Schmerz sein Leben zu vertrauern.

Giampolo's Fall war hauptsächlich die Schuld des Renuccio della Rocca. Dieser Mann, das Haupt der stolzen Familie Cinarca,

erkannte, daß die genuesische Bank mit Consequenz den Plan verfolgte, die Macht der Signoren, die besonders jenseits der Berge ihren Sitz hatten, auch im letzten Reste und für immer zu brechen, und daß an ihn selber die Reihe kommen werde. Dies erkennend stand er plötzlich in Waffen, im Jahre 1502. Der Kampf war kurz und für Genua glücklich, dessen Gouverneur damals einer der Doria war, welche sich durch Kraft und rücksichtslose Grausamkeit auszeichneten und denen allein Genua es verdankte, daß der Adel Corsicas endlich gebrochen wurde. Nicolas Doria zwang Renuccio zu einem Vergleiche und legte ihm die Verpflichtung auf, mit Weib und Kindern fortan in Genua zu wohnen.

Noch immer saß Giampolo in Sardinien. Ihn fürchtete Genua vor allen und machte mehrmals Versuche, sich gütlich mit ihm zu vertragen. Sein Sohn Orlando war gerade aus dem Turme zu Genua entflohen und nach Rom gegangen, von wo aus er in seinen Vater drang, der stummen Thatlosigkeit sich zu entreißen. Dieser aber verharrte in seinem Schweigen und hörte weder auf die Einflüsterungen seines Sohnes noch auf die von Genua. Da verschwand plötzlich Renuccio aus Genua im Jahre 1504; Weib und Kinder ließ er dem Feinde und ging heimlich nach Sardinien Giampolo aufzusuchen, welchen er ehedem ins Elend gestürzt hatte. Doch Giampolo ließ ihn nicht vor sich. Er wehrte auch den Bitten der Corsen, welche alle ihn erwarteten. Seine eigenen Verwandten hatten unterdeß seinen Sohn ermordet. Der Vicekönig hatte die Mörder gefangen und wollte sie hinrichten lassen, um Giampolo ein Zeichen der Freundschaft zu geben. Aber der edle Mann verzieh ihnen und bat um ihre Freilassung.

Renuccio sammelte indeß achtzehn entschloßne Männer um sich und landete in Corsica, nicht zurückgehalten durch das Schicksal seiner Kinder, welche man gleich nach seiner Flucht in einen finstern Turm geworfen hatte. Nicolas Doria säumte übrigens nicht Renuccio zu treffen und im ersten Anlaufe zu überwältigen. Um ihn zu erschüttern ließ er seinem ältesten Sohne den Kopf abschlagen und drohte dem jüngsten ein gleiches zu thun, nur die flehentlichen Bitten des Knaben verhinderten die Unthat. Der unglückliche Vater, überall geschlagen, floh nach Sardinien, weiter nach Arragon. Doria aber wütete gegen alle die ihm angehangen, und weite Strecken der Insel legte er wüst, die Dörfer niederbrennend und die Einwohner zerstreuend.

Renuccio della Rocca kam wieder im Jahre 1507. Er wollte

eher sterben, als die Herrschaft Genua's auch nur von weitem sehn. Der unbeugsame Mann war ganz der Widerspruch zu dem verschlossenen, schmerzvollen Giampolo. Mit nur zwanzig Menschen betrat er sein Vaterland. Diesmal kam ihm ein anderer Doria entgegen, Andreas, der nachmals große Doge, welcher unter seinem Vetter Nicolò gedient hatte. Der corsische Geschichtschreiber Filippini verschweigt die Grausamkeiten nicht, welche Andreas in diesem kurzen Kampfe beging. Es gelang ihm schnell, Renuccio zu erdrücken und ihn zu zwingen mit freiem Geleite sich ein zweites Mal nach Genua einzuschiffen. Als der Corse dort ankam wollte ihn das Volk zerreißen; schnell barg ihn der französische Gouverneur in sein Castell.

Drei Jahre waren vergangen. Plötzlich zeigte sich Renuccio wieder in Corsica. Aus Genua entflohen hatte er vergebens bei den Fürsten Europas um Hilfe gebeten, und noch einmal dem Schicksal trotzend, war er mit acht Freunden ausgezogen und in seiner Heimat gelandet. Weinend empfingen ihn frühere Vasallen in Freto, erschüttert von dem gehäuften Unglück des Mannes und seiner beispiellos kühnen Seele. Er sprach zu ihnen und beschwor sie noch einmal das Schwert zu ziehn. Sie schwiegen und gingen. Einige Tage blieb er in Freto versteckt. Da kam zufällig Nicolo Pinello, Schützenhauptmann aus Ajaccio auf seinem Pferde. Der Anblick desselben erbitterte Renuccio so sehr, daß er ihn Nachts überfiel und erschlug, sein Pferd nahm und nun öffentlich sich zeigte. Auf die Kunde von seiner Anwesenheit zogen die Soldaten aus Ajaccio aus, ihn zu fangen. Renuccio floh in die Berge, gehetzt wie ein Bandit oder ein wildes Thier. Weil nun die Verfolger die Bauern um Renuccios willen peinigten, zogen diese es vor ihrer Not ein Ende zu machen und ihn zu tödten. Man fand Renuccio della Rocca im Monat Mai des Jahres 1511 elend erschlagen in den Bergen. Es war einer der mannhaftesten aus dem edlen Hause der Cinarca. Man sagt, erzählt der corsische Chronist, daß Renuccio bis zu seinem letzten Ende sich gleich blieb, und daß er in seinem Tode nicht weniger Heldenmut zeigte als in seinem Leben, und das wahrlich zu seinem großen Lobe, weil ein hochherziger Mann niemals den Adel seiner Seele verlieren darf, auch wenn das Schicksal ihn zu einem schmählichen Tode zwingt.

Giampolo war unterdeß nach Rom gegangen, um bei dem Papste

Leo dem Zehnten Hilfe zu suchen, und unglücklich in seinem Bemühn, war er im Jahre 1515 dort gestorben.

Dreizehntes Kapitel.

Mit Giampolo und Renuccio endete der Widerstand der corsischen Signoren. Der Adel der Insel sank, seine Burgen zerfielen, und kaum sieht man heute hie und da auf den Felsen Corsica's die schwarzen Mauern ragen, welche ehedem die Schlösser der Cinarca, der Istria, der Leca, der Ornano gewesen waren. Aber Genua hatte, indem es diesen fürchterlichen Feind zu Boden warf, einen weit schrecklicheren sich auf die Füße gestellt, dies war das corsische Volk selber.

Uebrigens wanderten damals, als die Herrschaft der genuesischen Bank mit eiserner Schwere sich auf die Insel legte, viele thatkräftige Männer aus, um in der Fremde sich Ruhm und Ehre zu erwerben. Sie nahmen Dienste im Auslande und wurden namhaft als Feldhauptleute und Condottieri. Einige standen in den Diensten der Medici, andere in denen der Strozzi, oder dienten bei den Venetianern, in Rom, bei den Gonzaga's, bei den Franzosen. Filippini nennt ihrer eine große Schaar, darunter Guglielmo von Casabianca, Baptista von Leca, Bartelemy von Vivario mit dem Beinamen Telamon, Gasparino Ceccaldi, Sampiero von Bastelica. Ein Corse Arsano von Bastia machte besonderes Glück, da er als Renegat zum König von Algier sich aufschwang unter dem Namen Lazzaro. Dies ist um so wunderlicher, als gerade in dieser Zeit Corsica von den Barbaresken so viel zu leiden hatte, weshalb die Bank die ganze Insel mit Feuerwachen und Türmen umstellte und Porto Vecchio an der Südostküste zu einem Fort machte.

Nach den Kriegen mit Giampolo und Renuccio wurde Corsica durch die Bank anfangs väterlich regiert und erfreute sich einer guten Ordnung. Das sagt der corsische Chronist. Die Verwaltung der Insel, welche mit wenigen Aenderungen bestehen blieb, als die Republik das Land der Bank wieder abnahm, war folgende.

Die Bank sandte jährlich einen Governatore nach Corsica,

welcher in Bastia residirte. Er hatte neben sich einen Vicario, einen Doctor der Rechte. Ihm gebührte die gesammte Administration, die oberste richterliche und militärische Gewalt. Wiederum hatte er seine Lieutenants (luogotenenti) in Calvi, Algajola, San Fiorenzo, Ajaccio, Bonifazio, Sartena, Vico, Cervione und Corte. Von ihrem Urteil konnte an den Gouverneur appellirt werden. Alle diese Behörden wechselten jedes Jahr oder nach je zwei Jahren. Zum Schutze des Volkes gegen ihre Uebergriffe hatte man ein Syndicat eingesetzt, vor welchem Klage gegen einen jeden Magistrat geführt werden durfte. War die Klage begründet erfunden, so konnten die Handlungen des betreffenden Magistrats umgestoßen, er selbst mit Absetzung gestraft werden. Sogar der Gouverneur war den Sindici Rechenschaft schuldig. Sie waren sechs an der Zahl, drei aus dem Volke, drei aus dem Adel, sowol Corsen als Genuesen. In besonderen Fällen erschienen auch Commissarien welche Untersuchungen anstellten.

Außerdem hatte das Volk das wichtige Recht, die Zwölfmänner zu ernennen, und zwar jedesmal beim Wechsel der obersten Magistratur; zwölf nämlich für das Land diesseits, sechs für das Land jenseits der Berge. Die Zwölfmänner vertraten die Rechte des Volkes neben dem Gouverneur, so daß ohne sie nichts auf der Insel angeordnet, geändert und geschmälert werden durfte. Aus ihnen ging Einer als Oratore oder Redner nach Genua, zu dem Zwecke die Rechte des Volkes beim Senate zu vertreten.

Die demokratische Grundlage der Verfassung der Communen, der Pievi, mit ihren Gemeindevätern und Podestas wurde nicht geändert, noch wurde die Volksversammlung (veduta oder consulta) abgestellt. Der Govvernatore pflegte sie in Biguglia zu versammeln, so oft etwas allgemein Wichtiges mit Zustimmung des Volkes angeordnet werden sollte.

Man sieht, diese Einrichtungen waren demokratischer Natur, ließen dem Volke Freiheit sich zu bewegen und Anteil an der Regierung, gaben ihm Halt an schützenden Gesetzen und zügelten die Willkür der Beamten. Und so konnte sich das corsische Volk ihrer wol erfreuen, ja im Vergleiche mit andern Völkern Europas mochte es hochbevorzugt erscheinen, wenn jene Gesetze wirklich gehandhabt wurden und nicht bloß scheinbar waren. Daß sie es aber dennoch waren, daß Genua bald zu einem fluchwürdigen Despotenregiment überging und alle Nationalität der Corsen auszurotten sich anschickte

wie Venedig den großen Fehler begehend, seine auswärtigen Provinzen durch Tyrannei abzustoßen, statt sie durch Wohlthaten an sich zu fesseln, das werden wir in den folgenden Kapiteln sehn. Denn nun stellte Corsica wider Genua seinen tapfersten Mann und einen der hervorragendsten Charaktere jenes Jahrhunderts auf.

Vierzehntes Kapitel.

Sampiero war in Bastelica geboren, einem Orte der oberhalb Ajaccio in den wildesten Urbergen liegt; nicht aus alter Familie entsprossen, sondern der Sohn unbekannter Eltern. Man nennt als seinen Vater Guglielmo Enkel Vinciguerra's. Andere nennen die Porri als seine Familie.

Gleich anderen jungen Corsen ging Sampiero früh auf das Festland, bei fremden kriegerischen Heeren Dienste zu nehmen. Wir finden ihn im Dienste des Cardinals Hippolyt von Medici, unter den schwarzen Banden zu Florenz, und bald machte er alle Welt durch seine Waffenthaten wie durch den Adel und die Gewalt seines Charakters von sich reden. Den Medici war er Schwert und Schild im Kampfe gegen die Pazzi. Aus ihren Diensten als Condottiere und Bandenhauptmann trat er, für seinen thatenlustigen Geist ein größeres Feld suchend, unter die Fahnen Franz des Ersten von Frankreich. Der König machte ihn zum Obersten des Corsenregiments, welches er gebildet hatte. Bayard wurde sein Freund und Carl von Bourbon ehrte seine ungestüme Tapferkeit und seine kriegerische Einsicht. „An einem Schlachttage, sagte Bourbon, gilt der Corsenoberst 10,000 Mann." In vielen Schlachten, vor mancher Feste zeichnete sich Sampiero aus, und sein Ruf war gleich groß beim Feinde wie beim Freunde.

Ganz dem Kriege zwischen Frankreich und Spanien hingegeben, hatte er doch noch Auge und Ohr für sein Vaterland Corsica, von dem oft Stimmen zu ihm drangen, welche ihm das Herz bewegten. Er kam im Jahre 1547 nach Corsica hinüber, ein Weib aus seiner Heimat zu nehmen, und er nahm es aus einem der ältesten Häuser jenseits der Berge, dem Hause der Ornano. Obwol er selber ohne

Ahnen war, galt doch dem Francesco Ornano Sampiero's Ruhm und Manneskraft als ein nicht zu verachtendes Adelsdiplom, und der stolze Corse gab ihm sein einziges Kind, die schöne Vannina, mit ihrer Hand das Erbe der Ornano.

Kaum sah der Gouverneur der genuesischen Bank Sampiero, in welchem er den grimmigsten Feind ahnte, in seinem Bereiche zu Bastia, als er wider alles Recht ihn überfallen und in den Turm werfen ließ. Franz Ornano eilte, für seines Eidams Leben fürchtend, zum französischen Gesandten nach Genua. Auf der Stelle reclamirte dieser den französischen Feldhauptmann. Sampiero wurde freigelassen. Der ihm angethane Schimpf aber war noch ein persönlicher Antrieb mehr, den langgenährten Haß gegen Genua und den heißen Wunsch sein Vaterland zu befreien, zur That zu fördern. Die politischen Verhältnisse, der Krieg zwischen Frankreich und Carl dem Fünften gaben bald Gelegenheit dazu.

Heinrich der Zweite, Gemal der Catharina von Medici, tief verwickelt in die italienischen Angelegenheiten, im heftigen Kriege mit dem Kaiser und verbündet mit den Türken, welche eine Flotte ins westliche Mittelmeer abzusenden im Begriffe standen, ging auf den Plan einer Unternehmung gegen Corsica ein. Ein doppelter Zweck schien damit erreichbar; einmal wurde in Corsica Genua bedroht und weil die Republik, seitdem sie Andreas Doria vom Franzosenjoche befreit hatte, mit Carl dem Fünften enge verbunden war, in Corsica auch der Kaiser selbst bekriegt; endlich gab die Insel eine treffliche Position im Mittelmeere und einen Anlehnungspunkt für die vereinigte französische und türkische Flotte. Also bekam der Marschall Thermes, welcher in Italien stand, wo seine Truppen Siena besetzt hielten, den Befehl sich an die Eroberung von Corsica zu machen.

In Castiglione hielt er einen Kriegsrat. Sampiero war über die Wendung der Dinge glücklich; er begehrte nichts als der Befreier seines Landes zu sein, er stellte Thermes die unausbleiblichen Erfolge der Unternehmung dringend vor, und sie wurde schnell ins Werk gesetzt. Ihr Erfolg war auch unzweifelhaft. Die Franzosen durften nur landen, um das corsische Volk augenblicklich in Waffen zu rufen. Der Haß gegen die Herrschaft der genuesischen Kaufleute war seit dem Falle Renuccios bis aufs äußerste gestiegen. Er hatte seinen Grund nicht allein in dem unzerstörbaren Freiheitsgefühle der Nation, er hatte ihn auch in materiellen Dingen. Denn sobald die Bank

ihrer Gewalt sicher geworden zu sein schien, mißbrauchte sie dieselbe despotisch. Man hatte den Corsen alle ihre Rechte genommen, das Syndicat, die Zwölfmänner, die alte Gemeindeobrigkeit. Das Recht war feil, der Mord frei, wenigstens wurde der Mörder in Genua beschützt und mit Freibriefen versehn. Alle Schrecken der Blutrache wurzelten deshalb fest und unaustilgbar. Die Schriftsteller stimmen darin überein, daß die Demoralisation der Rechtspflege die tiefste Wunde war, welche die Bank von Genua den Corsen schlug.

Sampiero hatte einen Corsen Altobello de' Gentili auf die Insel geschickt, das Volk zu erhorchen; seine Briefe und die Hoffnung auf ihn entzündeten eine wilde Freude. Man zitterte der Ankunft der Expedition entgegen. Thermes und der Admiral Paulin, dessen Geschwader sich bei Elba mit der Türkenflotte unter Dragut vereinigt hatte, segelten nun gegen Corsica im August 1553. Mit ihnen war auch der tapfere Piero Strozzi und seine Companie, doch nicht auf lange, mit ihnen die Hoffnung der Corsen Sampiero, Johann Ornano, Rafael Gentili, Altobello, andere Emigranten, alle racheglühend und voll Begierde sich im Blute der Genuesen zu baden.

Sie landeten an der Renella bei Bastia. Sampiero zeigte sich kaum auf den Mauern der Stadt, welche man mit Sturmleitern erstiegen hatte, als das Volk die Tore aufriß. Bastia ergab sich. Ohne Säumen ging man nun an die Eroberung der anderen festen Plätze und des Innern. Paulin legte sich vor Calvi, der Türke Dragut vor Bonifazio, Thermes marschirte auf San Fiorenzo, Sampiero auf Corte die wichtige Veste im Innern. Auch hier zeigte er sich kaum, als das Volk ihm die Tore öffnete. Die Genuesen flohen überall, alles Land wurde wie im Triumfe erobert, nur Ajaccio, Bonifazio und Calvi trotzten auf ihre Lage. Nicht Paulin zur See noch Sampiero zu Lande konnten Calvi erschüttern. Man hob die Belagerung auf und Sampiero eilte vor Ajaccio zu erscheinen. Die Genuesen unter Lamba Doria rüsteten sich zur äußersten Verteidigung, aber das Volk that dem Befreier die Stadt auf. Man plünderte die Häuser der Genuesen; doch so heilig zeigte sich auch hier das corsische Naturgesetz der Großmut und der Gastfreundschaft selbst gegen die Feinde, daß viele Genuesen Schutz bei ihren Hassern fanden, in deren Dörfer sie gingen das Gastrecht anzuflehen. Franz Ornano nahm den Lamba Doria selbst in sein eignes Haus.

Fünfzehntes Kapitel.

Unterdeß stürmte der Türke Bonifazio, rings umher alles Land verwüstend, und erbittert über den Heldenmut der Bonifaziner, welche ihrer Vorfahren zur Zeit des Alfonso von Arragon sich würdig zeigten. Tag und Nacht, trotz Hunger und Ermüdung, standen sie auf den Mauern, jeden Sturm zurückwerfend, Männer und Weiber gleich heldenmütig. Auch Sampiero erschien vor Bonifazio. Die unabläßig bestürmte Stadt wankte nicht, im mannhaften Kampfe auf Entsatz hoffend. Denn ein Bote, Cattacciolo ein Bürger von Bonifazio wurde von Genua her erwartet. Der Bote kam um den nahen Entsatz anzukündigen, und er fiel in die Hände der Franzosen. Sie machten ihn zum Verräter, so daß er gefälschte Briefe in die Stadt trug, welche dem Commandanten die Hoffnung auf den Entsatz benahmen. Deshalb schloß dieser einen Vertrag und übergab die unbezwungene Stadt unter der Bedingung, daß sie nicht geplündert werden solle, und daß die Besatzung in allen Ehren sich nach Genua einschiffen dürfe. Die tapferen Verteidiger waren kaum aus den Mauern gerückt, als der barbarische Türke aller Menschlichkeit und dem Eide Hohn sprechend, über sie herfiel und sie zusammenzuhauen begann. Sampiero rettete mit Mühe, was von den Bonifazinern noch zu retten war. Mit dieser Rache nicht zufrieden, forderte Dragut die Plünderung der Stadt, und da man ihm diese nicht zugestand, eine hohe Summe Abstandsgeld, welche Thermes nicht zahlen konnte, aber zu zahlen versprach. Erboßt setzte sich Dragut zu Schiffe und ging nach Asien unter Segel. Genuesisches Gold hatte ihn gewonnen.

Nach dem Falle Bonifazios war den Genuesen kein Fleck Landes mehr in Corsica geblieben, als das „immergetreue" Calvi. Es war daher keine Zeit zu verlieren, wenn man die Insel wiedergewinnen wollte. Der Kaiser hatte Hilfe zugesagt, er stellte Genua einige Tausend Deutsche und Spanier zur Verfügung, auch Cosmus von Medici gab ein Hilfscorps. So war ein bedeutendes Heer beisammen, und um den Erfolg ganz außer Frage zu stellen übertrug man den Oberbefehl dem berühmtesten Feldherrn, dem Andreas Doria selbst, und das Untercommando dem Agostino Spinola.

Andreas Doria war damals 86 Jahre alt. So sehr dringend erschien die Lage der Dinge, daß der Greis die Aufforderung nicht

ausschlug. In der Kathedrale von Genua empfing er das Banner der Unternehmung von Senatoren, Protectoren der Bank, Clerus und Volk.

Am 20. November 1553 landete Doria im Golfe von S. Fiorenzo, und in kurzer Zeit wandte sich das Blatt zu Gunsten Genuas. S. Fiorenzo, welches der Marschall Thermes stark befestigt hatte, fiel, Bastia ergab sich, die Franzosen wichen allenthalben. Damals hatte sich Sampiero mit Thermes überworfen und war eine kurze Zeit an den Hof von Frankreich entfernt worden; aber nachdem er seine Verleumder besiegt hatte, stand er glänzender und als die alleinige Seele des Krieges da, welchem der untüchtige Thermes nicht gewachsen war. Er war unerschöpflich im Widerstande, im Angriff, im kleinen Kriege. Er schlug Spinola empfindlich auf dem Golofelde, eine Wunde aber die er in der Schlacht empfing, machte ihn für eine Zeit unthätig, in welcher Spinola die Corsen bei Morosaglia blutig schlug. Jetzt ließ Sampiero seiner Wunde nicht Zeit zum Heilen, er erschien wieder im Felde und überwand Spanier und Deutsche in der Schlacht am Col di Tenda, im Jahre 1554.

Der Krieg wurde mit gleich großer Wut noch fünf Jahre lang fortgeführt. Corsica schien des Schutzes von Frankreich für immer sicher und sich überhaupt als einen selbstständig organisirten Teil Frankreichs zu betrachten. Franz der Zweite hatte Jourdan Orsini bereits zu seinem Vicekönig ernannt, und dieser hatte in der Volksversammlung im Namen seines Königs die Einverleibung der Insel in Frankreich erklärt, auf daß es für alle Zeit unmöglich werde, die Insel von der Krone Frankreich zu trennen. Denn nur mit dieser dürfe der König jene aufgeben. So schien das Schicksal Corsica's schon damals an die französische Monarchie gebunden und die Insel aus dem Bereiche der italienischen Staaten, in welchen sie durch Natur gehört, ausgeschieden zu sein. Aber kaum hatte der König jene feierliche Zusage gegeben, als der Friedensschluß von Cateau Cambresis, im Jahre 1559, alle Hoffnungen der Corsen mit einem Schlage zertrümmerte.

Frankreich schloß mit Philipp von Spanien und mit dessen Verbündeten Frieden und verpflichtete sich Corsica den Genuesen herauszugeben. Und so lieferten denn die Franzosen alle noch von ihnen besetzten Plätze in die Hände Genua's und schifften ihre Truppen ein. Ein verzweifelter Krieg von sechs Jahren war nutzlos geführt worden, so viel Ströme Bluts waren der Politik zum Spiele

verströmt, und der Corse sah sich nun durch ein Blatt Papier, ein Friedensdocument, in sein altes Elend zurückgeschleudert, und der Rache Genua's wehrlos Preis gegeben. Dieser Treubruch und dieser Schlag preßte dem Lande einen allgemeinen Schrei der Verzweiflung aus, aber er ward nicht beachtet.

Sechzehntes Kapitel.

Von hier ab zeigte sich Sampiero in seiner ganzen Größe; denn nur derjenige Mann ist wahrhaft groß, welcher durch das Schicksal ungebeugt aus dem Unglücke selbst doppelt stark zu erstehn vermag. Geächtet war er hinweggegangen. Der Friede hatte ihm das Schwert genommen, die ganz verheerte Insel konnte einen Kampf für sich selbst nicht mehr wagen, sie bedurfte der Erholung, der neue Krieg einer neuen Stütze an einer auswärtigen Macht. Also durchwanderte der unermüdliche Mann vier Jahre lang die Welt, die entferntesten Mächte Europas um Hilfe angehend. Er wanderte nach Frankreich zur Catharina, hoffend sie alter Dienste, die er dem Hause Medici geleistet hatte, noch eingedenk zu finden; er ging nach Navarra; zum Herzoge von Florenz; zu den Fregosi; von einem Hofe Italiens zum andern; er schiffte nach Algier zu Barbarossa; er eilte nach Constantinopel zum Sultan Soliman. Seine ernste, achtunggebietende Erscheinung, die Kraft seiner Worte, sein durchdringender Verstand, seine glühende Vaterlandsliebe flößten allen Bewunderung ein, den Christen wie den Barbaren; aber man vertröstete ihn mit eitlen Hoffnungen und mit leeren Aussichten.

Während nun Sampiero die Welt durchwanderte, die Fürsten zu einer Unternehmung für Corsica anrufend, hatte Genua ihn nicht aus den Augen verloren; es erschrak vor den möglichen Erfolgen seiner Bemühungen. Dem fürchterlichen Manne für immer die Hand zu lähmen mußte man auf irgend eine Weise versuchen. Gift und Meuchelmord, so sagt man, hatten fehlgeschlagen. Man beschloß daher des Mannes Seele zu bändigen, indem man das Naturgefühl des Vaters und des Gatten mit der Leidenschaft zum Vaterlande in Krieg brachte. Man wollte sein Herz erschlagen.

Sampiero's Weib Vannina lebte in ihrem Hause zu Marseille im Schutze Frankreichs. Ihren jüngsten Sohn Anton Francesco hatte sie bei sich, der ältere, Alfonso, war am Hofe Catharina's. Die Genuesen umgaben sie mit ihren Spähern und ihren Agenten. Es kam ihnen darauf an Sampiero's Weib und Kind nach Genua zu locken. Zu diesem Zwecke bedienten sie sich des Michel Angelo Ombrone, eines Priesters, welcher Lehrer der jungen Söhne Sampiero's gewesen war und dessen Vertrauen im höchsten Maße genoß; ferner eines gewandten Agenten Agosto Bazzicaluga. Vannina war eine bewegliche Natur, empfänglich für Einflüsterungen, stolz auf den alten Namen der Ornano. Man hatte ihr das Loos vorgestellt, welches die Kinder ihres geächteten Gatten erwarten mußte. Mit ihres Vaters Acht beladen, des Lehns der berühmten Ahnen beraubt, arm, nicht einmal ihres Lebens sicher: was sollte einst aus ihnen werden? Man zeigte der beweglichen Phantasie Vannina's diese ihre geliebten Kinder in dem Elend der Fremde, das Brod der Gnade essend, oder, was schlimmer war, wenn sie den Spuren des Vaters folgten, als Banditen in den Bergen herumgehetzt, gefangen endlich und an die Galeeren geschmiedet.

Vannina ward erschüttert, der Gedanke nach Genua zu gehen, ihr immer weniger schrecklich und weniger befremdlich. Dort, sagten ihr Ombrone und Bazzicalupa, wird man euren Kindern das Lehen Ornano wieder zuerkennen, und eurer milden Seele wird es gelingen, auch Sampiero mit der Republik zu versöhnen. Des armen Weibes Herz erlag nach und nach. Das natürliche Gefühl gab den Ausschlag, und das begriff nichts von diesem großen, rauhen, fürchterlichen Charakter des Mannes, welcher nur lebte, weil er sein Vaterland liebte und seine Unterdrücker haßte, und der mit seinem eignen Selbst dies allverzehrende Feuer seiner Leidenschaft nährte, alle andere Habe Scheit auf Scheit hineinwerfend. Also rang das verblendete Herz Vannina den Entschluß ab nach Genua zu gehen. Eines Tages, sagte sie sich, werden wir einmal glücklich, friedlich und versöhnt sein. —

Indeß war Sampiero in Algier, wo der kühne Renegat Barbarossa König des Landes, ihm mit glänzenden Ehren entgegengekommen war, als ein Schiff von Marseille landete und die Nachricht brachte: Vannina, sein Weib, von Genuesen umringt, gehe damit um, mit ihrem Kinde nach Genua zu entweichen. Wie Sampiero

die Möglichkeit dieser Flucht zu begreifen anfing, wollte er sich augenblicks ins Schiff werfen und nach Marseille eilen; dann kam er zu sich und gebot seinem edeln Freunde Antonio von San Fiorenzo auf der Stelle abzureisen und zu hindern, wenn es möglich sei. Er selbst, den jähen Schmerz ins innerste Herz hinunterpressend, blieb, unterhandelte mit Barbarossa wegen eines Zuges gegen Genua, und ging dann zu Schiff nach Constantinopel, auch dort mit dem Sultan es zu versuchen, dann erst nach Marseille zurückzukehren, nach seinem Weibe zu sehn.

Antonio von San Fiorenzo war unaufgehalten fortgeeilt. In das Haus Vanninas stürzend fand er es ausgeräumt und leer. Sie war nebst ihrem Kinde auf einem genuesischen Schiffe hinweg, mit Michel Angelo Ombrone und Bazzicalupa, heimlich, Tags zuvor. In Hast raffte Antonio Freunde, Corsen, Bewaffnete zusammen, warf sich in eine Brigantine und segelte mit allen Segeln in der Richtung nach, welche die Flüchtigen mußten genommen haben. In der Höhe von Antibes sah er das genuesische Fahrzeug vor sich. Er gab ein Zeichen, daß man halten solle. Vannina bat in schrecklicher Angst, wie sie die Verfolger ahnte und ihrer gewiß war, sie ans Land zu setzen, und sie wußte nicht, was sie thun und wollen dürfe. Aber Antonio erreichte sie an der Küste, und im Namen Sampieros und des Königs von Frankreich nahm er die Flüchtige an sich.

Der edle Mann brachte sie in das Haus des Bischofs von Antibes, die ganz in Schmerz vergehende Frau durch den Trost eines geistlichen Mannes aufzurichten und ihr in dem Hause der Religion ein Asil zu sichern. Schreckliche Gedanken, die er verschwieg, machten das ratsam. Aber dem Bischof von Antibes bangte vor einer möglichen Verantwortung, die er nicht auf sich laden mochte, und er gab Vannina in die Hände des Parlaments von Aix. Das Parlament erklärte sich bereit, sie in seinen Schutz zu nehmen und nicht zu dulden, daß wer es auch sei ihr ein Leides thäte. Doch Vannina begehrte nichts und lehnte den Schutz ab. Sie sei, sagte sie, ihres Mannes Weib, und was Sampiero über sie verhängen werde, das wolle sie auch über sich ergehen lassen. Die Erkenntniß ihrer Schuld lastete schwer auf ihrem Herzen, und indem sie es mit Reue strafte, legte sie ihm eine stumme und große Ergebung auf.

Nun kam Sampiero, nachdem er aus der Türkei zurückgegangen war, wo Soliman den berühmten Corsen mit Bewunderung eine

Zeit lang am Hofe gehalten hatte, nach Marseille, sich selbst und dem was ihm eigenst das Herz bewegte zurückgegeben. Antonio trat ihm in Marseille entgegen, bestätigte was geschehen war, und suchte den ausbrechenden Grimm seines Freundes niederzuhalten. Einer von Sampieros Verwandten, Pier Giovanni von Calvi, ließ die unvorsichtige Aeußerung fallen, daß er Vanninas Flucht lange geahnt habe. Und du verschwiegst, was du ahntest? rief Sampiero, und augenblicks erstach er ihn mit dem Dolche. Er warf sich aufs Pferd und jagte nach Aix, wo auf dem Schloß Zaisi sein Weib ihm entgegen zitterte, Antonio ihm nach, voll fürchterlicher Angst, ob er vielleicht Schreckliches noch abwenden könne.

Unter den Fenstern des Schlosses wartete Sampiero bis es Morgen wurde. Dann ging er zu seinem Weibe, und führte sie nach Marseille. In seiner verschlossenen Seele konnte niemand lesen. Als er mit ihr in sein Haus eintrat, welches ausgeräumt und wüste stand, fiel ihm die ganze Gewalt des ihm angethanen Schimpfes und Verrates krampfhaft auf das Herz, und indem der Gedanke noch einmal durch seine Seele schlug, daß es sein eignes Weib war, welches dem verhaßten Landesfeinde Genua sich und sein Kind schmachvoll in die Hände gegeben hatte, ergriff ihn besinnungslos der Dämon, und mit der eignen Hand gab er seinem Weibe den Tod.

Sampiero, sagt der corsische Geschichtschreiber, liebte sein Weib leidenschaftlich, aber als Corse, das heißt bis zur allerletzten Vendetta.

Prachtvoll ließ er die Todte in der Kirche des heiligen Franciscus bestatten, dann ging er, dem Hofe von Paris unter die Augen zu treten. Es war das Jahr 1562.

Siebenzehntes Kapitel.

Am Hofe Frankreichs empfing man Sampiero mit Kälte, die Höflinge zischelten, vermieden ihn, höhnten ihn aus der Tugendmaske heraus. Sampiero war nicht der Mann, sich durch Höflinge schrecken zu lassen, noch war der Hof der Catharine von Medici das Tribunal, vor welchem eine ungeheure That gerichtet werden durfte, die einer der bedeutendsten Menschen seiner Zeit auf sich geladen hatte. Catharine

und Heinrich der Zweite vergaßen den Gattenmord, aber sie wollten für Corsica nichts mehr thun, als seine Befreiung gerne sehen.

Nachdem nun Sampiero als Diplomat alles versucht hatte, was möglich gewesen war, und sich keine Aussicht auf eine fremde Unterstützung zeigte, beschloß er als Mann zu handeln und seiner wie seines Volkes Kraft allein zu vertrauen. Er schrieb also an seine Freunde in Corsica, daß er kommen werde, sein Vaterland zu befreien oder zu sterben. Es ist unsere Sache, schrieb er, eine letzte Anstrengung zu versuchen, um das Glück und den Ruhm einer vollständigen Freiheit zu erlangen. Wir haben an die Cabinette von Frankreich, von Navarra und von Constantinopel gepocht. Wenn wir die Waffen nur an dem Tage ergreifen sollen, wo wir im Kampfe durch die Hilfe Frankreichs oder Toscanas unterstützt sein werden, so wird noch lange Zeit die Unterdrückung das Loos des Landes sein. Und überhaupt, was würde der Preis für eine Nationalität von fremdem Ursprunge sein? Um sich dem Joche der Perser zu entziehn und ihre Unabhängigkeit zu retten, sah man die Griechen zu ihren Nachbarn nach Hilfe gehen? Die italienischen Republiken bieten uns neue Beispiele von dem, was der starke Willen eines Volkes vermag, wenn es mit ihm die Liebe zum Vaterlande vereint. Doria vermochte sein Land von dem Drucke einer übermütigen Aristokratie zu befreien, und wir sollen warten, um uns zu erheben, bis die Soldaten des Königs von Navarra kommen in unsern Reihen zu kämpfen?"

Am 12. Juni 1564 landete Sampiero im Golfe von Valinco mit zwei Schiffen und einer Schaar von zwanzig Corsen und von fünf und zwanzig Franzosen. Er versenkte die Galeere, auf welcher er gefahren war. Als man ihn fragte, warum er das thäte und wo er Rettung suchen wolle, wenn die Genuesen ihn überraschten, antwortete er: in meinem Schwert. Mit seinem Häuflein warf er sich schnell auf das Schloß von Istria, nahm dieses und stürmte fort auf Corte. Vor Corte zogen ihm die Genuesen entgegen mit weit überlegner Macht, da Sampieros Schaar nur erst hundert Mann zählte. Aber so groß war der Schrecken, den sein bloßer Name einflößte, daß sie ihn kaum kommen sahen, als sie ohne das Schwert zu ziehen davonflohn. Corte that Sampiero die Tore auf, und so hatte er den ersten Stützpunkt gewonnen. Das Gemeindeland zögerte nicht mit ihm gemeinschaftliche Sache zu machen.

Vorwärts zog Sampiero auf Vescovato, die reichste Landschaft

der Insel, an den Abhängen der Berge gelegen, welche sich zur schönen Küstenebne von Mariana niedersenken. Bei seinem Nahen versammelte sich das Volk von Vescovato, für die Erndten bang, in Angst vor dem Kriegsgewitter und in Bewegung gesetzt durch den Archdiaconus Filippini, den Geschichtschreiber der Corsen. Filippini riet dringend, sich still zu halten und Sampiero nicht zu sehen, was er auch thäte. Als nun Sampiero in Vescovato einzog, fand er den Ort bedenklich still und das Volk in den Häusern, bis es doch endlich der Neugierde oder der Sympathie nachgab und hervorkam. Sampiero redete es an und warf ihm vor, was es verdiente, Mangel an Vaterlandsliebe. Seine Worte machten tiefen Eindruck. Man bot ihm Gastfreundschaft; aber er strafte das Volk von Vescovato mit Verachtung derselben und übernachtete unter freiem Himmel.

Der Ort wurde nichtsdestoweniger der Schauplatz einer blutigen Schlacht. Denn Nicolas Negri führte die Genuesen gegen ihn zum Sturm. Es war ein mörderischer Kampf, um so mehr, als er bei der verhältnißmäßig geringen Zahl der Streitenden den Charakter des Einzelkampfes haben mußte. Auch Corsen kämpften gegen Corsen, weil eine Schaar von ihnen im Dienste Genuas geblieben war. Als diese herandrang, warf sie Sampieros Wort zurück, das ihnen zurief, es sei eine Schmach das Vaterland zu bestreiten. Der Sieg neigte sich schon auf die Seite Genuas, da einer der tapfersten Corsencapitäne Bruschino gefallen war; aber Sampiero stellte die Reihen wieder her, und der letzten zusammengenommenen Kraft gelang es, die Genuesen hinabzuwerfen, welche in Flucht aufgelöst gegen Bastia sich zerstreuten.

Der Sieg von Vescovato vergrößerte sofort die Streitkräfte Sampieros und ein zweiter bei Caccia, in welchem Nicolas Negri blieb, brachte das ganze innere Land unter die Waffen. Sampiero hoffte nun auf einen ernstlichen Beistand von Toscana und selbst von den Türken, denn indem er mit so wenigen Mitteln Spanier und Genuesen Schlag auf Schlag überwunden hatte, zeigte er, was die Freiheitsliebe der Corsen vermögen würde, wenn man sie noch unterstützte.

Nach Negris Tode hatten die Genuesen schleunig ihren besten Führer auf die Insel gesandt, Stefan Doria, würdig dieses Namens durch seine Tapferkeit, seine Einsicht und seine Härte. Ein Heer von 4000 erkauften Deutschen und Italienern folgte ihm. Der Krieg entbrannte also mit neuer Wut. Mehrere Niederlagen erlitten die

Corsen, mehre noch die Genuesen, welche noch einmal nach Bastia zurückgeworfen wurden. Doria hatte einen Ueberfall auf Bastelica gemacht und diesen Geburtsort Sampieros in Asche gelegt, sein Haus aber dem Erdboden gleich machen lassen. Was galt Sampiero Haus, Habe und Gut, ihm welcher sein Weib dem Vaterlande geopfert hatte? Aber immer bleibt die Politik Genuas bemerkenswert, den Patriotismus der Corsen mit ihren persönlichen Gefühlen in einen tragischen Streit zu bringen. Was sie vergebens bei Sampiero versucht hatten, gelang ihnen bei Achill von Campocasso, einem Manne von ungewöhnlichem Heldenmute, aus einem hochangesehenen Hause alter Caporali. Man fing seine Mutter ein. Der Sohn schwankte nicht einen Augenblick, er warf sein Schwert fort und eilte in das Lager Genuas, die Mutter von der Tortur zu retten. Aber weil ihm der Feind zumutete, Sampieros Mörder zu werden, entwich er, und hielt sich still daheim. Immer mehr stand Sampiero von starken Freunden verlassen da, seitdem Bruschino gefallen, Campocasso zum Feinde gegangen, und auch Napoleon von Santa Lucia geschlagen worden war, ein tapferer Mann und der erste Corse, welcher den Namen Napoleon durch Waffenthaten ausgezeichnet hat.

Wenn der ganze Haß von Corse und Genuese in zwei Namen sich nennen läßt, so sind es die von Sampiero und Doria. Beide feindlich sich hassende Namen sind zugleich die reinsten Repräsentanten ihrer Nationalität. Stefan Doria übertraf alle seine Vorgänger an Grausamkeit. Er hatte geschworen, das corsische Volk zu vertilgen. Dies aber sind seine ausgesprochenen Grundsätze gewesen: Wenn die Athener nach siebenmonatlichem Widerstande sich der Hauptstadt von Melos, der Verbündeten Spartas bemächtigten, so ließen sie alle Einwohner über vierzehn Jahre sterben und schickten dann eine Colonie, um die Stadt neu zu bevölkern und in Gehorsam zu halten. Warum ahmen wir dies Beispiel nicht nach? Etwa weil die Corsen weniger strafbar sind als die Rebellen jenes Landstriches? Durch diese schrecklichen Strafgerichte wollten die Athener zur Eroberung des Peloponneses, des ganzen Griechenlands, Afrikas, Italiens und Siciliens gelangen. Indem sie alle ihre Feinde über die Klinge springen ließen, stellten sie die Achtung und den Schrecken ihrer Waffen wieder her. Man wird sagen, daß wir mit dem Völkerrechte alle Gesetze der Menschlichkeit und der Civilisation verletzen. Was thut es, wenn sie uns nur fürchten, das ist alles wornach ich frage. Ich mache mir

mehr aus dem Urteil Genuas als aus dem der Nachwelt, mit dem man mich vergebens schreckt. Dies leere Wort Nachwelt hemmt nur Menschen, welche schwach und unentschlossen sind. Unser Interesse ist es, den Kreis unserer Eroberung auszudehnen und den Insurgenten alles zu nehmen, was den Krieg ernähren kann. Nun, ich sehe nur zwei Wege, Vernichtung der Erndten, Niederbrennen der Dörfer und Umstürzen der Türme, wo sie sich verschanzen, wenn sie anders nicht kämpfen können."

Diese Ratschläge Dorias sprechen genugsam den bis zur Verzweiflung gesteigerten Haß Genuas gegen das unzähmbare Volk der Corsen aus und belehren uns auch über das unsägliche Elend, welches diese zu leiden hatten. Stefan Doria verwüstete sengend und brennend die halbe Insel, ohne doch Sampiero überwinden zu können. Dieser hatte in Bozio eine Volksversammlung gehalten, die allgemeine Sache durch Institute neu zu befestigen, die Zwölfmänner und andere volkstümliche Behörden neu zu ordnen und endlich eine Erhebung in Masse möglich zu machen. Sampiero war nicht ein bloßer Kriegshauptmann, sein Blick reichte weit. Er wollte seinem Lande mit der Unabhängigkeit eine freie republikanische Verfassung geben, gestützt auf die alten Einrichtungen des Sambucuccio von Alando. Er wollte aus der Lage der Insel, aus ihren Forsten und Produkten alle die Vorteile ziehen, welche sie befähigten eine Seemacht zu werden; in Verbindung mit Frankreich wollte er Corsica frei, mächtig und herrschend machen, wie einst Rhodus und Tyrus es waren. Sampiero strebte nicht nach dem Titel eines Grafen von Corsica, er war der erste, welcher Vater des Vaterlandes hieß; und die Zeiten der Signoren waren vorüber.

Er sandte indeß Boten nach dem Festlande, die Höfe, namentlich Frankreich um Unterstützung anzugehen; doch man überließ die Corsen ihrem Schicksale. Der Bote Anton Padovano kam von Frankreich mit leeren Händen zurück; er brachte nur mit sich Alfonso den jungen Sohn Sampieros, 10000 Thaler Geld und dreizehn Fahnen, worauf geschrieben stand: Pugna pro Patria. Gleichwohl erhoben die Corsen ein Freudengeschrei, und die Fahnen welche Sampiero an die Capitäne verteilte, wurden Anlaß zum Neide und zu einer gefährlichen Eifersucht.

Hier sind Briefe, welche Sampiero schrieb:

An Catharina von Frankreich. Unsere Angelegenheiten sind bis

so weit sehr gut gegangen. Ich kann Ew. Majestät versichern, daß wir ohne die geheime und offene Unterstützung, welche den Genuesen von Seiten des katholischen Königs von Spanien zugekommen ist, anfangs in 22 Galeeren und 4 Schiffen mit einer großen Zahl Spanier, unsere Feinde so in die Enge gebracht hätten, daß sie heute ohne feste Stellung wären. Nichtsdestoweniger und komme was da wolle, wir geben nie den einmal gefaßten Entschluß auf, eher zu sterben, als uns in welcher Weise es sei der Herrschaft der Republik zu unterwerfen. Ich bitte folglich Ew. Majestät in diesen Umständen meine Ergebenheit an Ihre Person und die meines Vaterlandes an Frankreich nicht zu vergessen. Wenn der katholische König sich den Genuesen so geneigt zeigte, die schon ohnehin an sich so mächtig gegen uns sind, die wir von aller Welt verlassen da stehn, wird Ew. Majestät zugeben, daß wir unter den Händen unserer grausamen Feinde umkommen?

An den Herzog von Parma. Sollten wir der Ottomanischen Pforte tributbar werden, mit Gefahr alle Fürsten der Christenheit zu beleidigen, so steht unser Entschluß unwiderruflich fest: hundertmal lieber die Türken als die Herrschaft der Genuesen. Frankreich selbst hat den Friedensschluß nicht respectirt, welcher doch, so sagte man, die Garantie unserer Rechte und das Ende unserer Leiden sein sollte. Wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie mit den Angelegenheiten der Insel zu behelligen, so geschieht es damit Ew. Hoheit im Nothfalle sie bei dem Hofe zu Rom gegen die Angriffe unserer Feinde vertheidigen könne. Ich will, daß meine Worte wenigstens ein feierlicher Protest gegen die grausame Indifferenz der katholischen Fürsten bleiben und eine Berufung an die göttliche Gerechtigkeit.

Achtzehntes Kapitel.

Noch einmal gingen Gesandte nach Frankreich ab. Es waren ihrer fünf; aber die Genuesen fingen sie an der Küste auf. Drei sprangen ins Meer, sich zu retten, einer ertrank, die beiden Festgenommenen wurden der Folter und dem Henker überliefert. Der Krieg nahm einen fürchterlichen Charakter an, den einer schonungslosen

Vendetta von beiden Seiten. Doria übrigens richtete nichts aus. Zu wiederholten Malen hatte ihn Sampiero aufs Haupt geschlagen, endlich in den Päßen von Luminanda beinahe vernichtet, und nur einem so kühnen Heerführer als Jener war, glückte es zu entrinnen. Blutig, erschöpft, verzweifelnd kam Doria in San Fiorenzo an, und bald darauf verließ er die Insel. Die Republik ersetzte ihn durch Vivaldi, dann durch den ränkevollen Fornari. Aber sie machte sich keine Hoffnung mehr, Sampiero mit offener Gewalt durch den Krieg zu vernichten. Gegen diesen Mann, welcher als Proscribirter mit ein Paar Proscribirten auf die Insel gekommen war, hatte sie nach und nach ihre ganze Macht ins Feld geschickt, ihre und eine spanische Flotte, ihre Söldner, Deutsche, 15000 Mann Spanier, ihre größten Generale Doria, Centurione und Spinola; und sie, welche die Pisaner und Venedig überwunden hatte, vermochte nicht ein armes und von aller Welt verlaßenes Volk zu bändigen, das in den Krieg zog, hungernd, zerlumpt, unbeschuht, schlecht bewaffnet, und welches, wenn es nach Hause kam, nichts fand, als die Asche seiner Dörfer.

Deshalb war man zu dem Entschlusse gekommen, Sampiero zu ermorden.

Zwistigkeiten zwischen ihm und den Nachkommen der alten Signoren hatte man schon lange gesät. Einige wie Hercules von Istria waren von ihm abgefallen, weil der genuesische Lohn ihre Habsucht reizte, oder ihr Stolz sich gegen den Gedanken empörte, den Befehlen eines Mannes zu gehorchen, welcher aus dem Staube emporgekommen war. Andere hatten eine Blutschuld an dem Manne zu rächen. Dies waren die Ornano, drei Brüder Antonio, Francesco und Michel Angelo, Vettern der Vannina. Genua hatte sie durch Gold und die Aussicht auf das Lehn Ornano gewonnen, welches den Kindern der Vannina gebührte. Die Ornano gewannen ihrer Seits einen Mönch Ambrosius von Bastelica und Sampieros eigenen Waffenmeister Vittolo, und so schmiedeten sie einen Anschlag Sampiero in einem Hinterhalte umzubringen. Der Gouverneur Fornari billigte die Wahl des Anschlages und übertrug die Ausführung dem Rafael Giustiniani.

Sampiero war in Vico, als der Mönch ihm falsche Briefe brachte, welche ihn dringend aufforderten, nach Rocca zu kommen, wo eine Rebellion gegen die Volkssache ausgebrochen sei. Augenblicks schickte Sampiero Vittolo mit zwanzig Pferden nach Cavro voraus

und selber kam er nach. Mit ihm waren Alfonso sein Sohn, Andrea de' Gentili, Anton Pietro von Corte, Battista da Pietra. Vittolo benachrichtigte unterdeß die Ornano und Giustiniani, daß Sampiero durch das Bergtal von Cavro ziehen werde, worauf diese mit vielem Volk zu Fuß und zu Pferde aufbrachen und bei Cavro sich in den Hinterhalt legten. Als nun Sampiero mit seiner kleinen Schaar ahnungslos durch den Paß zog, sah er sich plötzlich von allen Seiten angegriffen und die Berge dunkel von Bewaffneten. Da erkannte er, daß seine Stunde gekommen sei. Er befahl sogleich seinem Sohne Alfonso, ihn den Vater zu verlassen, zu fliehen und sich dem Vaterlande zu erhalten, mit großer Seele so die Natur wieder herstellend, welche er durch den Mord Vanninas einst empört hatte. Der Sohn gehorchte und entfloh. Während nun die Seinen tapfer kämpfend erlagen — es war Morgengrauen — stürzte sich Sampiero in das Gewühl sich durchzuhauen, wenn es möglich war. Die Ornano, alle drei, hatten kein Auge von ihm gelassen, erst zaghaft den schrecklichen Mann anzufassen, dann von Rachsucht fortgestoßen. Sie drangen auf ihn ein, gefolgt von genuesischen Soldaten. Sampiero kämpfte verzweifelt. Er hatte sich auf Antonio Ornano gestürzt und ihn mit einem Pistolenschuß am Halse verwundet. Sein Gewehr aber versagte, Vittolo hatte, als er es lud, zuerst die Kugel und dann das Pulver hineingethan. Sampieros Gesicht war von Blut überströmt; mit der Linken sich die Augen von ihm befreiend, wehrte sich die Rechte mit dem Schwert. Da schoß ihn Vittolo von hinten her durch den Rücken, daß er fiel, und auf ihn stürzten sofort die Ornano, um den Sterbenden zu zerfleischen. Sie schnitten ihm den Kopf ab und trugen ihn zu dem Gouverneur.

Es war am 17. Januar des Jahres 1567, daß Sampiero fiel. Neun und sechszig Jahre hatte er erreicht, ungeschwächt durch das Alter und den Krieg, unsterblich durch Charaktergröße, durch hohen Adel der Gesinnung und Vaterlandsliebe. Er war groß in den Waffen, unerschöpflich im Rat; alles sich selbst und einer ungewöhnlichen Seele verdankend, ohne Ahnen, erbte er vom Glücke, welches die meisten Emporkömmlinge begünstigt, nichts, vom Unglücke aber alles und erlag wie Viriathus nur dem Meuchelmorde. Durch sein erhebendes Beispiel hat er gezeigt, was der edle Mann vermag, wenn er einer großen Leidenschaft unerschütterlich treu bleibt.

Sampiero war von hoher Gestalt, von finsterm und kriegerischem

Ansehn, von stolzem Wesen, dunkelbärtig, von schwarzen und krausen Haaren. Sein Blick war durchdringend, seine Rede kurz, fest und gewaltig. Obwol ein Sohn der Natur und ohne Erziehung besaß er doch einen feinen Verstand und ein vortreffliches Urteil. Seine Feinde warfen ihm vor, daß er nach der Königskrone seiner Insel strebte, er strebte nur nach ihrer Freiheit. Er lebte schlicht wie ein Hirte, trug den wollenen Kittel seines Landes und schlief auf nackter Erde. Er hatte mit den am meisten schwelgerischen Höfen der Welt verkehrt, mit dem von Florenz und dem von Versailles, doch hatte er nichts von der Falschheit ihrer Grundsätze und der Verderbniß ihrer Sitten gelernt. Der rauhe Mann konnte sein Weib ermorden, weil sie sich und ihr Kind dem Landesfeinde verraten hatte, aber er wußte nichts von jenen Verbrechen, welche die Natur verkehren und ihre Schändung zu einer verfeinerten Lebensphilosophie stempeln. Er war einfach, rauh und groß, vernichtend jäh und schrecklich, ein Mann aus einem Gusse und von dem gewaltigsten Gepräge ursprünglicher Natur.

Neunzehntes Kapitel.

Als Sampiero gefallen war, frohlockte Genua mit Glockengeläute und mit Freudenlichtern. Die Mörder aber stritten schmählich um ihren Judaslohn, der Vittolos bestand in 150 Scudi Gold.

Auf das corsische Land fiel ein schrecklicher Schmerz, sein Vater war erschlagen. Sie kamen zusammen in Orezza; 3000 Männer in Waffen, viele weinend, alle traurig standen sie auf dem Kirchenplatze. Das Schweigen unterbrach Leonardo von Casanova, Freund und Waffenbruder der Sampieros, dem Gefallenen die Leichenrede zu halten.

Dieser Mann war von schwerem Grame gebeugt, ein beispielloses Schicksal hatte ihn getroffen. Vor kurzem war er dem Kerker entronnen, aus welchem ihn sein junger heldenmütiger Sohn befreit hatte. Leonardo war in die Gefangenschaft der Genuesen gefallen, welche ihn in den Turm von Bastia geworfen hatten. Sein Sohn Antonio hatte Tag und Nacht darauf gesonnen, wie er seinen Vater erretten könne. In die Kleider eines Weibes gehüllt, welches dem Gefangenen die Speise zu bringen pflegte, war Antonio in den Kerker

gedrungen. Er hatte seinen Vater beschworen, zu entweichen und ihn zurückzulassen; denn sollte auch er, der Jüngling, sterben, so werde sein Tod ihn doch ehren, der Freiheit aber den Arm und die Einsicht seines Vaters erhalten. Dies gebiete die Liebe zum Vaterlande. Lange schwankte der Vater in dem fürchterlichen Kampfe, dann erkannte er, daß er so handeln müsse, wie sein Sohn gesagt hatte, riß sich von ihm los, und in die Weiberkleider verhüllt, entkam er. Die Kerkermeister fanden den Jüngling. Er gab sich ihnen wehrlos, stolz, glücklich. Sie führten ihn vor den Gouverneur, und auf dessen Befehl wurde er am Fenster von seines Vaters Burg Fiziani gehenkt.

Leonardo, auf dem Gesichte den Opfertod seines Sohnes, erhob sich nun wie ein heiliger Mann vor dem versammelten Volke und hielt seinem Waffenbruder Sampiero ruhig die Leichenrede.

Die Sclaven weinen, sagte er, die freien Männer rächen sich. Keine kleinmütigen Lamente! Unsere Berge sollen nur von Kriegsgeschrei widerhallen. Zeigen wir durch die Kraft unsers Handelns, daß er nicht ganz gestorben ist. Hat er uns nicht das Beispiel seines Lebens hinterlassen? Seht, das haben uns die Fornari und die Vittoli nicht rauben können. Das ist ihren Anschlägen und den meuchelmörderischen Kugeln entgangen. Warum schrie er seinem Sohne zu: rette dich! Ohne Zweifel, damit dem Vaterlande ein Held, den Soldaten ein Haupt, den Genuesen ein furchtbarer Feind bliebe. Ja, treue Landsleute, Sampiero hat an seine Mörder den Schimpf seines Todes und an den jungen Alfonso die Pflicht der Rache geheftet. Laßt uns dieses edle Werk vollenden helfen. Schließen wir unsre Reihen! Der Geist des Vaters lebt in dem Sohne auf. Ich kenne den Jüngling. Er ist des Namens den er trägt und des Vertrauens des Landes würdig. Er hat von seiner Jugend nichts als die Glut. Die Reife des Urteils eilt bisweilen der Zahl der Jahre voraus. Dieses Geschenk hat ihm der Himmel nicht versagt. Seit langer Zeit teilte er die Gefahren und die Mühen seines Vaters. Alle Welt weiß, daß er des rauhen Waffenhandwerks Meister ist. Die Krieger begehren unter seinen Befehlen zu marschiren. Ihr könnt euch der Sicherheit ihres Tactes vertrauen, er täuscht nie. Die Massen ahnen die Menschen. Sie vergreifen sich selten in der Wal derjenigen, welche sie für fähig halten sie zu führen. Und ferner, welche glänzendere Huldigung gibt es für das Andenken Sampieros als die Wal

seines Sohnes? Diejenigen, welche mich hören, haben ihr Herz zu hoch gestellt, um nicht für die Furcht unzugänglich zu sein.

Gibt es unter uns Menschen, welche niedrig genug sind die schimpfliche Sicherheit der Sclaverei den Stürmen und Gefahren der Freiheit vorzuziehn, so mögen sie gehen und sich von dem Rest des Volkes scheiden. Sie mögen uns sagen, wie sie heissen. Nachdem wir ihre Namen auf eine Schandsäule gegraben, welche wir an dem Orte, wo Sampiero gemeuchelmordet ward, errichten werden, wollen wir sie mit Schmach bedeckt hinwegschicken, den Hof Fornaris neben Vittolo und Michel Angelo zu vermehren. Sonst mögen sie wissen, daß die Kämpfe und die Waffen, welche der rühmlichste Teil für freie und tapfere Männer sind, auch das Sicherste sind für die Schwachen. Wenn sie noch schwanken, möchte ich ihnen sagen: auf der einen Seite stehe der Ruhm für unsere Fahne, die Freiheit für uns, die Unabhängigkeit für das Land; auf der anderen, die Galeere, die Schande, die Verachtung und alle anderen Uebel der Sclaverei. Wählet!"

Nachdem Leonardo also gesprochen hatte, ernannte das Volk durch Zuruf Alfonso d'Ornano zum Haupt und General der Corsen. Siebzehn Jahre war Alfonso alt, aber er war Sampieros Sohn. Und so stellten die Corsen, weitgefehlt, daß der Tod Sampieros, wie der Feind gehofft hatte, sie beugte, der stolzen Republik Genua ein Kind gegenüber, die alten Genuesen-Generale und den Namen Doria verhöhnend; und noch zwei Jahre hielt der Jüngling, in mancher Schlacht siegreich, den Genuesen Stand.

Indeß hatte der lange Krieg beide Teile erschöpft. Genua wollte den Frieden; die Insel, damals in die Rossi und in die Negri gespalten, befand sich in einer verzweifelten Lage und dem Frieden geneigt. Die Republik, welche schon im Jahre 1561 Corsica der Bank des heiligen Georg wieder abgenommen hatte, rief nun den verhaßten Fornari ab und schickte Georg Doria auf die Insel, den einzigen dieses Namens, welchem die Corsen ein freundliches Andenken bewahrt haben. Die erste Handlung dieses mäßigen und weisen Mannes war die Verkündigung einer allgemeinen Amnestie für das Vergangene. Viele Landschaften unterwarfen sich, viele Capitäne legten die Waffen ab. Dem Bischofe von Sagona aber gelang es auch, den jungen Alfonso zum Vertrage zu stimmen, welcher zwischen ihm und Genua auf folgende Bedingungen geschlossen wurde:

1) vollständige Amnestie für Alfonso und seine Anhänger; 2) Freiheit sich nach dem Festlande einzuschiffen für Männer und Weiber; 3) Freiheit über ihre Güter zu verfügen durch Verkauf oder Administration; 4) Rückgabe des Lehns Ornano an Alfonso; 5) Ueberweisung des Pieve Vico an die Partisanen Alfonsos bis zu ihrer Einschiffung; 6) eine Frist von 40 Tagen zur Ordnung ihrer Angelegenheiten; 7) Freiheit für jeden Mann ein Pferd und einige Hunde mitzunehmen; 8) Erlaß der Schulden für die, welche Schuldner des Fiscus seien; für alle übrigen eine Frist von fünf Jahren in Betracht der großen Landesnot; 9) Freilassung einiger Eingekerkerter.

Alfonso verließ sein Vaterland mit 300 Begleitern, im Jahre 1569; er wanderte nach Frankreich aus, wo der König Carl der Neunte ihn mit Ehren aufnahm und zum Obersten des Corsenregiments machte, welches er bildete. Viele Corsen gingen nach Venedig, viele nahm der Papst in seinen Dienst, und gründete aus ihnen die berühmte Corsengarde der 800.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Nach der Beendigung der Kriege Sampieros legte sich erst das ganze Elend der Insel blos. Sie war einer Wüste gleich geworden, das Volk decimirt durch den Krieg, durch gezwungene oder freiwillige Auswanderung, gänzlich verarmt und verwildert. Mehrmals trat die Pest auf, die Leiden voll zu machen, und Hungersnot zwang die Einwohner sich wie die Thiere von Eicheln und von Kraut zu nähren. Obenein streiften die Corsaren an den Küsten, überfielen die Dörfer und schleppten die Menschen in die Sclaverei. In solchem Zustande übernahm Georg Doria die Insel als Gouverneur, und so lange er sie verwaltete, erfreute sie sich seiner Sorge, seiner Milde und der gewissenhaften Achtung des Friedensvertrages, welcher namentlich die Statuten und Rechte der Terra del Commune garantirt hatte.

Kaum war Georg Doria von seinem Posten abgelöst, als Genua in die alte schlimme Bahn wieder einlenkte. So hartnäckig und blind sind in der Regel Gewalthaber, daß sie weder die Vergangenheit noch die Zukunft sehen. Mit der Zeit verdrängte man die Corsen wieder aus allen weltlichen, militärischen und geistlichen Aemtern, besetzte auch die geringste Stelle mit Genuesen, unterdrückte die Statuten und führte ein parteiisches Regiment ein. Man betrachtete die Insel lediglich als eine Domäne; verarmte Genuesische Nobili ließen sich dort Aemter erteilen, um ihre Finanzen wieder emporzubringen. Verschuldet wie das corsische Volk war, fiel es den Wucherern, meistens Geistlichen, in die Hände, um die Auflagen aufzubringen. Der Gouverneur selbst war anzusehn wie ein Satrap; bei seiner Ankunft in Bastia empfing er ein Scepter als Symbol seiner Macht; seine Besoldung auf Landeskosten war nicht klein, außer ihr mußte das Land

seine Tafel mit Naturallieferungen speisen, jede Woche mit einem Kalbe und einem gewissen Maße von Früchten und Gemüsen. Ihm gebührten 25 Procente von den Strafgeldern, Confiscationen und Prisen der Contrebande. Im Verhältnisse hat man nun seine Lieutenants und Beamten zu schätzen. Denn er brachte mit sich auf die Insel einen Fiscaladvokaten, einen Ceremonienmeister, einen Generalsecretär und gewöhnlichen Secretär, einen Hafencommandanten, einen Cavalleriecapitän, einen Polizeicapitän, einen Oberkerkermeister. Alle diese Beamte waren Vampyre, wie genuesische Schriftsteller selber es bekennen. Die Auflagen wurden immer drückender, die Erwerbszweige stockten, es gab keine Industrie und der Handel war nichtig, weil das Gesetz alle Erzeugnisse des Landes, welche ausgeführt wurden, nur in den Hafen von Genua auszuführen zwang.

Nach den Berichten aller Schriftsteller, welche von dieser Periode Corsicas geschrieben haben, war seine Lage damals von allen Ländern der Welt die unglückseligste. Dem Hunger, der Pest, der Verwüstung durch den Krieg erlegen, von Barbaresken unablässig geplagt, vom Genuesen um Recht und Freiheit gebracht, bedrückt, ausgesogen, bei feiler Justiz noch von den Parteien, den Schwarzen und den Roten innerlich zerrissen, an tausend Stellen durch Familienkriege blutend, triefend von der Blutrache, das ganze Land eine einzige Wunde — das ist das Bild Corsicas, einer durch alle Elemente der Natur gesegneten Insel. Filippini zählt zu seiner Zeit 61 ganz zum Landbau geeignete Orte, welche nun wüst und verlassen standen, Haus und Kirche noch aufrecht, ein Anblick, wie er sagt, zum Weinen. Von keinem allgemeinen sittlichen Geiste zusammengehalten, hätte das corsische Volk sich gänzlich auflösen müssen, und wäre in Horden zerfallen, wenn nicht das Allgemeingefühl des Vaterlandes so wunderbar stark seiner sich bemächtigt hätte. Und hier zeigt sich die Tugend des Patriotismus in einer kaum begreiflichen Größe, bedenkt man, welches wüste Land es war, an dem die Corsen mit ihrem Herzen hingen, ein elendes Land, aber durchdrungen von ihrem Blute, und vom Blute ihrer Väter, ihrer Brüder und ihrer Kinder, und deshalb teuer. Der corsische Geschichtschreiber sagt im elften Buche seiner Geschichte: Wenn man je die Vaterlandsliebe in irgend einer Zeit, und irgendwo in der Welt auf die Menschen eine Gewalt ausüben sah, so kann man wahrlich sagen, daß sie auf der Insel Corsica mächtiger gewesen sei, als irgendwo, weil ich ganz und gar wie angedonnert und

hocherstaunt bin, daß die Vaterlandsliebe der Bewohner dieser Insel so groß war, und in jeder Zeit die Corsen an einem festen und freiwilligen Entschlusse zur ewigen Auswanderung verhindert hat. Denn verfolgt man von den ersten Bewohnern bis auf den heutigen Tag die Geschichte, so sieht man, daß das Volk in so vielen Jahrhunderten niemals, alles zusammengezählt, auch nur hundert Jahre Ruhe und Erholung hatte; und daß sie also trotzdem niemals sich entschlossen haben hinwegzugehn, und den unsäglichen Ruin in Folge so vieler und vieler grausamster Kriege zu vermeiden, welche verbunden waren mit Hungersnot, Brand, Feindschaften, Meuchelmord, Hader, Gewalt von so verschiedenen fremden Nationen, Raub an ihrem Habe, den so häufigen Einfällen der grausamen Barbaren, der Corsaren, und endlich mit so ungezählten endlosen anderen Leiden." In einem Zeitraume von nur dreißig Jahren wurden in Corsica damals 28000 Meuchelmorde verübt.

Ein großes Unglück, sagt der corsische Geschichtschreiber, ist für Corsica die große Masse der verfluchten Maschinen von Radflinten. Es zog nämlich die genuesische Regierung eine beträchtliche und drückende Abgabe davon, weil sie Patente welche den Gebrauch gestatteten, austeilte. Es gibt, erzählt Filippini, mehr als 7000 Patente, und außerdem haben viele Gewehre auch ohne Patente und besonders in den Bergen, wo man nichts anderes sieht als Schaaren von zwanzig und dreißig und mehr Archibusen-Männern. Diese Patente bringen jedes Jahr 7000 Lire von dem armen und elenden Corsica auf. Denn jeder neue Gouverneur, welcher ankommt, schafft die Patente seines Vorgängers ab um sie dann neu zu bestätigen. Aber das Kaufen derselben ist das schlimmere. Denn man findet keinen noch so armen, der nicht sein Gewehr hätte, mindestens im Werte von fünf und von sechs Scudi, außer der Ausgabe für die Munition, und wer nichts hat, verkauft seinen Weinberg, seine Castanien, oder anderes Besitztum um eins zu kaufen, als wenn man nicht anders leben könnte. Wahrlich es ist zum Bewundern, denn der größte Teil jener Leute hat keinen Rock auf dem Leibe im Werte von einem halben Scudo, und im Hause nichts zu essen, und doch hält er sich für beschimpft, wenn er neben Andern ohne Flinte erscheint. Und daraus entsteht und entspringt, daß die Weinberge und die Aecker nicht mehr in Cultur sind und als Buschwald und unnütz liegen bleiben, und die Menschen folglich gezwungen werden sich dem Straßenraube und

dem Frevel zu ergeben; und wo sie nicht Gelegenheit haben, ziehn sie dieß mit Gewalt herbei, um sich dann den Ochsen, die Kuh und anderes Vieh derer zu rauben, welche ihre Geschäfte verrichten, um ihre arme Familie zu erhalten. Daraus entspringt solches Elend, daß der Ackerbau aus Corsica verbannt ist, was die einzige wenige Habe war, welches man zum Unterhalt hatte, und die einzige Kunst, welche die Insulaner ernährte. Und heute nun hindern diejenigen, welche so übler Weise leben auch die andern so gut zu handeln als sie wollen möchten. Doch hier endigt das Uebel nicht; denn außerdem hört man alle Tage von Meuchelmord bald in dem Dorf, bald in jenem, wegen der Leichtigkeit mit welcher sie vermöge der Archibusen Schaden thun. Denn früher da man solche Waffen nicht gebrauchte, trafen sich die Blutsfeinde auf den Straßen, und wenn auch der andere um drei oder vier im Vorteil war, wagte er doch nicht den Angriff. Wenn aber heute einer ein wenig Groll auf den andern hat, so wirft er sich, da er doch mit anderer Waffenart nicht wagen würde ihm ins Gesicht zu sehn, in einen Strauch oder Busch, und ohne irgend ein Bedenken mordet er ihn wie man auf ein Thier schießt, ohne daß man nachher sich darum kümmert. Denn die Gerechtigkeit darf ihre Schuld nicht thun. Außerdem sind die Corsen mit diesen Flinten so geschickt geworden, daß Gott uns nur vor Kriegsgefahr wahren möge, denn diejenigen, denen sie feind sind, mögen sich wol vorsehen, weil bis auf die Kinder von acht bis zehn Jahren welche die Flinte kaum tragen und den Hahn in Ruhe lassen können, sie den ganzen Tag vor dem Ziele liegen, und ist es nur so groß als ein Scudo, so treffen sie es."

Filippini, der Zeitgenosse Sampieros, sah die Flinten in Corsica einführen, welche bis zum Jahre 1553, wie er sagt, auf der Insel gänzlich unbekannt waren. Der Marschall Thermes, also die Franzosen selbst brachten die ersten Flinten nach Corsica; und das war wahrhaft ein lächerliches Wesen, denn die Corsen, sagt Filippini, wußten sie weder zu laden noch abzuschießen, und schoßen sie, so hatten sie nicht geringere Furcht als die Wilden. Was der corsische Geschichtschreiber von den fürchterlichen Folgen der Einführung der Flinten in Corsica gesagt hat, gilt heute nach dreihundert Jahren ebenso wie damals, und ein heute schreibender Chronist könnte an dem was Filippini sagt nicht ein Jota ändern.

Mitten in diesem Elend der Corsen ist die plötzliche Erscheinung

einer Griechencolonie auf dem so schrecklich verwüsteten Lande verwundersam. Das corsische Volk zu entnationalisiren, fremde, feindliche Elemente in dasselbe hineinzuwerfen war ein lange gehegtes Streben der Genuesen. Vielleicht hatte diese Politik einen nicht unbedeutenden Anteil an dem Plane eine Griechencolonie in Corsica anzusiedeln, welcher im Jahre 1676 ausgeführt wurde. Es hatten nämlich Mainoten vom Golfe von Kolokythia, des unerträglichen Joches der Türken müde, gleich jenen alten Phokäern die das Perserjoch nicht hatten tragen wollen, den Entschluß gefaßt, mit Weib und Kind und Hab und Gut auszuwandern und sich eine neue Heimat zu gründen. Nach langem Suchen war ihr Abgesandter Johannes Stefanopulos auch nach Genua gekommen und hatte dem Senat die Wünsche seiner Landsleute vorgetragen. Die Republik hörte sie mit Freuden an und schlug den Griechen das Ländchen Paomia vor, einen Küstenstrich am westlichen Rande Corsicas zwischen den Golfen von Porto und von Sagona. Stefanopulos überzeugte sich von der günstigen Beschaffenheit des Landes und hierauf schlossen die Mainoten mit dem genuesischen Senate einen Vertrag, wonach ihnen jener Landstrich Paomia, Ruvida und Salogna als Colonieland abgetreten wurde, mit Zuschuß des Nötigsten für den Anfang, mit Gewähr ihrer heimischen Religion und Gemeindeverfassung, wogegen sie Genua Treue schworen und sich einem genuesischen Regens, welcher in die Colonie geschickt werden sollte, unterzuordnen hatten. Man sah also im März 1676 diese Griechen, 730 an der Zahl, auf ihren Fahrzeugen in Genua landen, wo sie zwei Monate blieben, dann von ihrer neuen Heimat Besitz nahmen. Genua sah die Entstehung dieser Colonie gerne; an ihren tapfern Männern hatte sie eine unverbrüchlich treue Schaar gewonnen, gleichsam einen bleibenden Wehrposten in Feindesland. Und nimmer konnten die Griechen mit den Corsen gemeine Sache machen. Diese betrachteten die ankommenden Fremdlinge, neue Phokäer, mit Verwunderung. Vielleicht verachteten sie Männer, welche ihr Vaterland nicht liebten, weil sie es verlassen hatten; sicher empörte sie der Gedanke, daß man diese Eindringlinge ohne Weiteres in ihr Eigentum gesetzt hatte. Den armen Griechen sollte es in ihrer neuen, rauhen Heimat nimmer wol werden.

Zweites Kapitel.

Ein halbes Jahrhundert hindurch lag die Insel in ihrer Erschöpfung, während der Haß gegen Genua sich von dem allgemeinen und besondern Elende nährte und endlich alles andere Empfinden verschlang. Dieses Volk lebte von seinem Hasse; er allein ließ es nicht untergehn.

Vieles war unterdeß zusammengekommen, um die Empörung zum Ausbruche zu treiben. Den Einsichtigen, den Zwölfmännern, welche in der Form noch bestanden, dünkte der Mißbrauch mit dem Verkaufe der Gewehrpatente vor allem die Quelle der innern Uebel zu sein. Innerhalb dreißig Jahren waren, wie gesagt ist, 28000 Meuchelmorde auf Corsica verübt worden. Die Zwölf wandten sich mit dringenden Vorstellungen an den Senat der Republik und verlangten die Aufhebung jener Patente. Der Senat gab nach. Er verbot die Waffen zu verkaufen und übertrug eigenen Commissarien die Insel zu entwaffnen. Weil aber mit dem Verkaufe der Patente eine jährliche Revenue für den Fiscus verloren ging, wurde eine Auflage von zwölf Soldi auf jede Feuerstelle des Landes gelegt, unter dem Titel der due seini. Das Volk zahlte, doch murrend; und nichts destoweniger dauerte der Verkauf der Patente heimlich wie öffentlich fort.

Eine andere Einrichtung reizte den Groll der Corsen im Jahre 1724. Damals teilte man das Land in zwei Gouvernemente, indem man den Lieutenant von Ajaccio ebenfalls zum Gouverneur machte; eine doppelte Last und eine doppelte Despotie. Beide hatten die ganz unverantwortliche Befugniß ohne Form und Procedur zu den Galeeren wie zum Tode zu verurteilen, aus informirtem Gewissen, wie es hieß (ex informata conscientia). Willkür, Rechtlosigkeit, Mord waren die Folge.

Unterdeß ließ auch der besondere Anlaß zum Ausbruch der Empörung nicht auf sich warten. In einem kleinen Städtchen Liguriens war ein Soldat, ein Corse, schimpflich bestraft worden. Ein Haufe Volks umstand den Mann, welcher auf einem hölzernen Pferde zur Schau saß, und höhnte seiner Schande. Dessen Waffengefährten, in ihrem Nationalgefühl beleidigt, fielen über die Spötter her und tödteten einige. Die Behörde ließ ihnen dafür die Köpfe herunterschlagen. Als die Nachricht von diesem Vorfalle nach Corsica kam, setzte sie den Nationalstolz in Flammen. Wie nun auch der Tag

erschienen war, an dem die Abgabe der due seini eingenommen werden sollte, fiel in Corsica selbst der Funke in das Pulver.

Der Lieutenant von Corte war mit seinem Einnehmer in den Pieve von Bozio gegangen, das Volk war auf dem Felde. Nur ein armer Greis von Bustancio, Cardone, erwartete den Beamten und gab ihm seine Taxe. Es war ein Geldstück darunter, welchem der Wert von einem halben Soldo fehlte. Der Lieutenant weigerte die Annahme. Der Greis bat vergebens auf seine bittre Armut Rücksicht zu nehmen. Zurückgewiesen und mit Execution bedroht, wenn er nicht folgenden Tags die fehlenden zwei Pfennige einbrächte, ging der alte Mann von dannen, solche Härte in sich erwägend und vor sich hin besprechend, wie Greise pflegen. Ihm begegneten Andere, blieben stehn, hörten, sammelten sich am Wege. Der Alte hub an zu klagen, dann von sich zum Lande fortgehend riß er seine Zuhörer zur Wut hin, mit Beredsamkeit ihnen die Not des Volkes und die Tyrannei der Genuesen vorstellend und am Schlusse ausrufend: Jetzt ist es Zeit mit unsern Unterdrückern ein Ende zu machen. Alsobald zerstreute sich der Haufe, das Wort des Alten lief eilends durch das Land und erweckte allenthalben das alte Rachegeschrei: evviva la libertà, evviva il popolo. Man hörte von Ort zu Ort das Muschelhorn blasen und die Lärmglocke läuten. So hatte ein schwacher Greis den Aufstand gepredigt und ein halber Sous war die besondere Veranlassung zu einem vierzig Jahre dauernden Kriege geworden. Unwiderruflich fest wurde es beschlossen, keine Steuer mehr, welche sie auch wäre, zu zahlen. Das geschah im October 1729.

Auf die Kunde von der Bewegung des Volkes in Bozio sandte der Gouverneur Felix Pinelli hundert Mann nach dem Pieve. Sie übernachteten in Poggio de Tavagna, in die Häuser des Ortes stille aufgenommen. Einer der Einwohner, Pompiliani aber faßte den Plan, sie Nachts zu entwaffnen. Man führte ihn aus und ließ die Wehrlosen nach Bastia zurückgehen. Sofort war Pompiliani erklärtes Haupt der Insurgenten. Diese bewaffneten sich mit Aexten, Beilen, Winzermessern, stürzten sich auf das Fort von Aleria, erstürmten dasselbe, hieben die Besatzung nieder, nahmen Waffen und Munition und marschirten ohne Säumen auf Bastia los. Mehr als 5000 Menschen lagerten sich vor der Stadt, in deren Citadelle sich Pinelli einschloß. Um Zeit zu gewinnen schickte er eilig den Bischof von Mariana in das Lager der Aufständischen, gütlich mit ihnen zu unter-

handeln. Sie forderten Abstellung aller Beschwerden des corsischen Volkes. Der Bischof aber bewog sie einen Waffenstillstand von vierundzwanzig Tagen anzunehmen, in die Berge zurückzukehren und abzuwarten, bis der Senat von Genua auf ihre Forderungen werde geantwortet haben. Solches geschah. Die Frist benützte Pinelli, Verstärkungen an sich zu ziehn, umliegende Forts zu befestigen und Zwietracht auszustreuen. Da sich nun das Volk hingehalten und getäuscht sah, stieg es zu zehn Tausenden angewachsen wieder die Berge herab und lagerte sich vor Bastia. Der allgemeine Aufstand war nicht mehr zu hemmen, vergebens schickte nun Genua seine Commissäre, zu beschwichtigen und zu unterhandeln.

Eine Volksversammlung war in Furiani abgehalten worden. Pompiliani, in erster Not zum Führer erwählt, hatte sich untüchtig gezeigt, er wurde beseitigt und an seine Stelle setzte man zwei gewiegte Männer Andrea Colonna Ceccaldi aus Vescovato und Don Luis Giafferi von Talasani, und erklärte beide zu Generalen des Volks. Von neuem und heftiger wurde nun Bastia angegriffen, und wieder wurde der Bischof in das Lager des Volks geschickt, es zu beschwichtigen. Man schloß einen Waffenstillstand auf vier Monate. Beide Teile benützten ihn sich zu rüsten; auch Complotte nach alter Art wurden von dem genuesischen Commissär Camillo Doria geschmiedet, aber ein Mordanschlag auf Ceccaldi's Leben schlug fehl. Dieser hatte mit Giafferi unterdeß das Innere des Landes durchzogen, die Familienkriege geschlichtet und das Recht wieder hergestellt, dann hatten sie im Februar 1731 eine legislative Versammlung in Corte eröffnet. Es wurden hier Gesetze erlassen, Anordnungen zur allgemeinen Erhebung getroffen, Milizen und Obrigkeiten organisirt. Mit einem feierlichen Schwur verband man sich, nimmer mehr das Joch Genuas zu tragen. So wurde der Aufstand legal, allgemein und geordnet. Es war das ganze Volk von diesseits wie von jenseits der Berge, welches in einem Gefühle sich erhob. Auch die Stimme der Religion wurde befragt. Die Geistlichkeit der Insel war in Orezza zu einem Tage zusammengetreten, und einmütig hatte sie den Schluß gefaßt, daß wenn die Republik dem Volke das Recht weigere, der Krieg Notwehr sei und das Volk ledig seines Untertaneneides.

Drittes Kapitel.

Man hatte den Canonicus Orticoni nach dem Festlande gesendet, den Schutz der fremden Mächte anzugehen, Giafferi nach Toscana, Waffen und Munition zu verschaffen, welche fehlten. Indeß war der Waffenstillstand abgelaufen. Genua, das in nichts willigte, forderte unbedingte Unterwerfung und Auslieferung der beiden Häupter. Wie nun der Krieg auf allen Punkten sich entzündete, die Corsen aber, nachdem sie mehre feste Orte hinweggenommen hatten, Bastia, Ajaccio und Calvi enge umschlossen hielten, erkannte die Republik die große Gefahr und wandte sich an den Kaiser Carl den Sechsten um Hilfe.

Der Kaiser bewilligte die Hilfe. Er sagte der Republik ein Corps von 8000 Mann deutscher Truppen zu, indem er mit ihm förmlich als ein Kaufherr mit Kaufherren einen Kaufcontract abschloß. Es begann damals die Zeit, in der die deutschen Fürsten das Blut ihrer Landeskinder um Geld in die Fremde verkauften, damit es im Dienste der Despotie verwandt würde. Es war auch zugleich die Zeit, in welcher die Völker erwachten. Ein neuer Geist, der Volksgeist, ging durch die Welt. Das arme Volk der Corsen hat den bleibenden Ruhm, diese neue Periode eröffnet zu haben.

Der Kaiser verhandelte übrigens die 8000 Deutschen unter sehr günstigen Bedingungen. Die Republik verpflichtete sich, sie zu unterhalten, monatlich 30000 Gulden zu zahlen und für jeden Erschlagenen oder Ueberläufer hundert Gulden zu ersetzen. Daher geschah es, daß die Corsen so oft sie einen Deutschen erschlugen, ausriefen: Genua, hundert Gulden!

Die verkauften Söldner kamen denn am 10. August 1731 nach Corsica, nicht alle, sondern nur erst 4000 Mann, denn die andere Hälfte hatte der genuesische Senat zurückgelegt, in der Hoffnung auszureichen. Die viertausend Deutsche standen unter dem Befehle des Generals Wachtendonk. Kaum ausgeschifft, fielen sie auf die Corsen und zwangen sie, von der Belagerung von Bastia abzustehen.

Mit Schmerz aber und mit Bangigkeit sah das corsische Volk den Kaiser selbst als ihren Unterdrücker einschreiten. Ihnen fehlte das Nötigste. In ihrer gänzlichen Armuth hatten sie nicht Waffen, noch gute Kleidung, noch Schuhe. Baarhaupt und baarfuß liefen sie in die Schlacht. An wen sollten sie sich wenden, ihrer Seits Hilfe zu finden? Sie konnten auf Niemanden draußen rechnen, als allein

auf ihre verbannten Landsleute. In einer Volksversammlung beschloßen sie daher diese hereinzurufen, wo sie immer auf dem Festlande seien, und sie richteten an sie folgende Aufforderung:

Landsleute! unsere Bemühungen um Abstellung unserer rechtlichen Beschwerden sind fruchtlos geblieben, wir haben uns entschlossen unsere Freiheit durch die Waffen zu erringen. Es gibt kein Schwanken mehr. Entweder kommen wir aus dem Zustande von Erniedrigung und schimpflicher Prostitution heraus, in welchen wir gefallen waren, oder wir wissen zu sterben und unsere Leiden wie unsere Ketten im Blute zu ertränken. Wenn sich kein Fürst findet, welcher von der Erzählung unseres Unglücks gerührt unsere Klagen hört und uns gegen unsere Unterdrücker verteidigt, so gibt es einen allmächtigen Gott und wir stehn bewaffnet im Namen und für die Verteidigung des Vaterlandes. Eilt herbei, alle ihr Kinder Corsicas, welche der Zufall von unseren Küsten entfernen mochte, neben euern Brüdern zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben. Laßt euch durch nichts zurückhalten, nehmt die Waffen und kommt. Das Vaterland ruft euch und bietet euch ein Grab und die Unsterblichkeit. —

Sie kamen; von Toscana, von Rom, von Neapel, von Marseille. Es verging kein Tag, an dem nicht der eine oder der andere landete, und wer nicht die Waffen tragen konnte, schickte was er vermochte Geld und Waffen. Einer dieser ins Vaterland zurückeilenden Corsen, Felician Leoni aus der Balagna, bisher Capitän im Dienste Neapels, landete eines Tages bei San Fiorenzo in demselben Augenblicke, als sein alter Vater Geronimo mit einem Trupp vorbeizog, den Turm von Nonza anzugreifen. Weinend umarmten sich Vater und Sohn. Dann sagte der Alte: mein Sohn, gut daß du gekommen bist, gehe du an meiner Statt und wirf die Genuesen aus dem Turme. Der Sohn führte den Trupp auf der Stelle weiter; der Vater blieb und wartete auf den Ausgang. Leoni nahm den Turm von Nonza, aber den jungen Sieger streckte eine Kugel todt zur Erde. Ein Bote lief hierauf die Trauerkunde dem Vater zu bringen. Der alte Mann sah den Boten herankommen und fragte ihn, wie die Sachen stünden. Traurig, rief der Bote, denn dein Sohn ist gefallen. — Nonza ist genommen? — Es ist genommen — Nun denn, rief der Greis, es lebe das Vaterland! —

Unterdeß verwüstete Camillo Doria die Insel und zerstörte ihre Dörfer, der General Wachtendonk aber zog in das Innere, die Provinz

Balagna zu unterdrücken. Hier jedoch umzingelten ihn die Corsen bei S. Pellegrino in den Bergen, nachdem sie ihm viel Volk erschlagen hatten. Der kaiserliche General konnte nicht rückwärts nicht vorwärts und war verloren. Stimmen wurden laut, diese Fremden alle insgesammt niederzuhauen. Aber der weise Giafferi wollte den Zorn des mächtigen Kaisers nicht auf sein armes Vaterland heraufbeschwören und entließ Wachtendonk mit seinem Heere ungekränkt nach Bastia, indem er nur dies ausbedang, daß der General die Beschwerden der Corsen bei Carl dem Sechsten vermitteln solle. Wachtendonk versprach es mit seinem Worte, er staunte über die Großmut dieser Menschen, welche er als eine wilde Horde von Rebellen zu bändigen gekommen war. Man hatte einen Waffenstillstand von zwei Monaten geschlossen. Die Beschwerden der Corsen waren formulirt und nach Wien geschickt worden, ehe aber die Antwort eintraf, war der Waffenstillstand abgelaufen und der Krieg begann aufs Neue.

Die zweite Hälfte der kaiserlichen Hilfsschaar, neue 4000 Mann kamen herüber; mehrmals siegten die kühnen Corsen und zumal am 2. Februar 1732 schlugen und vernichteten sie die Deutschen unter Doria und de Vins in der blutigen Schlacht bei Calenzana. Hierauf bat die erschreckte Republik den Kaiser zum drittenmal um 4000 Mann Truppen. Die Welt aber begann eine lebhafte Sympathie für das kühne Volk zu offenbaren, welches selbst aller Hilfe baar und in der bittersten Verlassenheit einzig aus seiner Vaterlandsliebe die Mittel nahm, zweien so furchtbaren Feinden glorreich zu widerstehen.

Das neue Kaiserliche Heer führte Ludwig Prinz von Würtemberg, ein berühmter Feldherr. Sofort verkündete er eine Amnestie unter der Bedingung, daß das Volk die Waffen niederlege und sich Genua unterwerfe. Aber auf diese Bedingung wollten die Corsen nicht unterhandeln. Daher rückten Würtemberg, der Prinz von Culmbach, die Generale Wachtendonk, Schmettau und Waldstein nach einem gemeinsamen Operationsplane in das Land, während die Corsen sich in die Berge zogen, den Feind durch den Guerillakrieg aufzureiben. Plötzlich kamen die Antworten des kaiserlichen Hofes auf die Beschwerden der corsischen Nation, und Befehle an den Prinzen von Würtemberg möglichst gütlich mit dem Volke sich zu vergleichen, weil man erkenne, daß es in seinen Rechten gekränkt sei.

Am 11. Mai 1732 wurde hierauf zu Corte ein Friede geschlossen, unter folgenden Bedingungen: 1) Allgemeine Amnestie; 2) Verzicht

auf jede Entschädigung der Kriegskosten; 3) Erlaß aller schuldigen Steuern; 4) Zulassung aller Corsen zu allen civilen, militärischen und geistlichen Aemtern; 5) das Recht Collegien zu gründen und die Lehrfreiheit; 6) Wiederherstellung der Zwölfmänner und der Sechsmänner mit allen Privilegien eines Oratore; 7) das Recht der Verteidigung für Angeklagte; 8) Errichtung einer Behörde, welche die Vergehen aller öffentlichen Beamten darzulegen habe.

Dieser für die Corsen günstige Vertrag sollte die persönliche Gewähr und Vollziehung des Kaisers haben. Demnach verließen die meisten deutschen Truppen die Insel, nachdem mehr als 3000 Deutsche ihr Grab auf Corsica gefunden hatten. Nur Wachtendonk blieb noch einstweilen zurück, den Vollzug des Vertrages zu verwirklichen.

Viertes Kapitel.

Man erwartete die kaiserliche Ratification. Ehe sie aber eintraf, ließ sich der genuesische Senat, erbittert und nach Rache begierig, zu einer widerrechtlichen Handlung fortreißen, welche das corsische Volk aufs neue empören mußte. Ceccaldi, Giafferi, der Abbé Aitelli und Raffaelli, die Häupter der Corsen, welche das Friedensdocument im Namen ihrer Nation unterzeichnet hatten, wurden plötzlich festgenommen und unter dem Vorwande hochverräterischer Absichten nach Genua geschleppt. Ein Schrei der Empörung erhob sich hierüber auf der Insel; man eilte zu Wachtendonk und machte seine Ehre für diese Gewaltthat der Genuesen verantwortlich, man schrieb an den Prinzen von Würtemberg, an den Kaiser selbst und forderte den vertragsmäßigen Schutz. Dies hatte die Folge, daß der Kaiser ohne Säumen den Friedensvertrag vollzog und die Eingekerkerten reclamirte. Alle vier wurden in Freiheit gesetzt, aber der Senat suchte ihnen die Verpflichtung abzunötigen niemals mehr in ihr Vaterland zurückzukehren. Ceccaldi begab sich nach Spanien, wo er Dienste nahm; Rafaelli nach Rom; Aitelli und Giafferi aber gingen nach Livorno in der Nähe ihres Vaterlandes die Dinge zu beobachten, welche wie der Anschein zeigte, nicht auf die Dauer haltbar waren.

Am 15. Juni 1733 hatte auch Wachtendonk mit den letzten

Deutschen die Insel verlassen, welche nun im Besitze des rechtmäßig vollzogenen Friedensinstrumentes sich Genua wieder gegenüber fand. Die beiden Todfeinde sahen sich kaum ins Gesichte, als sie zu den Waffen griffen. Nichts anders mehr als Kampf auf Leben und Tod war zwischen dem Corsen und dem Genuesen möglich. In so langen Jahrhunderten war der Haß Natur geworden. Der Genuese kam racheatmend, ränkevoll, listig: der Corse trotzig, unversöhnt, mißtrauisch, stolz endlich auf seine erprobte Kraft und im Bewußtsein seiner nationalen Selbstständigkeit. Ein paar Verhaftungen und Mordanschläge, und das Volk stand augenblicks auf und sammelte sich in Rostino um Hyacint Paoli einen raschen, entschloßnen und tapfern Bürger aus Morosaglia. Es war ein Mann von bedeutenden Gaben, Redner, Dichter und Staatsmann; denn in der Schule des Unglücks und der Kämpfe waren nun dem rohen Corsenvolke Männer gereift, welche Europa in Erstaunen setzen sollten. Das Volk von Rostino ernannte Hyacint Paoli und Castineta neben ihm zu Generalen. Die Häupter waren da, wenn auch nur erst provisorisch.

Nicht sobald war die Bewegung von Rostino ausgebrochen und der Kampf mit Genua wieder aufgenommen worden, als der tapfere Giafferi sich ins Schiff warf und in Corsica landete. In Corte, welches man erstürmt hatte, wurde die erste Volksversammlung gehalten. Hier erklärte man einstimmig Genua den Krieg, und man faßte den Beschluß sich unter den Schutz des katholischen Königs von Spanien zu stellen, dessen Banner man auch in Corte aufpflanzte. Der Canonicus Orticoni wurde an den Hof von Madrid gesandt, diesen Wunsch des Volkes vorzutragen.

Don Luis Giafferi war aufs neue zum General der Corsen ernannt worden, und diesem geschickten Heerführer war es während des Jahres 1734 gelungen, den Genuesen alles Land bis auf die festen Seeplätze zu entreißen. Darauf hatte er im Januar 1735 eine Generalversammlung des Volkes in Corte vereinigt. Er forderte hier Hyacint Paoli zu seinem Collegen, und nachdem dies bewilligt worden war, trug man dem Advocaten Sebastiano Costa auf, die Statuten der neuen Regierung zu entwerfen. Es sprach demnach diese denkwürdige Versammlung die Selbstständigkeit des Volkes und die ewige Trennung Corsicas von Genua aus und verkündigte als Grundlagen der Landesverfassung: Selbstregierung des Volkes in seinem Parlamente; eine Junta von Sechsmännern, vom Parlamente ernannt

und alle drei Monate erneuert, welche neben den Generalen das Parlament vertreten sollte; ein Civilkörper von Viermännern, beauftragt mit der Rechtspflege, mit den Finanzen und den Handelsinteressen. Als alleinige Quelle der Gesetze wurde das versammelte Volk erklärt. Ein Gesetzbuch sollte von der obersten Junta verfaßt werden.

Dies waren die Grundzüge einer Constitution, welche der Corse Costa entwarf, und welche im Jahre 1735, mitten in der Barbarei damaliger europäischen Staatsverfassungen, ein Volk sich gab von dem das Gericht dann und wann die dunkle Kunde auf das Festland Europas brachte, daß es schrecklich wild und barbarisch sei. Hier zeigt sich, daß die Erzieherin der Völker zur Freiheit und zur Selbstständigkeit nicht immer die Wissenschaft ist, noch der Reichtum und der Glanz der politischen Ereignisse, öfter vielleicht die Armut, das Unglück und die Liebe zum Vaterlande. Und so hatte ein kleines Volk ohne Literatur und ohne Industrie an politischer Weisheit und an Menschlichkeit alle Culturvölker Europas in der Stille und durch eigene Kraft überflügelt; seine Staatseinrichtung war nicht auf dem Boden der philosophischen Systeme, sondern auf dem der materiellen Bedürfnisse gewachsen.

Giafferi, Ceccaldi und Hyacint Paoli waren alle drei an die Spitze der Nation gestellt worden. Unterdeß war auch Orticoni von seiner spanischen Sendung zurückgekehrt und hatte die Antwort gebracht, daß der katholische König es ablehne, Corsica in seinen besondern Schutz zu nehmen, daß er aber erkläre, Genua nie mit Truppen unterstützen zu wollen. Weil nun die Corsen auf keine andere fürstliche Protection zu rechnen hatten, thaten sie in ihrer Verlassenheit was italienische Republiken im Mittelalter bisweilen gethan hatten; sie stellten sich durch Volksbeschluß unter den Schutz der heiligen Jungfrau Maria, deren Bild in die Fahnen des Landes aufgenommen wurden, und sie erwählten Jesus Christus zu ihrem Gonfaloniere oder Bannerträger.

Indeß wandte Genua, welchem der deutsche Kaiser wegen seiner Verwicklungen in die polnischen Angelegenheiten keine Hilfe leisten konnte, seine äußersten Mittel an, die Corsen zu bezwingen. Nach einander sandte die Republik Felix Pinelli, den ehemaligen grausamen Landpfleger, und ihren tapfersten General Paul Battista Rivarola mit allen Truppen, welche aufgebracht werden konnten. Und allerdings war die Lage der Corsen verzweifelt. Denn es fehlte ihnen an

allem Nötigen, weil das Land gänzlich erschöpft war und die genuesischen Kreuzer jede Zufuhr von außen hinderten. So sehr waren sie in Not gekommen, daß sie bereits einen Friedensantrag machten, welchen Genua jedoch verwarf. Die ganze Insel war bloquirt, jeder Verkehr stockte, Schiffe von Livorno her waren gekapert worden, das Pulver war ausgegangen, die Waffen, namentlich Geschütze fehlten. Als nun die Not aufs Höchste gestiegen war, ereignete es sich eines Tages, daß zwei fremde Schiffe im Golfe von Isola Rossa vor Anker gingen und eine große Zahl von Lebensmitteln und von Kriegsbedarf ausluden, Geschenke für die Corsen von unbekannten mysteriösen Gebern. Die Capitäne der Schiffe verschmähten jedes Entgeld, sie baten nur um einigen corsischen Wein, um ihn auf das Wol der tapfern Nation zu trinken. Dann gingen sie unter den lauten Segenswünschen des Volkes wieder in See, welches sich an der Küste gesammelt hatte, seine fremden Wolthäter zu sehen. Ein unbeschreiblicher Jubel aber ergriff das corsische Volk, und dieses kleine Zeichen fremder Teilnahme versetzte es in eine wahre Trunkenheit. In allen Dörfern läutete man vor Freuden mit den Glocken. Man sagte sich, daß die göttliche Vorsehung und die heilige Jungfrau dem armen Lande ihre Rettungsengel sende, man hoffte nun, daß irgend eine fremde Macht den Corsen ihren Schutz wolle angedeihen lassen. Der moralische Eindruck dieses Ereignisses war so groß, daß Genua fürchtete, was die Corsen hofften, und augenblicklich um Frieden unterhandelte. Aber die Corsen lehnten ihn nun ab.

Jene beiden Schiffe hatten großherzige Engländer ausgerüstet, Freunde der Freiheit und Bewunderer des corsischen Heldenmutes. Bald sollte durch die Erhebung Nordamerikas ihr Patriotismus mit ihrem Edelsinne in Kampf geraten. Die engländische Munition verhalf den Corsen zur Erstürmung von Aleria, wo sie vier Kanonen erbeuteten. Sie belagerten nun Calvi und Bastia. Aber ihre Lage wurde mit jedem Augenblicke hilfloser und verzweifelter. Man hatte alle Mittel ausgegeben und keine fremde Macht trat ein. In jenen Tagen hatte sich der Corsen eine fast religiöse Spannung der Gemüter bemächtigt. Sie glichen den Juden unter den Makkabäern, als sie auf einen Messias hofften.

Fünftes Kapitel.

Da geschah es, daß am 12. März des Jahres 1736 in der Morgenfrühe ein Schiff mit brittischer Flagge nach der schönen Küste von Aleria steuerte. Das herzuströmende Volk begrüßte dasselbe mit Jauchzen, weil es vermutete, es sei mit Munition beladen. Das Fahrzeug warf am Strande die Anker aus, und bald darauf sah man die angesehensten Männer der Insel sich an Bord begeben und einem rätselhaften Fremden aufwarten, welcher sich auf dem Schiffe befand. Dieser Fremde war von königlicher Art, von einem feierlichen Wesen und theatralisch gekleidet. Er war angethan mit einem langen Kaftan von scharlachroter Seide, mit maurischen Pantalons und gelben Schuhen, ein spanischer Hut mit einer Feder bedeckte sein Haupt, im Gürtel von gelber Seide steckten ein paar reich ausgelegter Pistolen, ein Schleppsäbel hing an seiner Seite und in der rechten Hand hielt er einen langen Scepterstab. Hinter ihm her stiegen ans Land in ehrfürchtiger Haltung sechszehn Herren seines Gefolges, elf Italiener, zwei französische Officiere und drei Mauren. So betrat dieser rätselhafte Mann Corsica mit der Miene eines Königs und mit dem Willen es zu sein.

Die Corsen umringten die geheimnißvolle Person mit nicht kleinem Staunen. Man war überzeugt, daß er, wenn nicht ein fremder Prinz, so doch der Abgesandte eines Monarchen sei, welcher den Corsen seinen Schutz wolle angedeihen lassen. Auch lud das Schiff alsobald vor den Augen der Menge seinen Inhalt aus, 10 Stück Kanonen, 4000 Flinten, 3000 Paar Schuh, 700 Säcke Getreide, eine große Masse Munition, einige Fäßchen voll Zechinen und eine nicht geringe Summe von Geldmünzen aus der Barbarei. Es schien daß die Häupter der Insel um die Ankunft und um die Person des Fremden wußten. Man sah Xaverius Matra ihn mit der Achtung begrüßen, welche einem Könige gebührt und man war eingenommen von der Hoheit der prinzlichen Manieren und der Feierlichkeit seines Wesens. Man führte ihn im Triumfe nach Cervione.

Dieser seltsame Ankömmling war ein Deutscher, der westphälische Baron Theodor von Neuhoff, von allen Abenteurern seiner merkwürdigen Zeit der genialste und der glücklichste. Er hatte in seiner Jugend am Hofe der Herzogin von Orleans als Page gedient, war dann in spanische Dienste gegangen und wieder nach Frankreich zurückgekehrt. Sein glänzender Geist hatte ihn mit allen bedeutenden Persönlichkeiten

der Zeit in Berührung gebracht, mit Alberoni zumal, mit Ripperda und Law, in dessen Finanzspeculationen er sich mit vertieft hatte. Neuhoff hatte alles erlebt, alles gesehn, alles gedacht, versucht, genossen und gelitten. Seiner Natur gemäß hatte er alle möglichen Gestalten, in welchen das Glück erscheinen kann, durchlaufen und war bei der zufälligen Vorstellung angelangt, daß es für einen kräftigen Geist wünschenswert sein müsse, König zu sein. Und dies dachte er nicht in der Hirnverrückung des Don Quijote, welcher in die Welt hineinreitend sich vorstellte, daß der Lohn seiner künftigen Thaten zum mindesten das Kaisertum Trebisonde sein werde; sondern der Zufall warf ihm den bestimmten Gedanken an eine Königskrone in seinen ganz klaren Verstand, und so beschloß er König zu sein auf natürlichem und wirklichem Wege es zu werden, und er wurde es.

In Europa umherstreifend war Neuhoff gerade in dem Augenblicke nach Genua gekommen, als Giafferi, Ceccaldi, Aitelli und Rafaelli gefangen eingebracht wurden. Es scheint, daß er hier zum ersten Male auf die Corsen aufmerksam wurde, deren Tapferkeit ihm imponirte; er knüpfte Verbindungen mit solchen Corsen an, welche in Genua waren, besonders mit Männern aus der Provinz Balagna, und indem er Einsicht in die Zustände der Insel gewann, reifte in ihm der Gedanke, in diesem romantischen Lande eine Rolle zu spielen. Sofort ging er nach Livorno, wo sich der mit den Angelegenheiten seiner Nation beauftragte Orticoni befand. Er setzte sich mit diesem Manne in Verbindung und seinem Genie gelang es, ihm Bewunderung und Vertrauen in die großartigen Versprechungen einzuflößen, welche er machte. Denn mit allen Höfen vertraut, wie er sagte, versprach er dem Corsen in Jahresfrist alle die Mittel herbeizuschaffen, welche nötig seien, die Genuesen für immer zu vertreiben. Er verlangte als Belohnung nichts mehr als dies, daß die Corsen ihn zu ihrem Könige krönten. Orticoni, hingerissen von dem ungewöhnlichen Geiste des Mannes, von der Unerschöpflichkeit seiner Berechnungen, von der Gewandtheit seiner diplomatischen, ökonomischen und politischen Ideen, und erkennend, daß Neuhoff seinem Lande wirkliche Dienste zu leisten vermöge, wandte sich anfragend an die Generale der Insel. Sie gaben ihm in ihrer verzweifelten Lage die Vollmacht, mit Neuhoff zu unterhandeln. Orticoni schloß also mit dem Baron den Vertrag, daß ihn die Corsen zu ihrem Könige ausrufen sollten, sobald er sie in den Stand setze, sich von Genua völlig zu befreien.

Wie nun Theodor von Neuhoff dieser Aussicht gewiß war, begann er mit einer so großen Energie an ihrer Verwirklichung zu arbeiten, daß sie allein hinreicht, von seinem Genie Zeugniß zu geben. Er setzte sich mit dem englischen Consul in Livorno und mit solchen Kaufleuten in Verbindung, welche mit der Barbarei Handel trieben, er verschaffte sich dahin Empfehlungsbriefe, er ging nach Afrika, und nachdem er hier, wie in Europa durch seine Agenten, Himmel und Erde in Bewegung gebracht hatte, gelang es ihm sich in den Besitz aller der Hilfsmittel zu setzen, mit welchen er dann plötzlich in Corsica landete.

Er erschien dort in der Zeit der höchsten Not. Indem er nun den Häuptern der Insel die Kriegsvorräte übergab, erklärte er, daß sie nur der kleinste Teil von dem seien, was nachfolgen werde. Er stellte ihnen vor, daß seine Verbindungen mit den Höfen Europas, schon jetzt mächtig, mit dem Augenblick eine andere Grundlage bekommen würden, wo die Genuesen geschlagen sein würden und wo er die Krone tragend als ein Fürst mit Fürsten zu unterhandeln vermöchte. Er begehrte also die Krone. Hyacint Paoli, Giafferi und der gelehrte Costa, Männer von dem positivsten Verstande, von dem Wirklichsten erfüllt, was handelnden Menschen je auferlegt werden kann, von der Aufgabe ihr Volk zu befreien und zu constituiren, gingen trotzdem auf dies Begehren ein. Die Verpflichtung gegen den Mann und seine Dienste, die den Volksgeist aufschwingende Neuheit des Ereignisses, die Aussichten auf weitere Hilfe, endlich die höchste Not forderte es. Theodor von Neuhoff, designirter König der Corsen, bezog seine Wohnung in dem bischöflichen Hause von Cervione, und am 15. April versammelte sich das Volk zu einem allgemeinen Tage im Convent von Alesani, um über die Einsetzung des Königtums einen Beschluß zu fassen. Je zwei Vertreter der Communen des Landes, Abgeordnete der Geistlichkeit und der Klöster kamen hier zusammen, und mehr als 2000 Menschen aus dem Volke umlagerten den Convent. Man legte dem Parlamente folgende Constitution vor: Die Krone des Königreichs Corsica wird der Familie des Baron Theodor von Neuhoff erblich übertragen; der König hat neben sich einen Rat von 24 vom Volke gewählten Männern, ohne deren und des Parlaments Zustimmung er keinen Entschluß fassen, noch irgend welche Auflage erheben darf. Alle Aemter gebühren allein den Corsen; die Gesetzgebung bleibt beim Volke und bei seinem Parlamente.

Diese Constitutionsartikel las der Doctor Gaffori dem versammelten Volke vor, welches sie durch Zuruf annahm; dann unterzeichnete sie der Baron Theodor eigenhändig vor den Vertretern der Nation und schwor vor allem Volke auf das heilige Evangelium der Verfassung treu zu bleiben. Nach diesem Akte wurde er in die Kirche geführt, wo nach einem feierlichen Hochamte die Generale ihm eine Krone auf das Haupt setzten. Die Corsen waren zu arm; sie hatten keine Krone von Gold; sie flochten eine von Lorbeer- und von Eichenzweigen und setzten sie auf das Haupt ihres ersten und letzten Königes. So wurde der Baron Theodor von Neuhoff, welcher sich bereits Grand von Spanien, Lord von Großbritannien, Pair von Frankreich, Graf des heiligen Reichs, Fürst des römischen Reichs nannte, König der Corsen, seines Namens Theodor der Erste.

Erklärt sich gleich dieses seltsame Ereigniß, wie aus früheren Erscheinungen der corsischen Geschichte, so aus der damaligen Lage der Corsen, so bleibt es immer staunenswürdig. Denn so groß war die Liebe zur Freiheit bei diesem Volke, daß es um jene zu erringen und das Vaterland zu retten, einen fremden Abenteurer zu seinem Könige machte, weil er ihm Hoffnungen auf die Freiheit gab, und daß seine tapferen und gewiegten Generale, die Häupter des Landes, ohne Zögern und ohne Neid ihrer Gewalt sich ruhig entkleideten.

Sechstes Kapitel.

Im Besitze des königlichen Titels wollte Theodor auch einen königlichen Hof um sich sehen, und war deshalb nicht sparsam mit Austeilung von Würden. Er ernannte Don Luis Giafferi und Hyacint Paoli zu seinen ersten Ministern und verlieh ihnen den Grafentitel. Xaverius Natra wurde Marquis und Großmarschall des Palastes, Giacomo Castagnetta Graf und Commandant von Rostino, Arrighi Graf und Generalinspector der königlichen Truppen. Noch andere ernannte Theodor zu Baronen, Markgrafen, Generallieutenants, königlichen Gardecapitänen und setzte sie zu Commandanten verschiedener Landesteile ein. Der Advocat Costa, nunmehr Graf Costa, wurde zum Großkanzler des Reichs ernannt, und der Doctor Gaffori,

nunmehr Marquis Gaffori, Secretär des Cabinets seiner Majestät des constitutionellen Königs.

So lachenswert alle diese pomphaften Einrichtungen auf dem Grunde des corsischen Elends auch erscheinen mußten, so nahm der König Theodor es doch ernst mit seiner Aufgabe. In kurzer Zeit hatte er die Ruhe im Lande wiederhergestellt, die Familienkriege geschlichtet, ein wolgeordnetes und in Companieen geteiltes Heer aufgebracht, mit welchem er dann gleich im April 1736 Porto Vecchio und Sartene den Genuesen entriß. Der Senat von Genua hatte das Rätselhafte, was vor seinen Augen geschah, erst mit der Furcht angestaunt, es möchten Absichten einer fremden Macht dahinter verborgen sein; als sich aber der Baron Theodor enthüllte, waren die Genuesen eilig ihn durch Pamphlete lächerlich zu machen und als einen tiefverschuldeten Glücksritter zu brandmarken. Der König Theodor antwortete auf die genuesischen Manifeste mit königlicher Würde, deutscher Grobheit und deutschem Witze. Er marschirte dann in Person gegen Bastia, kämpfte heldenmütig und wie ein Löwe vor den Mauern, und da er die Stadt nicht nehmen konnte, schloß er sie ein, streifte zu gleicher Zeit in das Innere der Insel, vernichtete genuesische Heerhaufen und strafte abgefallene Orte mit rücksichtsloser Strenge. Die Genuesen waren bald auf ihre festen Plätze am Meere beschränkt. In ihrer Verlegenheit hatten sie damals zu einem abscheulichen Mittel gegriffen, um sich zu verstärken. Sie hatten Banditen, Galeerensclaven, Mörder zu einer Bande vereinigt, deren Zahl auf 1500 Mann sich belief, hatten diesen Auswurf der Gesellschaft bewaffnet und gegen Corsica losgelassen. Diese Schaaren machten Streifzüge in das Land und verübten zahllose Gräuel. Man nannte sie Vittoli nach dem Meuchelmörder Sampiero's, oder Oriundi.

Indeß war König Theodor nicht müde geworden, für die Hebung des Landes Sorge zu tragen. Er hatte Waffenfabriken, Salinen, Zeugwirkereien angelegt, die Industrie zu beleben, durch Handelsvorteile Fremde herbeizulocken, durch Ausrüstung von Kaperschiffen den genuesischen Kreuzern die Wage zu halten gesucht. Das corsische Nationalbanner war grün und gelb und enthielt den Spruch: In te Domine speravi. Theodor hatte endlich auch Geld schlagen lassen, Gold-, Silber- und Kupfermünzen. Diese Münzen zeigten auf dem Avers ein lorbeerbekränztes Schild, darüber eine Krone mit den Ziffern T. R., auf dem Revers stand: pro bono et libertate. Man

bezahlte diese Münzen auf dem Festlande aus Neugierde um den dreißigfachen Wert. Aber alle diese Dinge halfen wenig, die Not stieg, die versprochene Hilfe kam nicht, das Volk fing an zu murren. Der König kündigte beständig das Erscheinen einer befreundeten Flotte an; sie blieb aus dem natürlichen Grunde aus, weil die Zusage eine Unwahrheit war. Als nun die Stimmen des Landes bedenklicher wurden, versammelte Theodor am 2. September das Parlament in Casacconi; hier erklärte er, daß er die Krone niederlegen werde, wenn bis zum Ende des October die angekündigte Hilfe nicht erschienen sei, oder daß er dann selber auf den Continent gehen werde sie zu beschleunigen. Er war also in derselben verzweifelten Lage, wie es der Sage nach Columbus gewesen war, als das angekündigte Land nicht erscheinen wollte.

Sobald das Parlament auseinander gegangen war, welches auf des Königs Vorschlag einen neuen Finanzplan, eine Vermögenssteuer genehmigt hatte, stieg Theodor zu Pferde, sein Reich auch jenseits der Berge kennen zu lernen. Im Lande jenseits der Berge waren die Hauptsitze der Signoren Corsica's gewesen, und dort hatten sich die alten Adelsgelüste noch wol erhalten. Luca Ornano empfing den Monarchen mit einer Gesandtschaft der angesehensten Herren jener Gegenden und führte ihn im festlichen Geleite nach Sartene. Hier kam Theodor auf den fürstlichen Gedanken einen neuen Ritterorden zu stiften; der Einfall war zugleich politisch, wie wir überhaupt sehen, daß der deutsche Baron und Corsenkönig nicht minder politisch sich zu benehmen wußte, als andere Emporkömmlinge von größeren Dimensionen ihrer Herrschaft vor und nach ihm. Der neue Orden hieß: der Orden von der Befreiung (della Liberazione). Der König war Großmeister desselben und ernannte die Cavaliere. Man sagt, daß der Orden in weniger als zwei Monaten mehr denn vierhundert Mitglieder zählte, und daß mehr als ein Viertel davon Ausländer waren, welche um der Seltsamkeit oder um der tapfern Corsen willen die Ehre der Mitgliedschaft nachsuchten. Diese war teuer; denn im Statute war festgesetzt, daß jeder Cavalier bei seinem Eintritte 1000 Scudi zahlen solle, von welchen er zeitlebens eine Leibrente von zehn Procent zu beziehen hatte. Dies war denn der beste Sinn des Ordens, nämlich daß er eine Anleihe Ehrenhalber und eine Finanzspeculation war. Bei seiner Anwesenheit in Sartene verlieh der König auf den Wunsch der Edeln des Landes jenseits der Berge mit verschwen-

derischer Hand Titel von Grafen, Baronen und Freiherren, mit welchen getröstet die Nachkommen der Ornano, der Istria, der Rocca und Leca nach Hause gingen.

Während der König also königlich sich bezeugte und die Insel mit Cavalieren und Grafen erfüllte, als wäre das arme Corsica über Nacht ein reiches Kaisertum geworden, drückten ihn in der Stille die bittersten Regentensorgen. Denn sich die Wahrheit zu gestehn, so war sein Königreich doch nur ein gemaltes, und mit Lufterscheinungen hatte er sich umgeben. Jene angekündigte Flotte wollte gar nicht erscheinen, weil sie ebenfalls eine gemalte Flotte war. Und diese Chimäre versetzte den König in größere Besorgniß, als es eine wirkliche Flotte von hundert wol gerüsteten feindlichen Schiffen würde gethan haben. Theodor fing an sich mißbehaglich zu fühlen. Bereits gab es eine Partei im Lande, welche mit ihm unzufrieden sich organisirt hatte, unter dem Namen der Indifferenten. Aitelli und Rafaelli hatten die Partei gebildet, und Hyacint Paoli selbst war auf ihre Seite getreten. Schon hatten die königlichen Truppen mit den Indifferenten einen Zusammenstoß gehabt, und waren geschlagen worden. Das Königtum Theodors schien also zerplatzen zu wollen wie eine Seifenblase; Giafferi allein beschwor den Sturm noch für eine Weile.

Unter solchen Umständen hielt der König es für wolgethan, dem Unwetter aus dem Wege zu gehn und die Insel zu verlassen; nicht heimlich sondern als Fürst, welcher auf das Festland eilt, in eigner Person die zögernde Hilfe herbeizuholen. Er berief einen Tag nach Sartene, erklärte daß und warum er abreisen wolle, ordnete die Reichsregentschaft, ernannte Giafferi, Hyacint und Luca Ornano zu seinen Verwesern, setzte 27 Freiherren und Grafen zu Statthaltern der Provinzen ein, erließ ein Manifest und begab sich von zahlloser Menge begleitet am 11. November 1736 nach Aleria, wo er sich unter französischer Flagge einschiffte, mit sich nehmend den Grafen Costa seinen Großkanzler und einige Officiere seines Hauses. Ein genuesischer Kreuzer hätte den König Theodor noch im Angesichte seines Landes aufgehoben und nach Genua eingeliefert, wenn ihn nicht die Flagge Frankreichs schützte. In Livorno landete der König in der Kleidung eines Abbé, um incognito zu bleiben, dann reiste er nach Florenz, nach Rom, nach Neapel, und indem er hier seinen Großkanzler und seine Officiere zurückließ, schiffte er sich nach

Amsterdam ein, von wo, wie er sagte, seine Untertanen bald gute Nachrichten von ihm hören sollten.

Siebentes Kapitel.

Die Corsen glaubten nicht an die Rückkehr ihres Königs, noch an die Hilfe, die er zu senden ihnen versprochen hatte. Von der Not gedrängt, hatte das arme Volk, trunken von Freiheitsliebe, selbst die Lächerlichkeit hingenommen, welche dem Königtume eines Abenteurers anhaftet. In seiner Verzweiflung hatte es nach einem Phantome, nach einem Strohhalme gegriffen, sich zu erretten; und was hätte es nicht aus Haß gegen Genua und aus Freiheitsdrang gethan? Nunmehr sah man sich dem Ziele um nichts näher gerückt. Viele zeigten ihren Unwillen. In dieser Lage versuchten die Regenten mit Rivarola Unterhandlungen anzuknüpfen, welche indessen nicht zu Stande kamen, weil der Genuese unbedingte Unterwerfung und Auslieferung der Waffen verlangte. Man rief das Volk zusammen, seine Meinung zu hören. Das Volk beharrte unerschüttert darauf, daß man dem Könige, welchem man die Treue geschworen habe, treu bleiben müsse und keinen andern Souverän als ihn anerkennen wolle.

Theodor unterdeß hatte einen Teil Europa's durchreist, neue Verbindungen angeknüpft, Speculationen eröffnet, Geld aufgebracht, Cavaliere ernannt, Polen und Deutsche geworben; und obwol ihn seine Gläubiger zu Amsterdam in den Schuldturm gesetzt hatten, war es dem Genie des wunderbaren Menschen dennoch geglückt, Hilfsmittel zusammen zu bringen, welche er dann nach Corsica abgehen ließ. Von Zeit zu Zeit kam ein Schiff mit Kriegsbedarf, den der König schickte, und eine Proclamation, welche die Corsen zur Standhaftigkeit ermunterte.

Dies und die Furcht, es möchte dem rastlos thätigen Manne endlich doch gelingen eine Macht des Festlandes für sich zu gewinnen, ängstigte die Republik Genua. Der Senat hatte einen Preis von zweitausend Genuinen auf den Kopf des Corsenkönigs gesetzt und die Agenten der Republik verfolgten seine Schritte bei allen Höfen. Selber in Geldverlegenheit nahm Genua von der Bank drei Millionen

auf und mietete drei Regimenter Schweizer. Der kleine Krieg nahm seinen Fortgang. Mit äußerster Grausamkeit wurde er geführt, da man sich daran gewöhnt hatte keinen Pardon mehr zu geben. Kein Ende des erschöpfenden Krieges absehend, entschloß sich die Republik die Hilfe Frankreichs anzurufen. Sie hatte bisher gezaudert eine fremde Macht anzugehen, weil ihr Schatz erschöpft war und frühere Erfahrungen sie nicht ermunterten.

Das Cabinet von Frankreich nahm die Gelegenheit bereitwillig auf, wenigstens zu verhindern, daß ein anderer Staat seinen Einfluß auf eine Insel geltend machte, deren Lage an den Grenzen Frankreichs von so großer Wichtigkeit war. Deshalb schloß der Cardinal Fleury am 12. Juli 1737 einen Vertrag mit Genua, in Kraft dessen Frankreich versprach, ein Heer nach Corsica zu schicken zu dem Zwecke die „Rebellen" der Republik zu unterwerfen. Manifeste gingen ab diesen Entschluß dem corsischen Volke kund zu thun. Sie erregten eine große Bestürzung und einen tiefen Schmerz, um so mehr als eine Macht die Corsen bekriegen zu wollen erklärte, welche in früheren Zeiten in weit anderen Verhältnissen zu ihnen gestanden hatte. Das corsische Volk beantwortete diese Manifeste mit der Erklärung, nimmermehr unter die Herrschaft Genua's zurückkehren zu wollen und mit einem verzweifelten Anruf an das Mitleiden des französischen Königs.

Fünf Regimenter Franzosen landeten unter dem Befehle des Grafen Boissieur in Corsica im Februar 1738. Der General hatte gemessene Befehle, friedliche Unterhandlungen zu versuchen, und Genua hoffte, daß das bloße Erscheinen der Franzosen hinreichen würde, die Corsen zu entwaffnen. Aber die Corsen blieben fest. Das ganze Land hatte sich beim Nahen der Franzosen wie ein Mann erhoben; Feuerzeichen auf den Bergen, die Muschelhörner in den Dörfern, die Glocken in den Klöstern riefen die Bevölkerung zu den Waffen. Alles was Waffen tragen konnte sammelte sich bei ihnen, ein jeder Mann versehen mit Brod auf acht Tage. Jedes Dorf bildete seine Schaar, jeder Pieve sein Bataillon, jede Provinz ihr Lager. So stand man gerüstet und wartend. Boissieur nun knüpfte Unterhandlungen an, und sechs Monate lang dauerten diese, bis von Versailles die Erklärung kam, daß die Corsen sich unbedingt der Herrschaft Genua's unterwerfen sollten. Das Volk antwortete in einem Manifeste an Ludwig den Fünfzehnten, daß es ihn nochmals anflehe einen Blick

des Mitleids auf es zu werfen und des Anteils gedenk zu sein, welchen seine erlauchten Ahnen an Corsica genommen, und es erklärte, daß es lieber seinen letzten Blutstropfen vergießen als unter die mörderische Herrschaft Genua's zurückkehren wolle. Indeß gab man in der bittern Not die verlangten Geißeln und erklärte sich bereit, dem französischen Könige zu vertrauen und seines schließlichen Entscheides zu harren.

Auf diesem Punkte standen die Dinge, als eines Tages der Baron Droste, Neffe Theodors, in Aleria landete, eine Menge Munition und die Nachricht mit sich bringend, daß der König der Corsen mit nächstem wiedererscheinen werde. Der rätselhafte Mann landete auch wirklich in Aleria am 15. September, trefflicher und königlicher ausgerüstet als er zum ersten Male gekommen war. Drei Schiffe brachte er mit sich, das eine von 64 Kanonen, das andere von 60, das dritte von 55 Kanonen, außerdem Bombardierschaluppen und eine kleine Flotille von Transportschiffen. Sie waren beladen mit beträchtlichen Kriegsvorräten, mit 27 Kanonen, 7000 Bajonetflinten, 1000 großen Musketen, 2000 Pistolen, mit 24,000 Pfunden von grobem, 100,000 Pfunden von feinem Pulver, 200,000 Pfunden Blei, 400,000 Feuersteinen, 50,000 Pfunden Eisen, 2000 Lanzen, 2000 Granaten und Bomben. Alle diese Artikel hatte derselbe Mann aufgebracht, welchen seine Gläubiger in Amsterdam in den Schuldturm geworfen hatten. Seiner Ueberredungsgabe war es gelungen, die Holländer für Corsica zu interessiren und ihnen eine Verbindung mit dieser Insel im Mittelmeere wünschenswert zu machen. Eine Companie von Capitalisten, die reichen Häuser Boom, Tronchain und Neuville hatten sich zusammengethan und dem Corsenkönige Schiffe, Geld und Kriegsbedürfnisse hergeliehen. So war Theodor unter holländischer Flagge in seinem Königreiche gelandet. Aber er fand zu seinem Schmerz die Angelegenheiten in einer Wendung, welche alle seine Hoffnungen niederschlug, und er mußte die Ironie erfahren, daß er nur König war als Glücksritter und daß er es nicht mehr sein konnte, als er in königlicher Weise und mit reellen Mitteln kam, es wirklich zu sein. Er fand das Land in widerstrebende Ansichten geteilt, in voller Unterhandlung mit Frankreich. Das Volk zwar führte ihn im Triumfe wieder nach Cervione, wo man ihn einst gekrönt hatte, aber die Generale, seine eigenen Grafen, ließen ihm wissen, daß die eingetretenen Umstände sie zwängen,

nichts mehr mit ihm gemein zu haben, sondern mit Frankreich zu unterhandeln. Der General Boissieur hatte gleich nach Theodors Landung eine Proclamation erlassen, welche jeden zum Rebellen und Hochverräter erklärte, der dem geächteten Baron Theodor Gehör geben würde; und so sah sich der König von denen verlassen, welche er kurz vorher zu Grafen, Markgrafen, Baronen und Cavalieren erhoben hatte. Die Holländer auch, in ihren Erwartungen getäuscht und von französischen und genuesischen Schiffen bedroht, entschlossen sich kurz und gingen voll Unwillen unter Segel nach Neapel. Theodor von Neuhoff sah sich deshalb gezwungen gleichfalls hinwegzugehn, und voll Gram schiffte er sich nach dem Festlande ein.

Achtes Kapitel.

In den letzten Tagen des October kam die entscheidende Friedensacte von Versailles an, in Form eines Edictes, welches der Doge und Senat Genua's erließ und Frankreich und der Kaiser unterzeichnet hatte. Das Edict enthielt einige Zugeständnisse und den ausdrücklichen Befehl zur Niederlegung der Waffen und zur Unterwerfung unter Genua. Fünfzehn Tage gab Boissieur den Corsen Zeit, diese zu vollziehen. Die Corsen sammelten sich sofort in dem Convente zu Orezza zur Beratung und zum Aufrufe an das Volk, und erklärten in einem Manifeste: „Wir werden den Mut nicht verlieren, und uns mit dem männlichen Entschluß zu sterben waffnend, werden wir es vorziehn mit Ruhm, die Waffen in der Hand zu enden, als elende müssige Zuschauer der Leiden unsres Vaterlandes sein, und als in Ketten zu leben und die Sclaverei auf unsre Nachkommen zu vererben. Wir denken und wir sagen mit den Makkabäern: melius est mori in bello, quam videre mala gentis nostrae, besser ists im Kriege zu sterben, als die Leiden unsres Volkes zu sehn."

Schon hatten die Feindseligkeiten begonnen. Der hochfahrende und ungestüme Boissieur hatte 400 Mann nach Borgo geschickt, die dortige Bevölkerung noch vor der gesetzten Frist zu entwaffnen. Eben tagte das Volk in Orezza. Auf die Nachricht von dem Einrücken der Franzosen in Borgo, erhob sich der alte Ruf: evviva la libertà,

evviva il popolo. Sie stürzten nach Borgo, fielen auf die Franzosen, schlossen sie ein. Der Commandant des Corps schickte Boten zu Boissieur, welcher sogleich mit 2000 Mann herbeimarschirte, die Bedrohten zu retten. Die Corsen aber warfen sie von den Bergen hinunter, zerschlugen ihre Bataillone und trieben sie vor sich her in die Mauern von Bastia. Hierauf sandte Boissieur Depeschen nach Frankreich, Verstärkung zu fordern, und selber todtkrank begehrte er seine Entlassung. Er, ein Neffe des berühmten Villars, starb in Bastia am 2. Februar 1739. Sein Nachfolger war der Marquis von Maillebois, welcher mit beträchtlicher Macht im Frühjahre auf Corsica landete.

Maillebois streng und gerecht, rasch und sicher im Handeln, war ganz der geeignete Mann, seine Aufgabe durchzuführen. Nachdem die Frist abgelaufen war, welche er den Corsen gesetzt hatte um sich zu unterwerfen, ließ er seinen Truppen auf einmal und in verschiedenen Richtungen vorrücken. Hyacint Paoli, in der Balagna angegriffen, wich zurück und mehr Politiker als Kriegsmann verzweifelte er am Widerstande und unterwarf sich. Dies hatte zur Folge, daß auch Giafferi ein Gleiches that. Maillebois empfing hierauf die Häupter der Corsen in Morosaglia und stellte ihnen vor, daß die Ruhe des Landes ihre Auswanderung gebiete. Sie fügten sich darein, und so verließen im Sommer des Jahres 1739 zweiundzwanzig angesehene Corsen ihr Vaterland. Unter ihnen befand sich Hyacint Paoli mit seinem vierzehnjährigen Sohne Pasquale, Giafferi mit seinem Sohne, Castineta und Pasqualini.

Das Land diesseits der Berge war demnach unterworfen; aber jenseits der Berge behaupteten sich noch zwei tapfere Verwandte des Königs Theodor, seine Neffen, der Baron von Droste und der Baron Friedrich von Neuhoff, welche besonders an den Männern von Zicavo einen Anhalt fanden. Nach einem mutigen Kampfe und nachdem Friedrich einige Zeit in den Bergen und in den Buschwäldern als Guerilla umhergeirrt war, unterwarfen sie sich und erhielten ehrenvolle Pässe in das Ausland.

Maillebois regierte nun eigentlich die Insel; er hemmte den genuesischen Gouverneur in seinen schlechten Absichten, und hielt mit männlicher Kraft die Ordnung und ein gerechtes und weises Regiment aufrecht. Alle diejenigen Corsen, welche stark compromittirt waren und die Rache Genuas fürchteten und welche Lust hatten unter

französischer Fahne zu dienen, vereinigte er zu einem Regimente, das den Namen Royal-Corse führte. Dann riefen ihn die Ereignisse auf dem Festlande nach Frankreich zurück. Er verließ Corsica im Jahre 1741, und bald folgte ihm auch der Rest der französischen Truppen nach.

Kaum hatten die Franzosen die Insel geräumt, als der Genuesenhaß wieder in lichten Flammen aufschlug. Er war einmal ein Erbteil der Geschichte des Landes, eine nationale Eigenschaft geworden. Der Gouverneur Domenico Spinola machte den Versuch die Auflage der due seini einzutreiben. Augenblicks Aufstand des Volks, Kampf und Niederlage der Genuesen. Der kleine Krieg breitete sich über das Land aus.

Da erschien plötzlich im Januar 1743 der verschollene König Theodor wieder. Eines Tages landete er mit dreien englischen Kriegsschiffen, wie ehedem wol versehn mit einem beträchtlichen Vorrat von Kriegsmaterial, in Isola Rossa. Von seinem Reiche verjagt hatte Theodor den Wunsch und den Plan wieder König zu sein nicht aufgegeben; er war nach England gegangen und seinem Eifer war hier noch einmal geglückt, was ihm in Amsterdam geglückt war. Nun ankerte er an der corsischen Küste, teilte die Munitionen und die Waffen aus und schickte Proclamationen ins Land, welche im Tone eines gekränkten und entrüsteten Königs die Verräter straften und die Treuen aufforderten sich um seine Person zu schaaren. Das Volk schwieg, und was er hörte überzeugte den unglücklichen Herrscher, daß sein Reich für immer zerronnen sei. Mit kummervollem Herzen ließ er die Anker wieder lichten und segelte davon, um sein Inselkönigreich nie mehr wieder zu sehn. Er zog sich nach England zurück.

Corsen und Genuesen waren unterdeß zu einem neuen Vertrage geneigt geworden. Man schloß ihn auf gute Bedingungen, welche dem Lande sonst schon begehrte doch immer wieder verletzte Rechte gaben. Hierauf schien sich die Ruhe in zwei Friedensjahren zu befestigen, wenn gleich die Insel durch den Familienkrieg und die Blutrache zerrissen wurde. Um diese Uebel abzustellen ernannte das Volk drei Männer Gaffori, Venturini und Alerius Matra zu Protectoren des Vaterlandes, und diese Triumvirn erschienen für jetzt als die nationalen Häupter. Andere aber, verbannte, unternehmungslustige Männer, welche erkannten, daß die fortlodernde Glut nur bedeckt sei, entschlossen sich zu einem neuen Anfall auf die genuesische Herrschaft.

Im Dienste des Königs von Sardinien stand damals der Graf

Domenico Rivarola, ein Genuese von Geburt aus Bastia, welcher aber mit der Republik tödtlich verfeindet war. Er sammelte mehre Corsen um sich, stellte dem Könige Carl Emanuel den günstigen Erfolg einer Unternehmung zu Gunsten Corsicas vor, erhielt einige Schiffe und eroberte mit engländischer Unterstützung Bastia. Die Corsen erklärten sich für ihn, und der Krieg wurde wieder allgemein. Nun marschirte Giampietro Gaffori, ein Mann von bewunderns-würdigem Heldenmut, auf Corte und bestürmte die auf einem schroffen Felsen gelegene Citadelle. Der genuesische Commandant sah den Fall derselben voraus, wenn die Corsen fortfuhren nachdrücklich zu feuern und noch eine Bresche zu schießen. Er ergriff also den jungen vorher gefangenen Sohn Gafforis und ließ ihn an die Mauer der Citadelle binden, um den Vater vom Feuern abzuhalten. Als die Corsen Gafforis Sohn auf der Mauer schweben sahen, ergriff sie Entsetzen, augenblicks schwiegen die Kanonen und kein Schuß fiel. Giampietro Gaffori schauderte, dann nach einer tiefen Stille schrie er plötzlich: Feuer! und mit verdoppelter Wut begann das Geschütz gegen die Mauer zu feuern. Das Castell wurde erbrochen, der Knabe aber war unversehrt geblieben, und der heroische Vater hatte den Lohn, ihn lebend in seine Arme schließen können.

Nachdem also Corte gefallen war, erhob sich alles Land im Innern der Insel, und eine Volksversammlung sprach am 10. August 1746 aufs neue die Unabhängigkeit Corsicas aus. Gaffori, Venturini und Matra wurden zu Generalen und Protectoren der Nation erklärt, und man erließ eine Aufforderung an alle überseeischen Corsen in ihr Vaterland zurückzukehren. Die Hoffnung auf Sardinien täuschte übrigens bald, denn seine Hilfe war unzureichend, Bastia fiel wiederum in die Hände der Genuesen und Rivarola hatte sich nach Turin entfernen müssen. Der genuesische Senat aber hatte nochmals zu Frankreich seine Zuflucht genommen und den Minister angefleht, ihm ein Hilfscorps gegen die Genuesen zu geben.

Zweitausend Mann Franzosen gingen hierauf im Jahre 1748 unter dem Befehle des General Cursay nach Corsica. Ihr Erscheinen machte die unglückliche Nation aufs neue tief bestürzt. Weil nun auch der Aachener Friede jede Hoffnung auf die sardinische Unterstützung vernichtet hatte, verstanden sich die Corsen dazu die Vermittlung des Königs von Frankreich anzunehmen. Cursay selbst war ein Mann von dem edelsten Wesen, menschenfreundlich, wolwollend und gerecht;

die Corsen hatten ihn kaum kennen gelernt als sie ihn liebten und ihre Sache vertrauend in seine Hände gaben. So kam durch französische Vermittlung im Juli 1751 ein Vertrag zu Stande, welcher den Corsen günstig war, ihnen mehr Rechte gewährte als sie bisher erhalten hatten und vor allem ihre Nationalität schirmte. Aber Cursay war um dieses Vertrages willen den Genuesen verhaßt geworden, er geriet mit der Republik in offene Feindschaft, es fanden blutige Auftritte statt und der Liebling des Volkes hätte in einem Tumulte in Ajaccio sein Leben verloren, wäre nicht der tapfere Gaffori zu seiner Hilfe herbeigeeilt. Nun verläumdeten ihn die Genuesen bei seinem Hofe, nannten ihn die Ursache fortdauernder Unruhen, einen Intriguanten und Pflichtvergessenen und gaben zu verstehn, daß er in Corsica nach dem Königtume strebe. Das wirkte; Frankreich rief den edlen Mann zurück, und er wurde als Gefangener des Staats in den Turm zu Antibes gebracht, wo er verbleiben sollte bis sein Proceß entschieden sei.

Das Schicksal Cursays setzte die Corsen in Wut; alles Volk diesseits und jenseits der Berge stand auf und griff zu den Waffen. In Orezzo wurde ein Tag gehalten, und Giampietro Gaffori wurde zum alleinigen General und Gouverneur der Nation ernannt.

Gaffori wurde jetzt der Schrecken Genuas. In diesem unbezwinglichen Heldengeiste schien Sampiero selbst wieder aufgelebt zu sein. Kaum war er an die Spitze seines Volkes gestellt, so sammelte er dessen Kräfte, organisirte sie geschickt, warf sich mit Blitzesschnelligkeit auf den Feind, schlug ihn allenthalben und entriß ihm die ganze Insel bis auf die festen Küstenplätze. Damals war Grimaldi Gouverneur; ränkevoll und listig wie es einst Fornari gewesen war, ersah er keine andere Rettung als in der Ermordung des gewaltigen Mannes. Er entwarf einen Anschlag auf sein Leben. Gaffori hatte noch corsischer Weise Todfeinde, Rächer, Männer aus Corte, mit Namen Romei. Diese gewann der Gouverneur, und damit die That noch abscheulicher wurde, ließ sich der eigene Bruder Gafforis Anton-Francesco für das Complott gewinnen. Die Verschwornen lockten Gaffori in einen Hinterhalt und ermordeten ihn hier, am 3. October des Jahres 1753. Die Strafe ereilte nur den unnatürlichen Bruder; denn wenige Tage nach der vollbrachten Unthat gefangen, wurde er mit dem Rade gerichtet, die Romei aber hatten sich zum Gouverneur gerettet. Man erzählt, daß Giampietros durch ihren Heldensinn längst

bekanntes Weib nach dem Tode ihres Gatten ihren zwölfjährigen Sohn an den Altar führte und ihn schwören ließ, den Mord seines Vaters zu rächen. Das corsische Volk hatte seinen edelsten Patrioten in ihm verloren. Giampietro Gaffori, ein Doctor der Rechte und ein gelehrter Mann, in einem vorgeschrittenen Jahrhundert gebildet, großmütig, von ungewöhnlichem Seelenadel, für sein Volk alles zu opfern bereit, war auch der Tapfersten Einer und würdig in der Geschichte seines Landes neben Sampiero gepriesen zu sein. Ein Volk aber, welches fort und fort solche Männer aufzustellen hatte, war unbezwinglich. Gaffori war gefallen; da stand da Pasquale Paoli.

Nach Giampietros Tode kam die Nation wie einst nach dem Falle Sampieros zu einem Tage zusammen, um ihren Helden durch Todtenehren zu feiern. Dann beschloß sie einstimmig den Krieg auf Leben und Tod gegen Genua und erklärte alle die für des Todes schuldig, welche es wagen würden eine Unterhandlung mit dem Erbfeinde vorzuschlagen. Fünf Männer stellte man an die Spitze der Regierung, Clemens Paoli, Hyacints ältesten Sohn, Thomas Santucci, Simon Pietro Frediani und den Doctor Grimaldi.

Zwei Jahre leiteten die Fünf die Angelegenheiten des Landes und den Krieg gegen die Republik, aber es machte sich das Bedürfniß fühlbar die Kräfte der Nation in einer einzigen starken Hand zu vereinigen, und deshalb berief man einen Mann, welcher bestimmt war nicht allein der Ruhm seines Volkes, sondern auch eine der schönsten Zierden der Menschheit zu werden.

Neuntes Kapitel.

Pasquale Paoli war der jüngste Sohn Hyacints. In einem Alter von vierzehn Jahren hatte ihn der Vater mit sich in die Verbannung nach Neapel genommen. Hier versprachen die auffallenden Anlagen des Knaben einen Mann, welcher dereinst seinem Vaterlande große Dienste leisten möchte. Mit Sorgfalt ließ ihn sein hochgebildeter Vater erziehn und ihn den Unterricht der berühmtesten Männer der Stadt genießen. Neapel war damals und durch das ganze achtzehnte Jahrhundert merkwürdiger Weise ein Vereinigungspunkt jener

großen italienischen Philosophenschule der Humanität, der Geschichte und der Staatsökonomie, welche Männer zählte wie Vico, Giannone, Filangieri, Galiani, Genovesi. Der Letztere namentlich, der große Nationalökonom, war Pasquales Lehrer und legte Zeugniß von dem Genie seines Schülers ab. Aus dieser Schule ging dann Paoli hervor, einer der größten praktischen Humanitätsphilosophen des achtzehnten Jahrhunderts, welche ihre Grundsätze als Gesetzgeber und Ordner der Staatsgesellschaft zu verwirklichen gesucht haben.

Als nun die in Corsica eingesetzte Fünfregierung den Bedürfnissen nicht entsprach, war Clemens Paoli es selbst, welcher die Wünsche der Corsen auf seinen Bruder Pasquale lenkte. Pasquale war damals Officier in Diensten Neapels, durch Tapferkeit im calabresischen Kriege bereits namhaft geworden und allen wert durch den Adel seiner Person und seinen gebildeten Geist. Sein Bruder Clemens schrieb ihm eines Tages, daß er nach seiner Insel zurückkehren solle, weil es der Wille seiner Landsleute sei, ihn als General der Nation an ihre Spitze zu stellen. Pasquale, tief erschüttert, schwankte. Gehe, mein Sohn, sagte der alte Hyacint zu ihm, thue deine Pflicht und sei der Befreier deines Vaterlandes.

Am 29. April des Jahres 1755 landete der junge Pasquale in Aleria, auf derselben Stelle, wo neunzehn Jahre früher der Baron Theodor gelandet war. In so wenig Jahren welch' ein anderes Gepräge schienen die Dinge bekommen zu haben. Ein junger Sohn des Landes war es, weder durch Thaten ausgezeichnet, noch durch Einfluß von Verbindungen und verheißende Aussicht auf fremde Hilfe; kein Projectmacher, nicht imponirend durch ein theatralisches Schaugepränge; er kam mit leeren Händen, schlicht, zaghaft bescheiden und brachte nichts mit sich als seine Liebe zum Vaterlande, seine Willenskraft und seine humanistische Philosophie, mit welcher er ein ganz verwildertes vom Familienhaß, dem Banditenwesen und der Blutrache zerfleischtes Naturvolk befreien und zu einer sittlichen Staatsgesellschaft umbilden wollte. Dies Problem war seltsam, ja in der Weltgeschichte unerhört, und wie es vor den Augen Europas gelingen wollte in einer Zeit, wo ähnliche Versuche an den Culturvölkern scheiterten, wurde der Beweis gegeben, daß die rohe Einfalt der Natur für die demokratische Freiheit empfänglicher sei, als die verfeinerte Verderbtheit der Cultur es sein kann.

Pasquale Paoli war damals 29 Jahre alt. Er war von kräftig

edler Gestalt, von einem achtunggebietenden Wesen; seine ruhig gefaßte, anspruchslose Weise, die Festigkeit und Milde seines Antlitzes, die woltönende Stimme, die schlichte und doch überredende Sprache und der klarste Verstand erweckten ihm sofort Vertrauen. Man ahnte in ihm den Mann des Volkes und den großen Bürger. Als sich nun die Nation, in San Antonio della Casabianca versammelt, dahin erklärt hatte, daß Pasquale Paoli ihr alleiniger General sein solle, lehnte er zuerst die Berufung ab, seine Jugend und Unerfahrung vorstellend; doch nicht einmal darauf ging das Volk ein, daß man ihm einen Collegen zur Seite stelle. Am 15. Juli 1755 übernahm Pasquale Paoli die oberste Leitung seines Vaterlandes.

Er fand sein Volk in diesem Zustande: die Genuesen auf ihre Festungen beschränkt den Krieg rüstend; den größten Teil der Insel frei; das Volk verwildert, der Gesetze ganz ungewöhnt, von den Parteien und von der Blutrache zerrissen; Ackerbau, Industrie, Wissenschaften vernachlässigt oder nicht vorhanden; alles ungeordneter roher Stoff, doch voll von gesunden Keimen, welche frühere Jahrhunderte gepflanzt, spätere nicht erstickt, sondern gefördert hatten. Er fand endlich ein Volk vor, dessen edelste Eigenschaften Vaterlandsliebe und Freiheitssinn fast bis zur rasenden Leidenschaft gesteigert waren.

Gleich die ersten Maßregeln Paolis gingen an die Wurzel des Uebels. Es wurde ein Gesetz erlassen, welches die Vendetta mit der Schandsäule und mit dem Tode durch Henkershand bestrafte. Nicht allein die Furcht, auch das Ehrgefühl sollten helfen, wie die moralische Belehrung. Prediger, Missionäre gegen die Blutrache, zogen im Lande umher und predigten auf den Feldern, daß man seinen Feinden verzeihen müsse. Paoli selbst durchreiste das Land, haßentbrannte Familien zu versöhnen. Einer seiner Verwandten hatte dem Gesetze zum Trotz Blutrache geübt; Paoli schwankte keinen Augenblick; er ließ das Gesetz an seinem Verwandten vollziehen und ihn hinrichten. Diese Festigkeit und der Anblick einer unparteiischen Gerechtigkeit machten einen tiefen Eindruck und waren heilsam.

Mitten in solcher Thätigkeit überraschte Paoli die Nachricht, daß Emanuel Matra seine Anhänger um sich versammelt, die Waffen erhoben habe und gegen ihn marschire. Matra, aus einem angesehenen Hause alter Caporali von jenseits der Berge, war durch Ehrgeiz und Neid zu diesem Entschluß getrieben worden. Er hatte sich selbst Rechnung gemacht, die höchste Stelle in der Nation zu bekleiden; seinem

Nebenbuler sie zu entreißen war er nun aufgestanden. Seine Macht war drohend. Paoli wollte das Vaterland vor einem innern Kriege bewahren, deshalb bot er seinem Gegner an, die Waffen ruhen zu lassen und einer Volksversammlung die Entscheidung anheim zu geben, wer von ihnen General der Nation sein solle. Der trotzige Matra verwarf natürlich diesen Vorschlag, er pochte auf seine Tapferkeit, seine Kriegserfahrung, sogar auf die Unterstützung durch Genua. In mehreren Treffen überwand er die Heerhaufen Paolis, dann zurückgeworfen erschien er im Anfange des Jahres 1756 mit genuesischer Hilfe wieder, und mit großer Kühnheit überfiel er Paoli in Bozio. Pasquale, welcher nur wenige um sich hatte, warf sich schnell in das Kloster und verschanzte sich daselbst. Die Gefahr war groß, der Sturm auf das Kloster wütend; schon brannten die Türen, und die Flamme ergriff bereits das Innere des Gebäudes. Paoli gab sich verloren. Da ließen sich von den Bergen Muschelhörner hören und herab kam sein Bruder Clemens, Thomas Carnoni, Pasquales bisheriger Todfeind, welchen die eigne Mutter bewaffnet hatte um den Gegner zu retten, und eine Schaar Tapferer. Nun wurde der Kampf verzweifelt. Man sagt, daß Matra, als die Seinigen todt oder geflohen waren, mit einer beispiellosen Wildheit kämpfte und selbst dann zu kämpfen fortfuhr, als ihn ein Schuß bereits in die Kniee geworfen hatte, bis ihn ein zweiter todt niederstreckte. An der Leiche des tapfern Feindes weinte Paoli vor Kummer, einen Mann von solcher Heldenkraft unter Verrätern todt und seinem Vaterlande verloren zu sehn. Die Gefahr war nun glücklich beseitigt und die Partei Matras vernichtet; ihrer wenige nur hatten sich nach Bastia zu den Genuesen geflüchtet, um bei günstiger Zeit wieder zu erscheinen.

Es zeigte sich übrigens, daß Genua schon erschöpft war. Diese einst so mächtige Republik war alt geworden und am Vorabende ihres Falls. Geängstigt durch die Fortschritte der Corsen, deren nationale Regierung sich von Tag zu Tage mehr befestigte, machte sie zwar Versuche sie mit Waffengewalt zu erdrücken, aber diese hatten nicht mehr den Nachdruck wie in der Zeit der Doria und der Spinola. Die Republik nahm mehrmals Schweizer und Deutsche in Sold und griff Paolis Hauptquartier Furiani in der Nähe Bastias an, doch ohne Erfolg. Hierauf wandte sie sich wieder an Frankreich. Um zu hindern, daß nicht die Engländer einen festen Küstenplatz in Corsica besetzten, schickte das französische Cabinet im Jahre 1756 Besatzungen

nach den festen Städten der Insel. Doch hielten sich die Franzosen neutral und thaten nichts mehr als die festen Orte besetzen, welche sie endlich im Jahre 1759 wieder räumten.

Genua verzagte. Es sah die Corsen vor seinen Augen zu einem geordneten Staate zusammenwachsen und das Land in kurzer Zeit wunderbar emporblühen. Die Finanzen waren geregelt wie die Verwaltung, der Ackerbau rührte sich, Fabriken, selbst Pulvermühlen waren in Gang gekommen, eine neue Stadt Isola Rossa war vor den Augen des Feindes entstanden; Paoli hatte selbst eine Flotte aufgestellt, und die corsischen Kreuzer machten das Meer für genuesische Schiffe unsicher. Ganz Corsica, vom Familienhader gereinigt, war wol bewehrt und wol gerüstet; immer enger waren die letzten festen Städte umschlossen, welche die Republik noch besaß, und ihr Fall schien wenigstens nicht unmöglich. Solche Entwicklung aber hatte das corsische Volk unter einer weisen Regierung und aus eigner Kraft genommen, daß es keiner fremden Hilfe mehr bedurfte. Genua ließ sich nun herbei, Friedensanträge zu machen; aber die Corsen erklärten nur dann erst auf solche eingehen zu wollen, wenn die Genuesen ihre Insel gänzlich würden geräumt haben.

Noch einmal also versuchte die Republik den Krieg. Sie wandte sich wiederum an die Matra, an Antonio und an Alerius Matra, welcher ehedem neben Gaffori Regent der Nation gewesen war. Einer nach dem andern, zum genuesischen Marschall ernannt und mit Truppen versehn, erregte eine Empörung und wurde nach kurzem Kampfe überwältigt. Da erkannte der genuesische Senat, daß die Corsen nicht mehr zu überwinden seien, es sei denn durch einen ernstlichen Angriff von Seiten Frankreichs, und er schloß am 7. August 1764 zu Compiegne einen neuen Vertrag mit dem französischen Könige, wonach dieser sich aufs neue verpflichtete während vier Jahre die Küstenstädte der Insel besetzt zu halten. Sechs Bataillone Franzosen landeten hierauf in Corsica unter dem Befehle des Grafen Marbeuf, welcher den Corsen ankündigte, daß er zwischen ihnen und der Republik vollkommne Neutralität beobachten werde, da sein vertragsmäßiger Zweck nur die Besetzung der Küstenplätze sei. Den Corsen war aber diese Besetzung, welche sie nicht hindern konnten, feindlich, und eine Neutralität war nichtig, welche ihnen die Hände band, die vorgerückten Belagerungen zu Ende zu führen. Sie beklagten sich durch Proteste, aber sie hoben die Belagerung von San Fiorenzo auf, welches dem Falle schon nahe war.

So blieben die Angelegenheiten schwebend vier Jahre lang: die Genuesen unthätig; die Franzosen, in keiner Weise von ihnen abhängig, im Besitze der festen Plätze und freundschaftlich mit den Corsen verkehrend; die Corsen rastlos thätig, ihre Verfassung befestigend, ihrer Selbstständigkeit froh und der Hoffnung hingegeben, daß nach dem Verflusse jener vier Vertragsjahre sie in den vollen Besitz ihrer Insel kommen und das Ziel ihrer heroischen Nationalkämpfe endlich erreichen würden.

Ganz Europa war voll ihrer Bewunderung und pries die corsische Verfassung als das Muster volkstümlicher Freiheit, und sie war allerdings preiswürdig in ihrer Einfachheit und Gesundheit, das beste Denkmal welches die Staatsweisheit des Jahrhunderts der Humanität sich aufgestellt hat.

Zehntes Kapitel.

Als Pasquale Paoli die corsische Republik ordnete, ging er von den einfachen Grundsätzen aus, daß das Volk die alleinige Quelle der Macht und der Gesetze sei, und daß diese nur den Zweck hätten, das Wol des Volkes auszusprechen und es zu erhalten. Als er die Form der Regierung regelte war sein Gedanke der: daß sie eine Art nationaler Jury bilden sollte, in eben so viele Zweige untergeordnet als es Zweige der Verwaltung oder des Rechtes gab, und daß die Verwaltung einem Hause von Krystall gleichen müsse, worinn jeder sehen könne was vor sich gehe; denn das geheimnißvolle Dunkel begünstige die Willkürherrschaft und ernähre das Mißtrauen des Volks.

Paoli nahm zur Grundlage seiner Staatseinrichtung jene volkstümliche Gemeindeordnung der Terra del Commune, mit ihren Communen, Pieven, Bürgermeistern, Vätern der Gemeine.

Alle über 25 Jahre alten Bürger der Gemeine waren Wähler zur Generalversammlung (consulta). Sie vereinigten sich unter dem Vorsitze des Podestas des Ortes und schwuren zuvor nur solche Männer zu wählen, welche sie für die Würdigsten hielten.

Auf je 1000 Seelen kam ein Vertreter zur Generalversammlung.

Die Generalversammlung besaß die alleinige Souveränität im

Namen des Volkes. Sie bildete sich aus den Abgeordneten der Communen, den Abgeordneten der Geistlichkeit und den Vorstehern der Provinzialbehörden. Sie bestimmte die Abgaben, entschied über Krieg und Frieden und gab die Gesetze. Eine Mehrheit von zwei Dritteln machte die Beschlüsse gesetzeskräftig.

Aus der Generalversammlung ging der oberste Staatsrat (consiglio supremo) hervor, eine Körperschaft von Neunmännern, darstellend die 9 freien Provinzen Corsicas: Nebbio, Casinca, Balagna, Campoloro, Orezza, Ornano, Rogna, Vico und Cinarca. Der Staatsrat war die ausübende Behörde, er berief die Generalversammlung, vertrat sie in äußeren politischen Angelegenheiten, ordnete die öffentlichen Arbeiten und wachte über die Sicherheit des Landes. Er hatte auch das Recht in den wichtigsten Fällen die höchste Instanz zu sein, und ein Veto gegen die Beschlüsse der Generalversammlung bis zu einer neuen Beratung einzulegen. Sein Präsident war nun der General der Nation; ohne den Beirat der Staatsräte konnte er nichts vollziehen.

Beide Gewalten, der Präsident und der Staatsrat aber waren dem Volke oder seiner Vertretung verantwortlich und konnten durch Nationalbeschluß entsetzt und gestraft werden. Die Staatsräte wurden überdies von der Generalversammlung selbst und auf ein Jahr ernannt, mußten über 35 Jahre alt und bereits Präsidenten der Provinz gewesen seyn. Ebenso ernannte die Generalversammlung die fünf Syndici oder Censoren.

Das Syndicat war eine Behörde, welche die Provinzen bereiste, um die Klagen des Volkes gegen die Verwaltung oder die Rechtspflege zu vernehmen und vollgültige Entscheide zu treffen, welche der General nicht umstoßen durfte. Der General ernannte alle Verwaltungsbeamte und die Steuereinnehmer, welche wiederum der Censur der Fünfmänner unterworfen waren.

Die Justiz war in folgender Weise geordnet. Jeder Podesta konnte Fälle entscheiden bis zum Betrage von zehn Lire; weiter hinauf bis zu dreißig Lire mußte er die beiden Gemeinväter zuziehen. Was dreißig Lire überstieg, gehörte vor das Tribunal der Provinz, einer Behörde von einem Präsidenten und zweien Assessoren, welche die Generalversammlung ernannte, und von einem Fiscaladvokaten, welchen der Staatsrat ernannte. Das Tribunal der Provinz wechselte jedes Jahr.

Von ihm konnte man an die Rota civile appelliren, eine höchste Behörde von drei Doctoren des Rechts, welche auf Lebenszeit ernannt waren. Dieselben Tribunale hatten auch die Criminaljustiz mit jedesmaliger Zuziehung von sechs Familienvätern, welche die That aus dem Zeugenverhör zu ermitteln, das Schuldig oder Nichtschuldig zu sprechen hatten.

Die Mitglieder des Staatsrates, des Syndicats, der Tribunale der Provinzen durften erst nach zwei Jahren wieder gewählt werden. Ebenso wechselten alljährlich die Podestas und Väter der Gemeine, welche von den Bürgern des Orts, die über 25 Jahre alt waren, jedes Jahr in der Versammlung auf dem Kirchenplatze gewählt wurden.

In dringenden Fällen, bei Empörung und Tumult auf irgend einem Punkte der Insel, hatte der General die Gewalt, eine vorübergehende, dictatorische Behörde für das betreffende Local zu ernennen, die Giunta des Krieges (giunta di osservazione o di guerra) genannt. Sie bestand aus drei oder mehr Mitgliedern mit einem Staatsrat an der Spitze; und mit unbedingter Macht einzuschreiten, Maßregeln zu ergreifen, zu strafen bekleidet, war dieser augenblickliche Prevotalgerichtshof schrecklich. Man nannte ihn im Volke die giustizia Paolina. War seine Sendung erfüllt, so legte er vor den Censoren Rechenschaft ab.

Dies sind die Grundzüge der Gesetzgebung Paolis und der corsischen Republik. Sieht man auf ihre leitenden Ideen, Selbstregierung des Volkes, allseitige gesetzlich geregelte Freiheit des Bürgers, Teilnahme am Staatsleben, Oeffentlichkeit und Einfachheit der Verwaltung, volkstümliche Gerichte; so muß man wol gestehn, daß der Staat der Corsen menschlicher eingerichtet war, als jeder andere desselben Jahrhunderts. Sieht man endlich auf die Zeit seines Entstehns, welcher dem Staate des großen Washington und den Gesetzgebungen der Franzosen um Jahrzehnte voranging, so gebührt Pasquale Paoli und seinem Volke noch mehr Bewunderung.

Einem regulären stehenden Soldatenwesen war Paoli Feind. Er selber sagte: „In einem Lande, welches frei sein will, muß jeder Bürger Soldat sein und sich immer bereit halten für die Verteidigung seiner Rechte sich zu bewaffnen. Die disciplinirten Truppen leisten mehr für den Despotismus als für die Freiheit. Rom hörte an dem Tage auf, frei zu sein, an welchem es bezahlte Soldaten hatte, und

die unbezwinglichen Phalangen Spartas waren aus dem Aufgebot der Massen gebildet. — Endlich sobald es eine stehende Armee gibt, bildet sich ein Corpsgeist; man spricht von der Tapferkeit dieses Regiments, dieser Companie; das sind ernstere Uebel als man denkt, und es ist gut, sie so viel als möglich zu vermeiden. Man muß von der Entschlossenheit reden, welche diese Commune, von der Selbstaufopferung, welche die Glieder dieser Familie, von der Tapferkeit, welche dieser Bürger bewiesen hat; auf diese Art erweckt man den Eifer bei einem freien Volke. Wenn unsre Sitten so sein werden, wie sie sein sollen, wird unser ganzes Volk disciplinirt sein und unsre Miliz unbesiegbar."

Nur notgedrungen gab Paoli so weit nach, daß man eine kleine Zahl regulärer Truppen schuf, um die festen Punkte zu besetzen. Es waren zwei Regimenter zu vierhundert Mann, befehligt von Jacobo Baldassari und Titus Buttafuoco. Jede Companie hatte zwei Capitäne und zwei Lieutenants. Französische, preußische, und schweizerische Officiere übten sie ein. Jeder reguläre Soldat war bewaffnet mit einer Bajonetflinte, einem Paar Pistolen und einem Dolche. Die Uniform war das schwarze Wollentuch des Landes; den Officier zeichnete allein dies aus, daß er eine kleine Tresse am Rockkragen trug, und daß seiner Flinte das Bajonet fehlte. Alle trugen Mützen von corsischem Eberfell und lange Gamaschen von Kalbleder bis zum Knie. Man rühmte die guten Dienste, welche diese beiden Regimenter leisteten.

Die Miliz oder die Volksbewaffnung war folgender Art organisirt. Alle Corsen von 16 bis zu 60 Jahren waren Soldaten. Jede Commune hatte eine, oder je nach ihrer Größe mehre Companien aufzustellen, deren Officiere sie selbst wählte. Jeder Pieve wiederum bildete ein Lager unter einem Commandanten, welchen der General ernannte. Die gesammte Miliz war in drei Aufgebote getheilt, von denen jedes fünfzehn Tage lang eintrat. Als Regel galt, die Sippschaften zusammenzustellen, so daß die Soldaten einer Companie meist Blutsfreunde waren. Die in den festen Plätzen lagen, bekamen einen jährlichen Sold, die Anderen nur so lange sie im Felde waren. Die Dörfer gaben das Brod.

Alle Staatsausgaben bestritten sich aus den zwei Liren Abgabe für jede Familie und aus den Gefällen vom Salz, der Corallenfischerei und anderen indirecten Steuern.

Nichts was eines Volkes Wol begründen und vermehren kann, übersah Paoli. Dem Ackerbau widmete er eine große Sorgfalt; jährlich ernannte die Generalversammlung zwei Commissarien für jede Provinz, welche die Agricultur zu pflegen hatten. Man pflanzte den Oelbaum, die Castanie, den Mais; man entwarf Pläne, die Sümpfe auszutrocknen, Wege zu bahnen. Merkwürdige Lage der Dinge! Mit der einen Hand wehrte damals der Corse seinen Feind ab, mit der andern streute er Pflanzensamen in seine Erde.

Auch die Wissenschaft, aller Freiheit und alles Glückes höchste Gewähr und edelste Vollendung, suchte Paoli seinem Volke zu geben. Die eisernen Zeiten hatten sie nicht aufkommen lassen. Die Corsen waren Naturkinder geblieben, unwissend doch reich an Mutterwitz. Genua, so sagt man, hatte das Schulwesen mit Absicht vernachläßigt. Nun sah man unter dem Regimente Paolis überall Volksschulen entstehen, und die corsischen Geistlichen, tapfere und freie Männer, beeiferten sich, die Jugend zu unterweisen. In Corte wurde eine nationale Druckerei geschaffen, aus welcher nur dem Unterrichte und der Volksaufklärung gewidmete Bücher hervorgingen. Die Kinder fanden in diesen Büchern geschrieben, daß die Liebe zum Vaterlande die höchste Tugend eines edlen Mannes sei, und daß alle diejenigen, welche im Kampfe für die Freiheit gefallen seien, Märtirer wären und im Himmel ihren Sitz bekommen hätten unter den Heiligen.

Am 3. Januar 1765 eröffnete Paoli die corsische Universität in Corte. Man lehrte auf ihr die Theologie, die Philosophie, die Mathematik, das Recht, die Humanitätswissenschaften. Medicin und Chirurgie wurden ausgesetzt, bis man im Stande sein würde, die nötigen Instrumente anzuschaffen. Alle Professoren waren Corsen, die ersten: Guelfucci von Belgodere, Stefani von Venaco, Mariani von Corbara, Grimaldi von Campoloro, Ferdinandi von Brando, Vincenti von Santa Lucia. Arme Schüler wurden auf Kosten des Volks verpflegt. Am Ende eines jeden Cursus wurde ein feierliches Examen in Gegenwart der Mitglieder der Generalversammlung und der Regierung abgehalten. Die Anwesenheit der edelsten Bürger des Volkes erhöhte den Tadel wie das Lob. Vor ihren Augen und vor dem Volke wußte sich diese Jugend als die junge Landesbürgerschaft angesehn, welche über kurz oder lang an dem Werke der Befreiung des Vaterlandes mit zu arbeiten berufen war. So aufwachsend mitten

in der Geschichte des eignen Volks, unter den stürmischen Ereignissen selbst, hatte sie das eine hohe Ideal fest und wirklich vor Augen. Welcher Geist daher in dieser Jugend wehte, ist leicht zu erkennen, und mag ihn das folgende Bruchstück einer der Reden beweisen, welche nach der öffentlichen Prüfung irgend ein Schüler der Rhetorik im Beisein der Abgeordneten und Väter des Landes zu halten pflegte. Ein Schüler sprach vor ihnen und vor Paoli:

„Die Nationen, welche nach der Freiheit gestrebt haben, haben große Wechselfälle erlitten; es gab unter ihnen weniger mächtige und weniger tapfere als die unsrige ist. Dennoch haben sie mit der Festigkeit und mit der Beharrlichkeit am Ende alle Schwierigkeiten überwunden. Wenn man die Freiheit durch bloße Reden gewönne, so wäre alle Welt frei. Aber es bedarf dazu einer unerschütterlichen Standhaftigkeit, welche über alle Hindernisse hinausgeht, und weil diese Tugend unter den Menschen selten ist, so hat man diejenigen immer als Halbgötter angesehn, welche davon Zeugniß gaben. Gewiß, die Vorrechte und die Lage eines freien Volkes sind zu unschätzbar, als daß man sie ihrer Wichtigkeit gemäß auseinander setzen könnte. Doch ist genug gesagt, wenn man sich erinnert, daß sie die Bewunderung der größten Menschen erregen. Was uns betrifft, so gefalle es dem Himmel, daß er uns dem Laufe unserer Geschicke folgen lasse. Aber unser Volk, dessen Herz größer ist, als sein Glück, obwol es arm ist und in ein grobes Gewand gehüllt, ist ein Vorwurf für das ganze unter der Last schwerer Ketten träge gewordene Europa, und man fühlt die Notwendigkeit, uns unser Dasein zu rauben.

Tapfere Landsleute, der verhängnißvolle Augenblick ist da. Der Sturm braust schon über unsern Häuptern, von allen Seiten drohen uns die Gefahren; laßt uns wissen, wie wir uns über den Verhältnissen erhalten und uns mit der Zahl unsrer Feinde vergrößern; es handelt sich um die Verteidigung unseres Namens, unserer Freiheit, unserer Ehre. Umsonst würden wir bis auf den heutigen Tag heroische Gefühle gezeigt haben, umsonst würden unsre Vorfahren Ströme von Blut vergossen und unerhörte Leiden erduldet haben; wenn wir schwach werden, ist alles verloren ohne Rückkehr. Wir schwach werden! Erhabene Schatten unserer Väter, ihr, die ihr so viel gethan habt, um uns die Freiheit zu hinterlassen als das reichste Erbe, fürchtet nicht, daß wir euch ob eurer Opfer werden erröten machen. Nein,

niemals! Eure Enkel werden in allem euer Beispiel nachahmen, entschlossen, wie sie sind, frei zu leben oder zu sterben, kämpfend für die Verteidigung ihrer unverletzlichen und heiligen Rechte. Wir können uns nicht entschließen, zu glauben, daß der König von Frankreich die Partei unsrer Feinde ergreifend seine Waffen gegen unser Land richte: nein, ein Ereigniß dieser Natur darf nicht Statt haben. Aber wenn es doch in dem erznen Buche geschrieben steht, daß der mächtigste Monarch der Erde eins der kleinsten Völker Europas bekämpfen soll, so haben wir noch einen gerechten Grund, stolz zu sein, denn wir sind sicher entweder frei für immer und ruhmvoll zu leben, oder unsern Fall unsterblich zu machen. Mögen diejenigen, welche sich einer solchen Tugend nicht für fähig halten, nicht erschrecken: meine Worte richten sich nur an die wahren Corsen, deren Gefühle bekannt sind.

Was uns betrifft, tapfere Jünglinge, keiner, ich schwöre es bei den Manen unsrer Väter! nein, keiner wird den zweiten Aufruf abwarten; es gilt im Angesichte der Welt zu zeigen, daß wir verdienen, Tapfere genannt zu sein. Wenn die Fremden an unsren Küsten landen, bereit Schlachten zu schlagen, um die Prätensionen ihrer Verbündeten aufrecht zu halten, werden wir, die wir kämpfen für unsere eigene Wolfahrt, für das Wol unserer Enkel, für die Verteidigung unseres Vaterlandes, für die Aufrechthaltung der gerechten und großherzigen Entschlüsse unserer Väter, werden wir schwanken, allen Gefahren zu trotzen, unser Leben auszusetzen, zu opfern? Tapfere Mitbürger, die Freiheit ist unser Ziel und was es von edlen Seelen in Europa gibt, sieht auf uns, nimmt Teil an uns, erhebt Wünsche für den Triumf unsrer Sache. Möge unsere Entschlossenheit die allgemeine Aufmerksamkeit überbieten, und mögen unsere Feinde, wie auch ihr Name sei, aus der Erfahrung lernen, daß die Eroberung von Corsica nicht so leicht sei als man denkt. Es gibt hier in diesem Lande freie Menschen und der freie Mann weiß zu sterben."

Eilftes Kapitel.

So war alles Denken und Wollen des corsischen Volkes jedes Alters und Geschlechts auf das gemeinsame Ziel gerichtet. Frei und stark war dieser Volksgeist, hochgeadelt durch die reinste Vaterlandsliebe, durch die ererbte Tapferkeit, durch die helle Vernunft der Verfassung, welche keine fremd herübergebrachte Theorie erklügelt, sondern die geheiligte heimische Tradition erzeugt hatte. Der große Bürger Pasquale war der Vater des Vaterlandes. Wo er sich zeigte, trat ihm die Liebe und der Segen seines Volkes entgegen, und man sah Weiber und Greise ihre Kinder und Enkel auf den Armen erheben, daß sie den Mann sehen sollten, welcher das Volk glücklich gemacht hatte. Auch die Küstenstädte, welche noch in der Gewalt Genuas verblieben waren, trugen Verlangen, das Glück der corsischen Verfassung zu teilen. Es fanden Bewegungen Statt. Carl Masseria und sein Sohn, beide heldenmütig, hatten es über sich genommen, das Castell von Ajaccio durch List und Gewalt in die Hände der Nationalen zu bringen. Die That mißlang; der Sohn fiel im Kampfe, der Vater schon zum Sterben verwundet starb ohne Klagelaut auf der Folter.

So sehr erstarkt aber war das corsische Volk, daß es weit davon entfernt, seine Augen ängstlich auf eine Hilfe vom Auslande zu richten, in sich selber nicht allein die Mittel zum Widerstande, sondern auch zum Eroberungsangriff fand. Schon wehte sein Banner auf dem Mittelmeere; ein Malteserritter de Perez war der Admiral der kleinen Flotte, welche bereits anfing den Genuesen furchtbar zu werden. Man sprach in Corsica davon, daß die Lage der Insel sie wol berechtige eine Seemacht zu werden, wie einst griechische Inseln im Ostmeere es gewesen waren; man hörte sogar von der Möglichkeit einer Landung der Corsen auf der Küste Liguriens.

Nun gab die überraschende Eroberung der nahen Insel Capraja möglichen Vorstellungen größere Wahrscheinlichkeit und der Furcht größere Begründung. Diese kleine Insel war in früheren Zeiten der corsischen Signorenfamilie da Mare dienstbar gewesen, dann in den Besitz der Genuesen übergegangen. Sie ist unfruchtbar, aber ein wichtiger und schwer zu nehmender Stationspunkt im genuesisch-toscanischen Canal. Ein Corse Centuri faßte den Gedanken, sie zu

überrumpeln. Paoli ging schnell darauf ein, und so lief im Februar 1765 eine kleine Expedition von zweihundert Mann regulärer Truppen und einer Schaar Milizen vom Cap Corso aus. Sie überfielen die Stadt Capraja, welche anfangs lebhaften Widerstand leistete, dann mit ihnen gemeine Sache machte. Das Castell aber hielt der genuesische Commandant Bernardo Ottone mit rühmlicher Tapferkeit. Auch schickte Genua auf die Kunde von dem Ereigniß eilig seine Flotte unter dem Admiral Pinelli. Sie wurde zurückgetrieben, zu dreien Malen. Der Zorn und die Scham Genuas, einer Handvoll Corsen, welche sich in der Stadt festgesetzt hatten, Capraja nicht entreißen zu können, war so groß, daß alle Senatoren in Tränen ausbrachen. Noch einmal ließ der Senat die Flotte gegen das Eiland auslaufen, vierzig Kriegsschiffe an der Zahl. Die fünfhundert Corsen unter Achill Murati behaupteten sich in der Stadt und sie warfen die Genuesen in das Meer zurück. Da ergab sich auch Bernardo Ottone im Mai 1767, und Capraja von den Corsen gänzlich in Besitz genommen, wurde zu ihrer Provinz erklärt. Die Genuesische Republik sah also ihren Handel durch eine Corsenfestung fast vor ihren Toren aufs neue und gefährlich bedroht.

Der Fall Caprajas erschütterte den Senat und beschleunigte die Entschließung das unhaltbare Corsica endlich aufzugeben. Doch zögerte die alternde Republik, den schmerzlichen Entschluß auszusprechen, bis ein Mißgriff, welchen sie machte, sie dazu nötigte. Damals waren nämlich die Jesuiten sowol aus Spanien als aus Frankreich vertrieben worden; der König von Spanien aber hatte den genuesischen Senat ersucht, den Exilirten ein Asil in Corsica zu gestatten. Ihm zu Gefallen war Genua darauf eingegangen, und eines Tages sah man eine große Zahl von Vätern Jesu in Ajaccio landen. Die Franzosen, welche doch die ewige Verbannung der Jesuiten ausgesprochen hatten, nahmen es als eine Beleidigung von Seiten Genuas auf, daß der Senat den Vätern Jesu die corsischen Seestädte öffnete, welche Frankreich selbst besetzt hielt. Sofort bekam der Graf Marbeuf den Befehl, seine Truppen aus Ajaccio, aus Calvi und aus Algajola herauszuziehn, und kaum war dies geschehn, als die Corsen frohlockend die Stadt Ajaccio besetzten bis auf die Citadelle, in welche die Genuesen eingerückt waren.

Unter diesen Umständen und bei der heftigen Spannung, welche zwischen Frankreich und Genua eingetreten war, sah der genuesische

Senat voraus, daß er den Corsen würde weichen müssen. Also kam er zu dem Entschlusse, seine vorgeblichen Rechte auf die Insel an Frankreich freiwillig zu verkaufen.

Der französische Minister Choiseul ergriff den Antrag mit Freuden. Die Erwerbung einer so wichtigen Insel im Mittelmeere schien ein großer Gewinnst und ein Ersatz zu einer Zeit, in welcher man Canada verloren hatte. Der Vertrag wurde am 15. Mai 1768 zu Versailles geschlossen und gezeichnet von Choiseul für Frankreich und von Domenico Sorba für Genua. Wider alles Völkerrecht übertrug hier Genua ein Volk, auf welches es keine andere Rechte besaß, als die längst verfallenen der Eroberung, an eine fremde despotische Macht, welche mit jenem eben noch als mit einer unabhängigen Nation unterhandelt und verkehrt hatte, und ein freies Volk mit der sittlichsten Staatseinrichtung wurde einer willenlosen Heerde gleich verhandelt. Auch hatte Genua noch die entwürdigende Bedingung gestellt, daß es wieder in seine Rechte auf Corsica zurücktreten könne, so bald es im Stande wäre, die Kosten abzutragen, welche Frankreich durch die Besetzung Corsicas auf sich genommen hatte.

Ehe nun die französische Expedition aus den Häfen der Provence abging, hatte sich das Gerücht von dem erst geheim gehaltenen Vertrage schon in Corsica verbreitet. Paoli hatte die Landesversammlung am 22. Mai nach Corte berufen und einstimmig hatte man die äußerste Gegenwehr gegen die Franzosen und die Erhebung in Masse beschlossen. Männlich und voll Feuer hatte Carl Bonaparte, Paolis Secretär, geredet.

Unterdeß war der Graf Narbonne mit Truppen in Ajaccio gelandet, und die erstaunten Bewohner der Stadt hatten das genuesische Banner herunternehmen und die weiße Fahne Frankreichs aufpflanzen sehen. Gleichwol leugneten die Franzosen noch die eigentliche Absicht ihrer Ankunft und suchten die Corsen durch falsche Vorspiegelungen zu täuschen, bis der Marquis Chauvelin, mit dem Oberbefehl in Corsica beauftragt, mit allen seinen Truppen in Bastia landete.

Am 7. August desselben Jahres sollte jener auf vier Jahre abgeschlossene Besetzungsvertrag ablaufen; an diesem Tage erwartete man den Beginn der Feindseligkeiten. Aber schon am 30. Juli marschirten die Franzosen auf den Befehl Marbeufs 5000 Mann stark von Bastia gegen San Fiorenzo und bemächtigten sich nach einem ungleichen Kampfe einiger Punkte im Nebbio. So ward offenkundig,

daß das letzte Schicksal an den Corsen vollzogen werden sollte. Immer ihnen feind hatte es stets fremde Despoten zwischen sie und Genua gestellt, und am Vorabende ihrer Befreiung sie jedesmal in das alte Elend zurück geworfen.

Pasquale Paoli eilte nach dem Nebbio mit einigen Milizen. Sein Bruder Clemens hatte daselbst schon mit 4000 Mann sich aufgestellt. Aber beide konnten nicht hindern, daß Marbeuf das Cap Corso unterwarf. Nun erschien auch Chauvelin mit 15000 Franzosen, ausgesandt, das freiste und tapferste Volk der Welt zu unterjochen. Er wandte sich gegen das stark befestigte Furiani, begleitet von einem Verräter Matias Buttafuoco aus Vescovato, welcher der Erste die Schande auf sich lud, vom Feinde Lohn und Titel zu erwerben. Der Kampf um Furiani war verzweifelt. Nur 200 Corsen hielten den Platz unter Carl Saliceti und Ristori, aber sie ergaben sich auch dann nicht, als der ganze Ort zu einem Schutthaufen zerschossen war, sondern die Waffen in der Hand schlugen sie sich Nachts nach der Seeküste durch.

Ein gleich mörderischer Kampf fand in der Casinca und an der Golobrücke statt. Auf allen Punkten wurden die Franzosen zurückgeworfen und Clemens Paoli bedeckte sich mit Ruhm. Ihn und Pietro Colle nennt die Geschichte als die tapfersten Helden in dem letzten Freiheitskampfe der Corsen.

Die Trümmer der geschlagnen französischen Armee warfen sich auf Borgo, einen hoch gelegnen Ort auf den Bergen von Mariana und verstärkten dessen Besatzung. Um jeden Preis wollte Paoli diesen Ort gewinnen; er begann deshalb den Sturm am 1. October, in der Nacht. Es war die glänzendste Waffenthat der Corsen. Von Bastia zog Chauvelin herbei, Borgo zu unterstützen: ihm warf sich Clemens entgegen; Colle, Grimaldi, Agostini, Serpentini, Pasquale Paoli, Achille Murati stürmten gegen Borgo. Von beiden Seiten wurde jede Kraft hereingezogen. Dreimal machte die ganze Stärke der französischen Armee einen verzweifelten Anlauf und dreimal wurde sie geworfen. Die Corsen an Zahl um so vieles geringer, Milizen, zertrümmerten hier die geschlossenen Reihen einer Armee, welche seit Ludwig **XIV.** in dem Rufe stand, die bestorganisirte Europas zu sein. Man sah unter den Corsen Weiber in Mannsgewand mit der Flinte und dem Schwert unter die Franzosen sich stürzen. Endlich wichen die Franzosen nach Bastia; ihrer viele waren

erschlagen, viele, darunter Marbeuf, verwundet, 700 Mann aber mit dem Obersten Ludre, die Besatzung von Borgo, streckte das Gewehr und gab sich den Corsen gefangen.

Die Schlacht von Borgo zeigte den Franzosen, welches Volk sie zu unterjochen gekommen waren. Sie hatten nun alles Land wieder verloren bis auf die festen Plätze. Chauvelin aber schrieb an seinen Hof, berichtete seine Verluste und forderte neue Truppen. Man sandte ihm neue 10 Bataillone.

Zwölftes Kapitel.

Zu dieser Zeit war die Sympathie für die Corsen stärker geworden als je. In England namentlich sprach die öffentliche Meinung laut für das unterdrückte Volk und forderte die Regierung auf gegen den Despotismus einzuschreiten, dessen Grundsätze Frankreich so schamlos in Ausführung brachte. Man sagte, daß Lord Chatham die Idee wirklich faßte, einen Machtspruch zu Gunsten der Corsen einzulegen. Die Corsen hielten ihre Augen freilich auf das constitutionelle England gerichtet, hoffend, daß eine große und freie Nation ein freies Volk nicht werde untergehn lassen. Sie täuschten sich. Das brittische Cabinet untersagte wie im Jahre 1760 allen Verkehr mit den corsischen „Rebellen." Nur in Comite's und auf private Weise sprach sich das englische Volk aus, und bei diesen Kundgebungen und privaten Geldspenden verblieb es; die Cabinette aber billigten es, daß mit einem Heldenvolke auch ein gefährlicher Keim demokratischer Freiheit erstickt werde.

Pasquale Paoli erkannte trotz der Erfolge, welche sein Volk errungen hatte, die ganze Gefahr seiner Lage. Er machte Frankreich den Vorschlag eines Vergleichs, welcher dem Könige die Anerkennung seiner Autorität, den Corsen ihre Verfassung ließ, den Genuesen eine Entschädigung gab. Man verwarf den Vergleich und rüstete sich zu einem letzten Schlage. Chauvelin indeß fühlte seine Schwäche. Man will wissen, daß er von den Genuesen die Intrigue gelernt hatte. Wie Sampiero und wie Gaffori sollte auch Paoli durch Meuchelmord enden. In der Geschichte eines jeden tapferen und freien Volkes

wird niemals der Verrat vermißt; denn die menschliche Natur scheint des Schattens der Gemeinheit nicht entbehren zu können, wo sie am reinsten glänzt. Es fand sich ein Verräter in dem Sohne des eigenen Kanzlers Paolis, Matias Massesi; Briefe die er verlor enthüllten die geheime Absicht. Vor den Staatsrat gestellt gestand er und wurde dem Henker überliefert. Ein anderes Complot von dem unruhigen Dumouriez, welcher damals in Corsica diente, geschmiedet um Paoli in seinem Hause zu Isola Rossa Nachts aufzuheben, mißlang gleichfalls.

Chauvelin hatte die neuen 10 Bataillone ins Feld gestellt; aber auch diese waren von den Corsen im Nebbio zurückgeschlagen worden. Tief beschämt schickte der stolze Marquis neue Boten nach Frankreich, welche die Schwierigkeit, Corsica zu bändigen, erklären sollten. Die französische Regierung berief hierauf Chauvelin von seinem Posten, im December 1768, und ernannte Marbeuf zum einstweiligen Oberbefehlshaber, bis der Nachfolger, der Graf de Vaur eingetroffen sein würde.

De Vaur hatte unter Maillebois in Corsica gedient; er kannte das Land und wußte wie man dort den Krieg zu führen habe. Ausgerüstet mit einer großen Waffenmacht von 45 Bataillonen, vier Regimentern Reiterei und beträchtlicher Artillerie, beschloß er den Kampf mit einem Schlage zu endigen. Im Angesichte dieser Gefahr berief Paoli das Volk nach der Casinca am 15. April 1769. Man faßte hier den Beschluß bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen und jeden Mann im Lande aufzubieten. Lord Pembrocke, der Admiral Smittoy, andere Engländer, Deutsche und Italiener, Freunde der corsischen Sache welche zugegen waren, erstaunten über die gefaßte Haltung der nach der Casinca strömenden Milizen. Viele Fremde stellten sich unter die Reihen der Corsen. Auf ihrer Seite stand auch eine ganze Companie von Preußen, welche aus genuesischem Dienste in den corsischen getreten waren. Doch durfte sich niemand das Verzweifelte der Lage verbergen; auch wirkte bereits französisches Geld im Lande, Verrat tauchte auf; selbst Capraja war durch den Verrat des Commandanten Astolfi bereits gefallen.

Das Schicksal sollte sich einmal an den Corsen erfüllen. England, auf welches man hoffte, trat nicht ein; mit aller Macht marschirten die Franzosen auf das Nebbio. Diese von einem langen und schmalen Tale durchschnittene Bergprovinz war schon oft der Schauplatz entscheidender Kämpfe gewesen. Paoli hatte hier sein Quartier aufgeschlagen, nachdem er Saliceti und Serpentini in der Casinca

gelassen hatte. De Vaur, Marbeuf und Grand-Maison rückten in das Nebbio ein, Paoli auf einmal zu vernichten. Der Angriff begann am 3. Mai. Nach einem Kampfe von drei Tagen wurde Paoli aus Murato, seinem Lager, vertrieben. Er beschloß nun über den Golo zu ziehen und diesen Fluß zwischen sich und dem Feinde zu halten. In Rostino schlug er sein Hauptquartier auf und übertrug Gaffori und Grimaldi die Verteidigung von Leuto und von Canavaggia, denn auf diesen Punkten konnten die Franzosen leicht vorwärts dringen. Grimaldi aber wurde zum Verräter und Gaffori, ungewiß aus welchen Gründen behauptete seine Stellung nicht.

So geschah es, daß die Franzosen von den Höhen herabkamen und gegen Pontenuovo, die Brücke welche über den Golofluß führt, vordrangen. Am Golo standen die Corsen ausgebreitet, die Preußencompanie und mehr als 1000 Corsen hielten die Brücke. Die Franzosen trieben nun, unerwartet von den Bergen herabkommend, die Milizen vor sich her; aufgelöst und von Schrecken erfaßt stürmten diese gegen die Brücke, hinüber zu kommen. Die Preußen aber hatten den Befehl, die Flüchtigen aufzuhalten, sie gaben in der Verwirrung Feuer auf ihre eigenen Freunde, während zugleich die Franzosen feuerten und mit dem Bajonet andrangen. Das schreckliche Wort „Verrat!" ließ sich hören. Vergebens suchte Gentili die Auflösung zu hemmen, sie wurde allgemein, keine Stellung war mehr haltbar, und in wilder Flucht zerstreuten sich die Milizen in die Wälder und das umliegende Land. Die unglückliche Schlacht von Pontenuovo wurde geschlagen am 9. Mai 1769, und an diesem Tage verlor das Volk der Corsen seine Freiheit und seine Selbstständigkeit.

Noch versuchte Paoli den Feind am Eindringen in die Provinz Casinca zu hindern. Aber es war zu spät. Das ganze Land diesseits der Berge fiel in wenig Tagen in französische Gewalt und jenes instinctartige Gefühl der Rettungslosigkeit, welches die Gemüter eines Volkes in schweren Momenten allmächtig zu ergreifen pflegt, hatte sich der Corsen bemächtigt. Es fehlte ihnen ein Mann wie Sampiero war. Paoli verzweifelte. Er war auf Corte geeilt, der Entschluß sein Vaterland zu verlassen war ihm nahe gekommen. Der tapfere Serpentini hielt zwar noch in der Balagna Stand, und Clemens Paoli neben ihm war entschlossen bis auf den letzten Atemzug zu kämpfen, Abatucci endlich behauptete sich noch jenseits der Berge mit einer Schaar kühner Patrioten. Es war noch nicht alles verloren;

wenigstens konnte man sich in die Berge werfen und den kleinen Krieg fortführen, wie ehedem Rinuccio, Vincentello und Sampiero es gethan hatten. Aber ein Mann wie Pasquale Paoli konnte nicht die trotzige Hartnäckigkeit des Charakters besitzen gleich jenen Männern der erznen Jahrhunderte, noch wollte er, der Gesetzgeber und Pythagoras seines Volkes, zu einem Bandenführer in den Bergen herabsinken. Vor dem Blute schaudernd, das ein fortgesetzter Kampf über sein Land verströmen müsse, ergab er sich dem Schicksale. Zu ihm stießen sein Bruder Clemens, Serpentini, Abatucci, andere. Die kleine Schaar eilte flüchtig nach Vivario, dann am 11. Juni nach dem Golfe von Porto Vecchio. Dort schifften sie sich, dreihundert Corsen an der Zahl, auf einem englischen Schiffe, welches ihnen der Admiral Smittoy gab, ein und gingen über Toscana nach England, welches fortan bis auf unsre Tage das Exil der Flüchtigen verunglückter Nationen geworden ist, und seither niemals edlere Flüchtige gastlich aufgenommen hat.

Es hat nicht an Solchen gefehlt, welche im Hinblick auf die alten tragischen Corsenhelden Paoli der Schwachheit angeklagt haben. Wie Paoli selber sich erkannte, beweisen seine eignen Worte. Er sagt in einem Briefe: „Wenn Sampiero in meiner Zeit gelebt hätte, würde mir die Befreiung des Landes weniger Mühe gekostet haben. Was wir für die Ordnung unserer Nationalität versuchten, das hätte er vollendet. Es bedurfte damals eines Mannes der kühn und unternehmend war, daß er den Schreck bis in die Comtoire von Genua warf. Frankreich hätte sich nicht in den Kampf gemischt, oder es würde doch einen schrecklicheren Gegner gefunden haben, als alle diejenigen waren, die ich ihm entgegenstellen konnte. Wie oft habe ich das nicht beklagt! Sicher, es ist nicht der Mut, nicht die heroische Beharrlichkeit, welche den Corsen fehlten, sondern ein Führer, der die Kriegsoperationen in Gegenwart von erfahrenen Generalen combiniren und leiten konnte. Wir hätten uns in dieses edle Werk geteilt; während ich an einem Gesetzesbuche gearbeitet hätte, welches den Sitten und den Bedürfnissen der Insel entsprach, so hätte sein gewaltiges Schwert es auf sich genommen unser gemeinsames Werk zu befestigen.“

Am 12. Juni 1769 war das corsische Volk den Franzosen erlegen. Doch mitten in dem großen Schmerz, daß nun doch Jahrhunderte des beispiellosen Kampfes die geliebte Freiheit nicht zu retten

vermocht hatten, und noch unter dem Waffenlärm der alles Land diesseits wie jenseits der Berge besetzenden Franzosen, gebar das corsische Volk in unerschöpfter Heroenkraft am 15. August Napoleon Bonaparte, den Vernichter Genuas, Unterjocher Frankreichs, und Rächer seines Volkes. Solche Genugthuung wollte das Schicksal den Corsen in ihrem Sturze geben und die Heldentragödie ihrer Geschichte versöhnend schließen.

Corsica.

Aus meiner Wanderschaft im Sommer 1852.

Nel mezzo del cammin di nostra vita
Mi ritrovai per una selva oscura,
Che la diritta via era smarrita,
Ahi quanto a dir qual era è cosa dura,
Questa selva selvaggia ed aspra e forte — —
Ma per trattar del ben ch' i' vi trovai,
Dirò dell' altre cose, ch'io v'ho scorte.

Dante.

Erstes Buch.

Erstes Kapitel.

Eintritt in Corsica.

Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.

Dante.

Die Fahrt von Livorno über das Meer gegen Corsica hin ist schön und unterhaltender als die von Livorno nach Genua. Man genießt beständig den Anblick der malerischen Inseln des Canals von Toscana. Hinter uns lag die Terra Firma, Livorno mit seinem Mastenwalde zu Füßen des Monte Nero, vor uns der einsame durchbrochene Turm von Meloria, jener kleinen Klippe im Meer, an welcher die Pisaner unter Ugolino von den Genuesen vernichtet wurden, so daß ihre Seemacht sank und Genua seitdem auch in den Besitz Corsica's kam; weiterhin die Felseninsel Gorgona, ihr nahe im Westen die Insel Capraja. In ihrem Angesichte erinnert man sich wol an die Verse Dante's in seinem Ugolino-Gesange:

Weh dir, o Pisa, allem Volk gehäßig
Im schönen Land, wo man das Si hört klingen;
Weil dich zu strafen deine Nachbarn läßig,
Mag vor Capraja und Gorgona dringen,
Des Arno Mündung dämmend zu verstopfen,
Daß seine Fluten all dein Volk verschlingen.

Die Insel Capraja verdeckt das Westende Corsica's, aber hinter ihr steigen die blauen Berge des Cap Corso in weit ausgedehnten Linien aus dem Meere auf. Noch weiter westlich zeigt sich Elba, ein mächtig herausgehobnes Felseneiland, nach dem Festlande zu absinkend

und der Terra Firma von Piombino zugekehrt, welche in schwachen Linien angedeutet war.

Das Meer stralte in dem tiefsten Purpurblau, und die hinter Capraja untersinkende Sonne überzog die Segel vorüberfahrender Schiffe mit einem sanften Rosenrot. Eine Fahrt auf diesem Becken des Mittelmeers ist in Wahrheit eine Fahrt durch die Geschichte selber. Ich dachte mir dieses schöne Meer bevölkert von den Flotten der Phönizier und der Griechen, von den Schiffen jener Phokäer, welche einst hier herumschwärmten — dann Hasdrubal und die Flotten der Carthager, die Etrusker, die Römer, die Mauren und die Spanier, die Pisaner und die Genuesen. Aber noch mehr und eindringlicher mahnt der beständige Anblick von Elba und von Corsica an das größte Weltdrama der neuen Zeit, welches den Namen Napoleon trägt. Beide Inseln liegen friedlich benachbart neben einander, so nahe fast wie eines Menschen Wiege und sein Grab. Corsica, welches Napoleon gebar, dehnt sich weit vor den Blicken aus, Elba ist klein. Das also war die Felsenzwangsjacke die man dem Riesen anlegte. Er zersprengte sie so leicht, wie Simson die Bande der Philister zersprengte. Dann stürzte er bei Waterloo. Er war von Elba ab nur ein Abenteurer wie Murat, der von Corsica aus, Napoleon nachahmend, mit einem Häuflein Soldaten Neapel erobern ging und tragisch endete.

Der Blick auf Elba wirft in die angeregte Phantasie eine Fata Morgana hinein, das Bild des fern im afrikanischen Meere gelegenen Felseneilandes Sanct Helena. Vier Inseln also bestimmten seltsam das Geschick Napoleons: Corsica, England, Elba und Sanct Helena. Er selber war eine Insel in dem Ocean der Weltgeschichte, unico nel mondo, so sagte der wackere corsische Schiffsmann, neben dem ich stand, im Angesichte Corsicas von Napoleon sprechend. Ma Signore, sagte er, ich weiß das alles besser als Ihr, denn ich bin sein Landsmann; und nun gab er mir mit den lebhaftesten Gesticulationen einen Abriß der Geschichte Napoleons, der mich in dieser Scene mehr interessirte als alle Bände von Thiers. Und der Neffe? . . . „Ich sage der Napoleone primo war auch der unico.“ Der Matrose war mit der Geschichte seiner Insel bestens vertraut, und kannte das Leben des Sampiero ebenso gut, wie das des Pasquale Paoli, des Saliceti und des Pozzo di Borgo.

Mittlerweile ward es dunkel. Die Sterne leuchteten prächtig, und die Meereswellen phosphorescirten. Hoch über Corsica blinkte

die Venus, der stellone oder der große Stern, wie ihn die Schiffer nennen, und auf welchen das Schiff hielt. Wir segelten zwischen Elba und Capraja und hart an den Felsen der Letztern vorbei. Dort saß einst der Geschichtschreiber Paul Diaconus in der Verbannung, wie einst Seneca auf Corsica acht lange Jahre der Verbannung verlebt hatte. Capraja ist ein nackter Granitfelsen. Ein genuesischer Turm steht malerisch auf einer Klippe, und der einzige Ort der Insel, ihres Namens, versteckt sich furchtsam hinter dem gigantischen Felsen welchen die Festung krönt. Die weißen Mauern und die weißen Häuser, das dürre rötliche Gestein, die große Oede und Weltverlassenheit machen den Eindruck irgend einer syrischen Felsenklippenstadt. Capraja, das einst die kühnen Corsen zur Zeit Paolis erobert hatten, war den Genuesen geblieben als sie Corsica an Frankreich verhandelten. Mit Genua war die Insel an Piemont gefallen.

Verschwunden war denn auch Capraja mit seinen Lichtern, und wir nahten dem Ufer Corsicas, auf welchem ein Feuerschein hin und her blinkte, bis endlich das Schiff auf den Fanal von Bastia lossteuerte. Wir waren im Hafen. Die Stadt umringt ihn, links das alte genuesische Fort, rechts die Marina, im Bogen hoch darüber dunkle Berge. Ein Boot kam ans Schiff gefahren und nahm die Passagiere auf, welche ans Land steigen wollten.

So betrat ich denn zum erstenmale die Insel Corsica, die mich schon als Kind so mächtig gelockt hatte, wenn ich sie auf der Karte betrachtete. Der erste Eintritt in ein fremdes Land, zumal in der Nacht welche es tiefgeheimnißvoll verschleiert, ist ungemein erwartungsvoll und spannend, und die ersten Eindrücke pflegen für ganze Tage zu bestimmen. Ich gestehe es, meine Stimmung war die unheimlichste und ich konnte mich ihrer lange nicht erwehren. Wir in Deutschland wissen von Corsica kaum mehr als daß Napoleon dort geboren sei, daß Pasquale Paoli dort heldenmütig um die Freiheit kämpfte, und daß die Corsen die Blutrache und die Gastfreundschaft üben und die verwegensten Banditen sind. Ich hatte die dunkelsten Vorstellungen mit mir gebracht, und die ersten Begegnisse waren der Art, daß sie wol berechtigt zu sein schienen.

Das Boot landete an dem Kai, auf welchem bei dem spärlichen Scheine von Handlaternen eine Gruppe von Doganieri und von Matrosen stand. Der Bootsmann sprang ans Land. Ich sah wenige Menschen von so abschreckender Gestalt. Er trug die phrygische Mütze

von roter Wolle auf dem Kopfe und ein weißes Tuch über das eine Auge gebunden; er war ein leibhaftiger Charon, und die grundlose Wut, mit welcher er fluchend und das empfangene Ueberfahrtsgeld bei der Laterne besehend, die Passagiere anschrie, ließ mich gleich eine Probe von dem jähzornigen Naturell der Corsen kosten.

Die auf dem Kai Stehenden waren im eifrigsten Gespräche. Ich hörte sie erzählen, daß vor einer Viertelstunde ein Corse seinen Nachbar mit drei Dolchstichen ermordet habe (ammazzato, ammazzato, ein Wort das ich in Corsica ungezählte Male gehört habe; ammazzato con tre colpi di pugnale). Weshalb? — „Nur in der Hitze des Gesprächs; die Sbirren laufen hinter ihm her; er wird schon in der Macchia sein.“ Die Macchia ist der Buschwald. In Corsica hörte ich das Wort macchia ebenso oft als ammazzato oder tumbato. Er ist in die Macchia gegangen heißt so viel als: er ist Bandit geworden.

Ich empfand ein Etwas von Grauen und jene Spannung, welche die Erwartung abenteuerlicher Dinge erregt; ich war im Begriffe eine Locanda aufzusuchen. Ein junger Mann trat auf mich zu und sagte mir auf toscanisch, daß er mich in ein Gasthaus führen wolle. Ich folgte dem freundlichen Italiener, einem Bildhauer aus Carrara. Kein Licht als die Sterne am Himmel brannte in den engen, bergigen Straßen von Bastia. Wir klopften an vier Locanden vergebens; keine öffnete. Wir klopften an der fünften; niemand hörte. Hier werden sie nicht aufthun, sagte der Carrarese, denn des Wirten Tochter liegt auf der Todtenbahre. Wir gingen eine Stunde in der öden Stadt umher, niemand mochte unser Pochen hören. Ist dies also die gerühmte corsische Gastlichkeit? Mich dünkt, ich bin in die Stadt des Todes gekommen, und morgenden Tags will ich über das Tor von Bastia schreiben: Ihr die ihr eingeht, laßt jede Hoffnung schwinden.

Wir wollten indeß noch einen Versuch machen. So weiter wankend stießen wir auf einen Trupp von Passagieren, welche ebenso unglücklich gewesen waren als ich. Es waren zwei Franzosen, ein italienischer Emigrant und ein engländischer Convertit. Ich schloß mich an sie an, und nochmals machten wir die Rundreise der Locanden. Das brachte mir nun vorweg keinen großen Begriff von der Industrie und der Cultur Corsicas bei, denn Bastia ist die größte Stadt der Insel und zählt etwa 15000 Einwohner. Fand der Fremde schon in der Stadt keine Aufnahme, was sollte er erst im Innern des Landes finden?

Unterdeß begegnete uns eine Rotte von Sbirren, corsische Gendarmen, braune Kerle mit schwarzen Bärten, in blauen Leibröcken mit weißen Achselschnüren, die Doppelflinten auf den Schultern. Wir klagten ihnen unsre Not. Es erbot sich einer uns zu einem alten Soldaten zu führen, der einen Weinschank hatte; dort, meinte er, würden wir unterkommen. Er führte uns an ein altes und wüstes Haus gegenüber dem Fort. Wir klopften so lange, bis der Soldatenwirt wach wurde und sich am Fenster zeigte. In demselben Augenblicke rannte jemand an uns vorüber, unser Sbirre ihm nach ohne ein Wort zu sagen, und beide waren im Dunkel der Nacht verschwunden. Was war's? was soll diese Jagd bedeuten? Nach einer Weile kehrte der Sbirre zurück; er hatte geglaubt der Laufende sei der Mörder gewesen. Aber, sagte er, der ist schon in den Bergen, oder ein Fischer hat ihn nach Elba oder Capraja hinübergefahren. Vor Kurzem haben wir den Arrighi im Gebirge erschossen, auch den Massoni und den Serafino. Das war eine schlimme Bataille, die mit dem Arrighi. Er hat uns fünf Leute getödtet.

Es erschien der alte Soldatenwirt und führte uns in ein großes, sehr unsaubres Zimmer. Wir setzten uns froh um den Tisch und ließen uns das Nachtmal wol gefallen, trefflichen corsischen Wein, der an Feuer dem spanischen ähnt, gutes Waizenbrod und frischen Schafkäse. Eine dunstige Oellampe erhellte dies homerische Wandermal, dem die Laune nicht fehlte. Da wurde mancher gute Trunk auf die Helden Corsicas ausgebracht, und eine Flasche nach der andern holte der Sbirrenwirt aus der Ecke. Wir waren vier Nationen beisammen, Corse, Franzose, Deutscher und Lombarde. Ich nannte einmal den Namen Louis Bonaparte und that eine Frage — da verstummte plötzlich die Gesellschaft, und die muntern Franzosen machten ein niedergeschlagnes Gesicht.

Allmälig graute draußen der Morgen. Wir verließen die Casa des alten Corsen, wanderten an das Meer und weideten uns an dem Schimmer der Frühe, welcher auf ihm glänzte. Die Sonne stieg schnell auf und erhellte die drei Inseln, die man von Bastia aus vor sich liegen sieht, Capraja, Elba und das kleine Monte Cristo. Die vierte Insel in dieser Reihe ist Pianosa, das alte Planasia, auf welcher Tiberius einst den Enkel des Augustus, Agrippa Posthumus, erwürgen ließ; sie ist flach wie ihr Name es sagt und deshalb von hier aus nicht zu erkennen. Der beständige Anblick jener drei blauen

Inselberge am Saume des Meeres macht die Spaziergänge von Bastia doppelt schön.

Ich setzte mich auf das Gemäuer des alten Forts und blickte von hier aus auf das Meer und den kleinen Hafen der Stadt, in welchem kaum sechs Schiffe ankerten. Die malerischen braunen Uferberge, die grünen Höhen mit ihren dichten Olivenhainen, kleine Capellen am Strande, einzelne graue Türme aus der Genuesenzeit, das Meer in aller Pracht südlicher Farbe, das Gefühl in ihm verloren auf einer fremden Insel zu stehn, das machte damals einen unauslöschlichen Eindruck auf mein Gemüt.

Als ich das Fort verließ, um nun am hellen Tage in eine Locanda mich überzusiedeln, hatte ich wieder eine Scene vor mir, welche fremd, wild und bizarr genug war. Eine Menschenmenge umstand vor dem Fort zwei Carabiniers zu Pferde; sie hatten vor sich an einer langen Leine einen Mann gebunden, welcher die wunderlichsten Sprünge machte und alle Bewegungen eines Pferdes nachahmte. Ich erkannte, daß der Mann ein Verrückter sei und sich mit der Vorstellung schmeichelte, ein edles Roß zu sein. Niemand von den Umstehenden lachte, obwol die Capriolen des Unglücklichen wunderlich genug waren. Alle standen ernst und schweigend; und da ich diese Menschen in solchem Schweigen vor dem Elende sah, wurde mir zum ersten Male auf ihrer Insel wol und ich sagte mir, daß die Corsen nicht Barbaren seien. Die Reiter ritten mit dem Verrückten endlich ab, welcher die ganze Straße entlang wie ein Pferd an der Leine trottirte und seelenvergnügt zu sein schien. Diese Art, ihn an seinen Bestimmungsort zu schaffen, indem man sich seiner fixen Idee dabei bediente, erschien mir schlau und zugleich naiv.

Zweites Kapitel.

Die Stadt Bastia.

Die Lage Bastia's ist wenn auch nicht ausgezeichnet, doch immer überraschend. Die Stadt liegt im Amphitheater um den kleinen Hafen; das Meer bildet hier keinen Golf, sondern nur einen Landungsplatz, eine Cala. Die rechte Seite des Hafens sperrt ein gigantischer

schwarzer Felsen, vom Volke Leone genannt, weil er einem Löwen ähnlich sieht. Ueber ihm steht das finstre genuesische Fort, der Donjon. Links läuft der Kai in einen Molo aus, der auf seiner Spitze einen kleinen Leuchtturm trägt. Ueber dem Hafen nun steigt die Stadt in Terrassen auf, hohe Häuser, eng zusammen, turmartig, mit vielen Balkonen: über der Stadt weg ragen die grünen Berge mit einigen verlassenen Klöstern und schönen Olivenhainen; auch Fruchtgärten von Orangen, Citronen und Mandeln gibt es da in Fülle.

Bastia hat seinen Namen von der Bastey, welche die Genuesen dort bauten. Die Stadt ist nicht alt, weder Plinius noch Strabo oder Ptolemäus nennen einen Ort auf ihrer Stelle. Ehemals stand dort die kleine Marina des Ortes Cardo, welcher in der Nähe liegt. Darauf ließ im Jahre 1383 der genuesische Gouverneur Lionello Lomellino den Donjon oder das Castell erbauen, um welches bald ein Stadtteil, die Terra nuova, entstand; der ursprüngliche, untere hieß nun die Terra Vecchia. Beide Quartiere bilden noch heute zwei getrennte Cantons. Die Genuesen verlegten hierauf den Sitz ihrer corsischen Regierung von Biguglia nach Bastia, und hier residirten denn die Fregoso, die Spinola, die Doria — elf Doria regierten Corsica in mehr als 400 Jahren — die Fiesco, Cibbà, die Giustiniani, Negri, Vivaldi, Fornari und so viele andere Edle berühmter Familien Genuas. Als Corsica unter französischer Herrschaft im Jahre 1797 in zwei Departements geschieden wurde, welche nach den Flüssen das des Golo und des Liamone genannt wurden, blieb Bastia der Hauptort des Golodepartements. Im Jahre 1811 vereinigte man beide Teile wieder, und nun wurde das kleinere Ajaccio die Landeshauptstadt. Noch heute kann Bastia es nicht verschmerzen, daß es einst das Haupt der Insel war, und jetzt zu einer Souspräfectur herabgesunken ist, aber ohne Zweifel ist es durch Industrie, Handel und Intelligenz noch immer das Haupt Corsicas. Die gegenseitige Eifersucht der Bastinesen und der Bürger Ajaccios ist beinahe komisch, und würde als lächerliche Kleinstädterei erscheinen, wenn man nicht wüßte, daß die Scheidung Corsicas in das Land diesseits und jenseits der Berge uralt historisch ist; und so ist auch der Charakter der Bewohner beider Landeshälften grundverschieden. Jenseits der Berge, welche Corsica von Nord nach Süd teilen, herrscht bei weitem mehr Wildheit; alles geht dort bewaffnet; diesseits der Berge ist mehr Cultur, mehr Ackerbau, mehr mildere Sitte.

Die Terra Vecchia von Bastia ist jetzt eigentlich zur Terra nuova geworden, denn sie enthält die besten Straßen. Die ansehnlichste ist die erst wenige Jahre alte Via Traversa, eine nach dem Meere hingebogene Straße von sechs- und siebenstöckigen Häusern, welche noch fort gebaut wird. Ihre Lage erinnerte mich an die schönste Straße, die ich noch irgend sah, die Strada Balbi und Nuova in Genua. Aber die Häuser, obwol palastartig, haben nichts von Kunst noch von edlem Material an sich. Corsica hat die edelsten Steinarten in kaum glaublicher Fülle, Marmor, Porphyr, Serpentin, Alabaster, Granite köstlichster Art, doch werden sie kaum verwendet. Die Natur liegt hier überall verwahrlost, sie ist eine schöne verzauberte Prinzessin.

Man baut jetzt in der Via Traversa wenigstens einen Justizpalast, für dessen Arcaden ich in den Marmorbrüchen von Corte die Säulen heraushauen sah. Sonst sah ich mich vergebens nach Marmorschmuck um; doch, und wer wird es glauben, die ganze Stadt Bastia ist mit Marmor gepflastert, einem rötlichen Stein, welcher in Brando gebrochen wird. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, daß Bastia das vortrefflichste Pflaster in der ganzen Welt habe. Sagen habe ich es hören.

Trotz ihrer Länge und Breite ist die Via Traversa die todteste von allen Straßen Bastias. Aller Verkehr concentrirt sich auf dem Platze Favalelli, auf dem Kai und in der Terra Nuova um das Fort. Abends lustwandelt die schöne Welt auf dem großen Platze San Nicolao, am Meere, wo die Unterpräfectur und der oberste Gerichtshof sein Gebäude hat.

Keine einzige schöne Architectur fesselt hier den Fremden, seine Unterhaltung sind allein die reizenden Spaziergänge am Meere und in die vom Oelbaum umschatteten Berge. Die Kirchen sind zum Teil groß und reich geschmückt, aber plump im Aeußern und ohne besondere Kunst. Der Dom, mit manchem Grabe genuesischer Herren, liegt in der Terra Nuova, in der Terra Vecchia steht die ansehnliche Kirche des Sanct Johann des Täufers. Ich nenne sie nur um des Grabes von Marbeuf willen. Marbeuf hatte Corsica sechszehn Jahre lang regiert, er war der Freund Carls Bonaparte, des einst so warmen Anhängers Paolis gewesen, und er hatte die Laufbahn Napoleons eröffnet, indem er ihm eine Stelle in der Militärschule von Brienne verschaffte. Sein Grab in jener Kirche hat keine Inschrift, weil die ursprüngliche zur Zeit der paolistischen Revolution gegen

Frankreich vernichtet ward. Die corsischen Patrioten hatten damals auf den Grabstein Marbeufs geschrieben: „Das Monument welches die schimpfliche Lüge und die feile Schmeichelei dem Tyrannen des seufzenden Corsica's gewidmet, hat nun die wahre Freiheit und die freie Wahrheit des ganzen jubelnden Corsica's zerstört." Nachdem Napoleon Kaiser geworden war, wollte Madame Letitia der Wittwe Marbeufs den ersten Rang einer kaiserlichen Hofdame verleihen, aber Napoleon vermied glücklicher Weise diese große Tactlosigkeit, indem er erkannte daß es unschicklich sein müsse Madame Marbeuf eine Dienstcharge in derjenigen Familie anzutragen, welche einst der Gönnerschaft ihres Gemals so viel zu verdanken hatte. Er bewilligte dem Sohne Marbeufs eine jährliche Pension von 10000 Franken, aber der junge General fiel an der Spitze seines Regimentes in Rußland. — Das kleine Theater Bastias ist ein Denkmal Marbeufs, er hat es auf seine Kosten erbauen lassen.

Noch eines andern namhaften Franzosen Grab liegt in Sanct Johann, das des Grafen Boissieur, welcher im Jahre 1738 starb. Er war ein Neffe des berühmten Villars gewesen, in der Kriegführung hatte er kein Glück gehabt.

Das bei weitem größte Interesse hatte für mich in Bastia das Leben in dem Hafen, welches freilich nicht groß ist, und das Treiben auf den Märkten.

Da ist der Fischmarkt. Ich unterließ es nicht jeden Morgen den Meerthieren meinen Besuch zu machen, und wenn die Fischer etwas absonderliches gefangen hatten, so zeigten sie's mir freundlich und sagten: dies, Signore, heißt eine murena und dies ist die razza und das der pesce spada und der pesce prete, und die triglia, die so schön rot ist, und der capone und der grongo. Da im Winkel, wie nicht zünftig, sitzen die Teichfischer; die Ostküste Corsica's hat große Teiche, welche durch schmale Nehrungen vom Meere getrennt sind und mit ihm in Verbindung stehen. Die Fischer fangen dort in Binsenreißen große und schmackhafte Fische, Aale in Menge, dann mugini, die ragni und die soglie. Der schönste aller Fische ist die Murene; sie gleicht einer Schlange, aus dem edelsten Porphyr gebildet. Sie verfolgt den Seekrebs (legusta), in den sie sich hineinsaugt, die Legusta frißt wieder die Scorpena, und die Scorpena wiederum die Murena. Da haben wir also das scharfsinnige Witzspiel von Wolf, Lamm und Kohlkopf, und wie diese über einen Fluß

zu bringen seien. Ich bin zu wenig Diplomat um diesen verkreuzten Krieg der drei Fische zu schlichten; die Fischer fangen oft alle drei in einem und demselben Netze. Man fängt in den Golfen Corsica's viel Thunfische und Sardinen, besonders bei Ajaccio und Bonifazio. Die Römer mochten keine Sklaven aus Corsica, weil sie zu trotzig waren, aber die Fische Corsica's prangten auf den Tischen der Großen, und selbst Juvenal weiß sie zu rühmen.

Der Markt am Platze Favalelli gewährt des Morgens einen frischen, bunten, lebhaften Anblick. Dort sitzen nämlich die Gemüse- und Fruchthändlerinnen mit ihren Körben, aus denen die schönen Früchte des Südens lachen. Man braucht nur auf diesen Markt zu gehen um zu lernen, was die Natur Corsica's an Früchten hervorbringt; da sind Birnen und Aepfel, Pfirsiche und Aprikosen, Pflaumen jeder Art, hier grüne Mandeln, Orangen und Limonen, Granatäpfel, daneben Kartoffeln, wieder Blumensträußchen, dort grüne oder blaue Feigen, und die unvermeidlichen Pomi d'oro (pommes d'amour); da die köstlichsten Melonen, das Stück für einen Soldo; mit dem August finden sich auch die Muscatellertrauben vom Cap Corso ein. Aus den Dörfern in der Nähe Bastias kommen in voller Morgenfrühe die Frauen und Mädchen herab, die Früchte nach der Stadt zu tragen. Manche schöne Gestalt sieht man unter ihnen. Eines Abends wanderte ich am Meere entlang nach Pietra Nera zu, und traf ein junges Mädchen, welches den leeren Fruchtkorb auf dem Kopfe nach ihrem Dorfe zurückging. Buona sera — Evviva siore. Nun gab's eine lebhafte Unterhaltung. Die junge Corsin erzählte mir mit der größesten Unbefangenheit die Geschichte ihres Herzens; ihre Mutter zwingt sie einem jungen Menschen die Hand zu geben welchen sie nicht mag. Warum mögt ihr ihn nicht? — Weil mir sein ingegno nicht gefällt, ah madonna! — Ist er eifersüchtig? — Come un diavolo, ah madonna! Ich wollte schon nach Ajaccio entfliehen." — Indem wir so fortredeten, kam ein Corse uns entgegen, welcher mit dem Kruge in der Hand zur Wasserquelle ging. Wenn Ihr Wasser trinken wollt, sagte er, so wartet ein wenig, bis ich herabkomme, und du, Paolina, komme nachher zu mir, ich habe dir wegen deiner Heirat etwas zu sagen.

Sehet, sagte mir das Mädchen, das ist einer aus meiner Sippschaft, sie sind mir alle gut, und wenn ich des Weges gehe, so bieten sie mir einen guten Abend, und keiner will es zugeben, daß ich den

Antonio heirate. — Wir waren nun ihrem Hause nahe gekommen. Paolina wandte sich plötzlich sehr ernst zu mir und sagte: Siore, jetzt müßt ihr umkehren; denn komme ich mit euch zusammen in mein Dorf, so werden die Leute eine böse Rede machen (faranne mal grido). Kommt aber morgen, wenn ihr wollt, und seid Gast bei meiner Mutter, und dann wollen wir auch zu unsern Verwandten schicken, denn wir haben Freundschaft genug im ganzen Cap Corso. — Ich kehrte um, und im Anblicke des unsäglich schönen Meeres und der schweigsam stillen Berge, auf denen die Ziegenhirten ihre Feuer anzuzünden begonnen, wurde mir recht homerisch zu Sinne, so daß ich der alten gastlichen Phäaken und der Nausikaa gedenken mußte.

Die Frauen in Corsica tragen das Mandile, ein Tuch von beliebiger Farbe, welches die Stirn bedeckt und glatt aufliegend um den Zopf gewunden wird, so daß die Haare nicht zu sehen sind. In ganz Corsica ist das Mandile gebräuchlich; es sieht ganz orientalisch-maurisch aus und ist uralt, denn schon Frauengestalten auf etrurischen Vasen sind mit dem Mandile abgebildet. Junge Mädchen kleidet es vorzüglich, ältliche Frauen weniger; es gibt diesen das Aussehen von Judenweibern. Die Kopfbedeckung des Mannes ist das spitze, braune oder rote Barretto, die uralte phrygische Mütze, die schon Paris, der Sohn des Priamus getragen hat. Auf Marmorfiguren, welche den trojanischen Prinzen darstellen, trägt er dieses Barretto, ebenso trägt es der persische Mithras, wie ich es in den vielen symbolischen Darstellungen des Mithrasopfers gesehen habe. Bei den Römern war die phrygische Mütze überhaupt das Symbol der Barbaren; es tragen sie auch die bekannten dacischen Kriegsgefangenen aus dem Triumfbogen des Trajan, welche jetzt auf dem Bogen des Constantin stehen, und andere Barbarenkönige und Sclaven der Sarmaten und asiatischen Völker, welche in Triumfzügen abgebildet sind. Dieselbe phrygische Mütze trugen die Dogen der Venetianer als Zeichen ihrer Würde.

Die Weiber tragen in Corsica alle Lasten auf dem Kopfe, und es ist kaum glaublich welche Lasten sie zu tragen vermögen; so beschwert halten sie oft noch die Spindel in der Hand und spinnen im Gehen. Sehr malerisch sieht es aus, wenn die Frauen in Bastia die ehernen zweihenkeligen Wassergefässe auf dem Kopfe tragen. Diese gleichen fast antiken Weihkesseln; ich sah sie nur in Bastia; jenseits der Berge schöpft man das Wasser in steinernen Krügen von rohen, aber doch noch an das Etrurische streifenden Formen.

„Sehen Sie jene Frau mit dem Wasserkessel auf dem Kopfe?“ — Ja; was ist an ihr merkwürdig? — „Sie wäre heute vielleicht eine Prinzessin von Schweden und Gemalin eines Königs.“ — Madre di Dio! — „Sehen Sie dort jenes Pansè auf dem Berg, das ist Cardo. Eines Tages verliebte sich der gemeine Soldat Bernadotte in eine Bauerstochter von Cardo. Die Eltern wiesen den armen Schlucker zurück. Der povero diavolo wurde aber eines Tages König, und hätte er jenes Mädchen geheiratet, so wäre sie eine Königin geworden. Da geht nun ihre Tochter die das Wasser auf dem Kopfe trägt und sich grämt, daß sie nicht Prinzessin von Schweden ist.“ — Es war auf der Straße von Bastia nach San Fiorenzo wo Bernadotte als Soldat am Wege arbeitete. Am Ponte d'Ucciani wurde er Corporal, und höchst selig über seine Charge; er wachte nun als Straßenvogt über die Arbeiter, dann copirte er für Imbrico, den Greffier am Gerichtshofe, die Registerrollen. Es gibt deren noch eine große Masse von seiner Hand in dem Archive zu Paris.

An der Golobrücke, einige Meilen von Bastia, war es wo Massena zum Corporal ernannt wurde. Ja, Corsica ist eine wunderbare Insel. Es ging mancher hier in den einsamen Bergen ohne zu träumen, daß er einst eine Krone tragen sollte. Den Anfang machte der Papst Formosus im neunten Jahrhundert, welcher aus dem corsischen Dorfe Vivario gebürtig war, dann folgte ihm im sechszehnten Jahrhundert ein Corse aus Bastia Lazaro, Renegat und dann Dey von Algier; eine Corsin war zur Zeit Napoleons erste Kaiserin von Marocco, und Napoleon selber war erster Kaiser Europas.

Drittes Kapitel.

Gegend um Bastia.

Wie schön sind hier die Spaziergänge in der Morgenfrühe oder im Abendlichte. Mit wenig Schritten ist man am großen Elemente oder in den Bergen, und dort wie hier der Welt abhanden gekommen und in der wolthuendsten Einsamkeit der Natur. Am Meere stehn dichte Olivenhaine. Oft lagerte ich mich dort an einer kleinen Familiengruft mit maurischer Kuppel an einem wonnesam verschwiegnen

Plätzchen, und blickte über die See hinaus nach den drei Inseln an ihrem Saume. Die Luft ist hier so sonnig, so still und so heilsam, und wo das Auge hinblickt, überall Feiertagsruhe und Einsiedelei, öde braune Felsen am Strande, mit stachlichtem Cactus bedeckt, vereinsamte Wachttürme, nicht Mensch noch Vogel auf dem Wasser, rechts und links himmelhohe blaue Berge, warm und sonnig.

Ich stieg über Bastia in die nächsten Berge hinauf. Dort ist die Aussicht auf die Stadt, das Meer und die Inseln erfreuend. Wein- und Olivengärten, Orangen, kleine Landhäuschen von den bizarrsten Formen, hie und da eine Fächerpalme, Grabkapellen unter Cypressen, von Epheu ganz erstickte Ruinen, das liegt dort zerstreut. Die Stege sind mühsam und beschwerlich; man wandert über Steingeröll und an Mauern, zwischen Brombeerhecken und Epheugewinden und wildem Distelgewucher. Der Blick nach der Südküste Bastias überraschte mich. Dort treten die Berge, wie fast alle Berge Corsica's von den schönsten Pyramidenformen, weiter zurück und senken sanft eine lachende Ebne nieder. Dort liegt malerisch der große Teich von Biguglia, von Schilf umkränzt, todt und still, kaum von einem schmalen Fischerkahne durchschnitten. Die Abendsonne ging eben unter, als ich diesen Blick genoß. Der Teich erschimmerte rosenrot, die Berge desgleichen, und das Meer war voll vom Abendglanz, ein einzelnes Schiff glitt darüber hinweg. Die Stille einer großen Natur beruhigt die Seele. Zur linken Hand sah ich das Kloster San Antonio unter Olivenbäumen und Cypressen; zwei Geistliche saßen vor der Halle, und eben traten aus der Kirche schwarzverschleierte Nonnen heraus. Ich sah einst ein Bild, welches eine sicilianische Vesperstunde darstellte, und erinnerte mich augenblicklich dessen, da ich es hier wieder fand.

Nun zur Landstraße hinunter steigend, kam ich auf den einen Weg, welcher nach Cervione führt; Hirten trieben gerade ihre Ziegenheerden heim und Reiter auf roten Pferdchen jagten an mir vorüber, alle die phrygische Mütze auf dem Kopfe, das schwarzbraune corsische Wamms von Schaafwolle übergeworfen, die Doppelflinte umgehängt, wilde Kerle mit bronzenen Gesichtern. Ich sah ihrer oft zwei hinter einander auf demselben Pferdchen, oft Mann und Weib hintereinander, und in der Sonnenglut niemals ohne den großen Sonnenschirm über sich aufgespannt zu halten. Der Sonnenschirm ist hier unentbehrlich; ich sah häufig Männer wie Weiber am Ufer im Meere

sitzen, die Weiber bekleidet, die Männer nackt, und so saßen sie geruhig im Wasser und hielten über sich den Sonnenschirm, und ihnen war kannibalisch wol. Die Weiber reiten hier wie die Männer und sind flink auf dem Thiere. Der Mann hat immer die Zucca, die runde Kirbißflasche übergehängt, oft auch einen kleinen Ziegenschlauch, Zaino, um den Leib aber die Carchera, einen ledernen Gurt, worin die Kartuschen stecken.

Vor mir her schritten viele Männer, welche von der Feldarbeit nach der Stadt zurückkehrten. Ich schloß mich an sie an und erfuhr von ihnen, daß sie nicht Corsen sondern Italiener vom Festlande seien. Jährlich kommen nämlich von der Terra Firma Italiens, besonders aus Ligurien, aus der Gegend von Lucca und von Piombino, mehr als 5000 Arbeiter auf die Insel, um für die faulen Corsen die Feldarbeit zu verrichten. Noch bis auf den heutigen Tag haben sich die Corsen den wolbegründeten Ruf der Arbeitsscheu bewahrt, und darin sind sie andern tapfern Bergvölkern, wie den Samniten, durchaus unähnlich. Jene fremden Arbeiter heißen hier allgemein Lucchesi. Ich habe mich selbst davon überzeugen können, in welcher gründlichen Verachtung diese armen und fleißigen Menschen bei den Corsen stehn, weil sie ihre Heimat verlassen haben und im Schweiße ihres Angesichtes, der Fieberluft ausgesetzt arbeiten, um für die Ihrigen ein kleines Lohnersparniß mit nach Hause zu bringen. Oftmals hörte ich das Wort Lucchese als Schimpfwort gebrauchen, und besonders ist alle Feldarbeit in den Bergen des Innern verhaßt und als eines freien Mannes unwürdig angesehn. Nach der uralten Sitte der Väter ist dort der Corse ein Hirte, begnügt sich mit seinen Ziegen, mit dem Mahle seiner Castanien, mit dem frischen Trunk seiner Quelle und mit der Jagdbeute.

Ich erfuhr zu gleicher Zeit, daß Corsica gegenwärtig der Aufenthalt vieler italienischen Demokraten sei, welche nach der mißglückten Revolution sich auf diese Insel flüchteten. Es gab ihrer im Sommer ungefähr 150 an der Zahl, über die Insel zerstreut, Männer aus allen Ständen; die meisten lebten in Bastia. Ich hatte Gelegenheit die Angesehnsten dieser Flüchlinge kennen zu lernen und sie auf ihren gemeinschaftlichen Spaziergängen zu begleiten. Es war eine Gesellschaft, bunt wie das politische Italien, Lombarden, Venetianer, Neapolitaner, Römer, Florentiner. Ich machte die Erfahrung, daß in einem culturlosen Lande Italiener und Deutsche sich sofort gegenseitig

anziehen, und auf neutralem Boden ein heimisches Gefühl für einander haben; auch hat die Allgemeinheit der Völkerschicksale vom Jahre 1848 viele Schranken niedergerissen und gewisse Lebensanschauungen und Theorien erzeugt, worin der Einzelne, mag er einer Nation angehören welcher er wolle, auf gleiche Weise zu Hause ist. Ich fand unter den Exilirten auf Corsica Männer und Jünglinge von allen Schichten, wie sie eine gleiche Gesellschaft auch bei uns zusammenbringt, exaltirte und sanguinische Köpfe, andere wieder positiv erfahrne Männer von lebenskräftigen Grundsätzen und hellem Verstande.

Die Welt ist jetzt voll von politischen Flüchtlingen der Nationen Europa's; besonders sind sie über die Inseln zerstreut, welche durch ihre Natur seit alten Zeiten zu Asylen bestimmt sind. Es leben viele Verbannte auf den jonischen Inseln, auf den Inseln Griechenlands, viele auf Sardinien und Corsica, viele auf den Normännischen Inseln, die meisten in Britannien. Es ist ein allgemeines und europäisches Loos, welches diese Verbannten tragen, nur das Local ist verschieden; das politische Schicksal aber der Verbannung ist so alt als die Geschichte der Staaten. Ich erinnerte mich lebhaft daran, wie ehedem Inseln des Mittelmeers, Samos, Delos, Aegina, Corcyra, Lesbos, Rhodus die Asyle der politischen Flüchtlinge Griechenlands gewesen waren, so oft sie die Revolutionen aus Athen oder Theben, aus Korinth oder Sparta vertrieben hatten; ich gedachte der vielen Verbannten, welche Rom namentlich zur Kaiserzeit auf die Inseln verwies, wie den Agrippa Posthumus nach jener Insel Planasia bei Corsica, den Philosophen Seneca aber nach Corsica selbst. Und besonders war Corsica zu allen Zeiten sowol ein Verbannungsort als ein Zufluchtsort, also im eigentlichen Wortsinne eine Banditeninsel, und das ist sie noch bis auf den heutigen Tag. In den Bergen irren heimatlos die Bluträcher, in den Städten wohnen heimatlos die politischen Flüchtlinge. Auf diesen wie auf jenen lastet die Acht, und der Kerker wenn nicht die Todesstrafe würde sie treffen, wenn sie das Gesetz erreichte.

Corsica erfüllt an diesen armen Verbannten Italiens mehr noch als seine geheiligte Religion der Gastlichkeit, auch die der Dankbarkeit. Denn in früheren Jahrhunderten haben die verbannten Corsen in allen Ländern Italiens die gastlichste Aufnahme gefunden, und die politischen Flüchtlinge Corsicas sah man in Rom, in Florenz, in

Venedig und in Neapel. Die französische Regierung hat ihre Gäste auf der Insel bisher in liberaler Weise geduldet. Die Abgeschiedenheit der Insel zwingt die Verbannten zu einem beschaulichen und würdigen Stillleben. Sie mögen eben deshalb immerhin glücklicher daran sein als ihre Leidensbrüder auf Jersey oder in London.

Viertes Kapitel.

Der Florentiner Francesco Marmocchi.

„Zwei, die Verbannung nur, und der Verbannte sind hier."
Seneca auf Corsica.

Προσκυνουντες την ειμαρμενην σοφοι.
Aeschylus im Prometheus.

Man hatte mir in der Buchhandlung Fabiani, wohin ich gegangen war, um eine Geographie der Insel zu suchen, gesagt, daß eine solche eben in der Presse und ihr Verfasser ein verbannter Florentiner, Francesco Marmocchi sei. Ich suchte augenblicks diesen Herrn auf und machte in ihm eine meiner trefflichsten Bekanntschaften Italiens. Ich fand einen Mann von einnehmendem Aeußern, in den letzten dreißiger Jahren; er war in seinem Stübchen unter Büchern vergraben. Es möchte wenig Emigrantenstübchen von diesem friedlichen Charakter geben. In den Bücherrogalen die besten klassischen Werke, auch Humboldts Kosmos, auf welchen mein Blick mit nicht geringer Freude fiel, Kupferstiche an den Wänden, welche Ansichten von Florenz darstellten; eine vortreffliche Copie des Perugino — all dieses ließ mich hier nicht allein die Zurückgezogenheit eines Gelehrten, sondern die eines feingebildeten Florentiners erkennen. Es gibt vielleicht keinen größern Gegensatz als den zwischen Florenz und Corsica, und mir selbst war im Anfange wunderlich zu Sinne, da ich nach einem sechswöchentlichen Leben in Florenz von den Madonnen Raphaels unmittelbar unter die Banditen Corsicas mich verschlagen fand; indeß Corsica ist immer eine Insel von einer bezaubernden Schönheit, und bleibt gleich die Verbannung selbst im Paradiese ein Exil, so kann sich doch besonders ein Naturforscher hier in ungestörter Stille ebenso mit der großen Natur getrösten, wie Seneca es that. Alles

was Seneca aus seiner corsischen Verbannung in dem Briefe an seine Mutter Helvia von dem Troste der Naturbetrachtung und der Wissenschaft geschrieben hat, kann im vollen Maße Francesco Marmocchi auf sich anwenden, und dieser ehemalige Florentiner Professor erschien mir in seiner würdig edlen Zurückgezogenheit und in der Muse seiner Studien als der bei weitem glücklichste aller Verbannten.

Francesco Marmocchi war in der Revolutionszeit neben Guerazzi Minister von Toscana, dann Ministersecretär gewesen; er war glücklicher als sein politischer Freund, er entwich von Florenz nach Rom, von Rom endlich nach Corsica, wo er bereits drei Jahre verlebt hatte. Seine rastlose Thätigkeit und die stoische Heiterkeit, mit welcher er die Verbannung erträgt, geben einen Beweis von seiner männlichen Kraft. Francesco Marmocchi gehört zu den angesehensten und geistvollsten Geographen Italiens. Er hat außer seinem großen Werke, einer allgemeinen Geographie in sechs Quartbänden, welche jetzt neu aufgelegt wird, eine besondere Geographie Italiens in zwei Bänden, eine historische Geographie des Altertums, des Mittelalters und der neueren Zeit, eine Naturgeschichte Italiens und andere Werke geschrieben. Ich fand ihn über der Correctur seiner kleinen Geographie Corsicas, eines trefflichen Handbuches, welches er leider hat französisch schreiben müssen. Dieses Buch ist bei Fabiani in Bastia erschienen; ich verdanke ihm gute Notizen über Corsica.

Eines Morgens gingen wir vor Sonnenaufgang in die Berge von Cardo, und hier unmittelbar in der blühenden Natur ist es gut den Geographen selbst als Wegweiser und Naturausdeuter anzuhören und uns über die Insel belehren zu lassen; ich folge hier fast wörtlich seiner Geographie.

Corsica verdankt einer successiven Zusammenballung der herausgehobenen Massen seine ganze Existenz; in einem langen Zeitraume hat es drei große vulcanische Processe gehabt, woher sich die bizarren und abgerissenen Conturen seines Landes herschreiben. Es lassen sich nun die dreierlei Erhebungen wol unterscheiden. Die ersten Landmassen Corsicas, die sich erhoben haben, sind diejenigen, welche die ganze südwestliche Seite einehmen. Die erste Erhebung fand in der Richtung von Nordwest nach Südost statt, ihre Kennzeichen sind die großen Bergrippen, welche parallel in der Richtung von Nordost und Südwest nach dem Meere hinabsteigen und die ansehnlichsten Vorgebirge der Insel auf der Westküste bilden. Es war damals also die

Axe Corsicas eine andere, und die Inseln im Canal von Bonifazio wie ein Teil vom Nordosten Sardiniens standen im Zusammenhange mit Corsica. Das Material dieser ersten Erhebung besteht größten Teils aus Urgranit; zur Zeit jener Urrevolution zeigte also die Insel keinen Lebensfunken.

Die zweite Erhebung fand in der Richtung von Südwest nach Nordost statt und auch von ihr besteht ein gutes Teil in Granitoiden. Je mehr man aber nach Nordost vorschreitet, desto mehr geht das Urgranitgestein allmälig in ophiolitisches Erdreich über. Uebrigens ist die zweite Erhebung kaum erkenntlich. Sie zerstörte offenbar großen Teils den nördlichen Kamm der ersten; aber die corsische Geologie hat davon kaum einige Spuren aufbewahrt.

Die beinahe gänzliche Zertrümmerung des südlichen Teils der ersten Erhebung war die unbezweifelte Wirkung der dritten und letzten Erhebung, wodurch die Insel ihre gegenwärtige Gestalt erhalten hat. Sie fand Statt in der Richtung von Norden nach Süden. So lange die Masse dieser letzten nicht mit den durch die voraufgegangenen Erhebungen gebildeten Massen in Contact kommt, hat sie eine reguläre Richtung behalten, wie das die Gebirgskette des Cap Corso zeigt. Mit einem fürchterlichen Stoße aber hatte sie die südlicher aufgetürmten Felsenkämme zu durchbrechen; sie warf über den Haufen, änderte ihre Richtung, zerbrach selber an vielen Stellen, wie es die Ausmündungen von Tälern beweisen, welche aus dem Innern nach der Ebne der Ostküste führen und das Bette der Ströme geworden sind, die auf dieser Seite ins Meer rollen: des Bevinco, des Golo, des Tavignano, Fiumorbo und anderer.

Die Felsenlagen dieser dritten Erhebung sind ursprünglich ophiolitisch und ursprünglich calcär, an verschiedenen Stellen von secundärem Erdreiche wieder bedeckt.

Die primitiven Landmassen, welche also den Süden und Westen der Insel einnehmen, bestehen beinahe ganz aus Granit. An ihren Gränzen schließen sie einige Lagen von Gneiß und von Schiefer ein. Beinahe überall ist der Granit bedeckt, und dies ist ein evidenter Beweis, daß die Periode seiner Entlassung derjenigen voraufging, wo sich die Massen im Schooße des Oceans bildeten und sich in horizontalen Lagen auf die cristallinischen Granitmassen legten. Porphyrische und euritische Lager durchstoßen die Granite; eine entschiedene Porphyrbildung krönt die Berge Cinto, Vagliorba und Perturato, die

höchsten Berge von Niolo und bedeckt die Granite. Diese Porphyre sind wiederum von zwei bis drei Fuß mächtigem Grünstein durchschnitten.

Die intermediären Massen nehmen das ganze Cap Corso und den Osten der Insel ein. Sie bestehen in blaugrauen Kalken, in massenhaftem Talk, in Tropfstein, Serpentin, Euphotiden, in Quarz, Feldspath und Porphyren.

Das tertiäre Gelände zeigt sich nur in isolirten Streifen, wie bei S. Fiorenzo, Volpajola, Aleria und Bonifazio. Sie zeigen viele Fossile von Seethieren untergeordneter Gattung, von Meerigeln, Meerkämmen, Polypen, und vielen anderen Versteinerungen in den Kalklagen.

Was nun die Ebnen der Ostküste Corsicas wie die Ebne von Biguglia, Mariana und Aleria betrifft, so sind sie diluviale Anschwemmungen jener Zeit, als die Fluten eine große Menge von Thiergeschlechtern vertilgten. In der Nähe von Bastia hat man unter den diluvialen Fossilen den Kopf eines Lagomys gefunden, eines kleinen Hasen ohne Schwanz, welcher heute in Sibirien lebt.

Corsica besitzt keinen Vulcan, doch Spuren alter Vulcane bei Porto Vecchio, Aleria, Balistro, S. Manza und andern Stellen.

Es scheint fast unglaublich, daß eine Insel wie Corsica, so nahe bei Sardinien gelegen, so nahe bei Toscana und vor allem so nahe bei der Eiseninsel von Elba, so arm an Metallen sein könne, als sie es wirklich ist. Es finden sich freilich zahlreiche Anzeichen metallischer Minen überall, hier von Eisen oder Kupfer, dort von Blei, von Antimonium, Magnesia, Reißblei, Zeichen von Quecksilber, Cobalt, Gold und Silber. Aber sie sind illusorisch wie der Ingenieur Gueymard in seinem Werke über die Geologie und Mineralogie Corsicas es gezeigt hat.

Die einzigen Metall-Minen von Belang, welche ausgebeutet werden können, sind gegenwärtig die Eisenminen von Olmeta und Farinole auf dem Cap Corso, eine Eisenmine bei Venzolasca, die Kupfermine von Linguizzetta; die Antimoniummine von Ersa auf dem Cap Corso, die Magnesiamine bei Alesani.

Dagegen ist Corsica eine unerschöpfliche Schatzkammer der seltensten und köstlichsten Steine, ein Elysium der Geologie. Doch liegen sie unbenutzt, den Schatz hebt Niemand. Es verlohnt sich hier der Mühe, diese prachtvollen Steine im Detail zu ordnen, wie sie die Geologie bisher geordnet hat.

1) Granite. Roter Granit, ähnlich dem orientalischen Granit, zwischen Orto und dem See von Creno.

Corallenroter Granit bei Olmiccia.

Rosenroter Granit bei Cargese.

Roter Granit mit leichtem Violet bei Aitone.

Rosiger Granit von Carbuccia.

Rosiger Granit von Porto.

Rosenroter Granit bei Algajola.

Granit mit Granaten (in der Größe einer Nuß) bei Vizzavona.

2) Porphyre. Variirter Porphyr in Niolo.

Schwarzer Porphyr, rosig gefleckt bei Porto Vecchio.

Blaßgelber Porphyr mit rosigem Feldspath bei Porto Vecchio.

Graugrüner Porphyr mit Amethist an der Restonica.

3) Serpentine.

Grüne, sehr harte, wieder transparente Serpentine bei Corte, bei Matra, bei Bastia.

4) Euriten, Amphiboliten und Euphotiden.

Globuleuser Eurit bei Curso und Girolata, im Niolo &c.

Globuleuser Amphibolit, gemeinhin orbiculärer Granit (die Kügelchen bestehn aus Feldspath und Amphibolen in concentrischen Lagen), in isolirten Blöcken bei Sollucaro, am Taravo, im Tale Campolaggio &c.

Amphibolit mit Cristallen von schwarzer Hornblende in einem weißen Feldspath, bei Olmeto, bei Levie und Mela.

Euphotiden, auch Verde von Corsica und Verde d'Orezza genannt, im Bette des Fiumalto, im Tale von Bevinco.

5) Jaspis und Achate.

Jaspis (in Graniten und Porphyren) im Niolo und im Tale von Stagno.

Achate (ebenfalls in den Graniten und Porphyren) ebendaselbst.

6) Marmor und Alabaster.

Weißer statuarischer Marmor von blendender Schöne, bei Ortiporio, bei Casacconi, bei Borgo de Cavignano &c.

Blaugrauer Marmor bei Corte.

Gelber Alabaster im Tale von S. Lucia bei Bastia.

Weißer Alabaster, halb durchsichtig, geblättert und gefasert, in einer Grotte hinter Tuara, im Golfe von Girolata.

Fünftes Kapitel.

Eine zweite Lection.

Es war eine lehrreiche Lection, welche mir Francesco Marmocchi, weiland Professor der Naturgeschichte, weiland Minister von Toscana und jetzt Fuoruscito und armer Einsiedel, in der allerrosigsten Morgenstunde hoch oben auf dem grünen Berge Cardo gab, da wir zu Füßen unter uns das schöne Mittelmeer hatten, dessen Farbe gerade so war, wie Dante es gesagt hat: color del oriental zaffiro.

„Sehen Sie, sagte Marmocchi, dort drüben zeigt sich der blaue Saum, das ist das schöne Toscana."

O wol, ich sehe Toscana deutlich, ich sehe ganz deutlich das schöne Florenz und mitten in die Uffizien hinein, wo die Bildsäulen der großen Toscaner stehn, Giotto, Orgagna, Nicola Pisano, Dante, Petrarca, Bocaccio, Macchiavelli, Galilei und der göttliche Michelangelo. Es gehen eben dreitausend Croaten unter den Bildsäulen spazieren, die Luft ist so klar, man kann alles sehn und alles hören. Hören Sie, Francesco, was der steinerne Michelangelo eben für einen trefflichen Vers zum Dante spricht:

„Mir ist so lieb mein Schlaf und daß ich bin von Steine;
So lang die Schmach noch dauert, dieses Wehgeschick;
Nichts sehn, nichts hören, das ist nun mein Glück;
Drum weck' mich nicht, sprich leise, ach! und weine!"

Aber sehen Sie, wie dieser dürre braune Fels sich ganz und gar mit Blumen geschmückt hat! Auf seinem Haupte trägt er einen herrlichen Busch von weiß überblüheten Mirten, und seine Brust ist dreifach von Gnadenketten umwunden, von Epheu, von Brombeerranken und von der weißen Waldrebe, der Clematis. — Es gibt nicht schönere Guirlanden als diese Clematiskränze mit den weißen Blütenbüscheln und feinen Blättern; schon die Alten liebten sie vor allen und haben sie gern in horazischen Stunden ums Haupt getragen.

Auf einem Umkreise von wenig Schritten, welche Fülle von Pflanzen neben einander! Da ist Rosmarin und Citisus, hier der wilde Spargel, daneben ein hoher Busch lilablütiger Erika, wieder hier die giftige Euforbia, welche den milchweißen Saft ausströmt, wenn man sie bricht, und hier das sympathische Heliantheмum mit schönen gelben Blüten, welche nach und nach und allgesammt

abfallen, wenn man einen einzelnen Zweig abgerissen hat. Da steht wieder fremd und bizarr, wie ein maurischer Heide der stachlichte Cactus, daneben der wilde Oelstrauch, die Korkeiche, der Lentiscus, die wilde Feige, und zu ihren Füßen blühen die wolbekannten Kinder meines Vaterlandes die Scabiosa, das Geranium, die Malve. Wie schön, durchdringend, stärkend sind diese Wolgerüche, welche all' das blühende Kraut aushaucht, Raute, Lawendel und Mente und all' diese Labieen. Sagte nicht Napoleon auf Sanct Helena, da seine traurigen Gedanken wieder zu seiner schönen Heimatsinsel zurückkehrten: „Alles war dort besser, bis auf den Duft des Bodens; am Wolgeruche allein würde ich mit geschlossenen Augen Corsica erkennen?"

Hören wir nun von Marmocchi Etwas über die Botanik Corsicas im Allgemeinen.

Corsica ist die centralste Provinz des großen Pflanzenreiches der mittelländischen Zone; eines Reiches, welches charakteristisch ist durch die Ueberfülle der duftigen Labieen und der graziösen Caryophylleen. Diese Pflanzen bedecken alle Teile der Insel und durchduften zu jeder Jahreszeit ihre Luft.

Wegen dieser centralen Lage verbindet sich die corsische Pflanzenwelt mit der aller andern Provinzen jenes ungeheuren Pflanzenreiches. Durch das Cap Corso verbindet sie sich mit den Pflanzen Liguriens, durch die Ostküste mit denen Toscanas und Roms, durch die West- und Südküste mit der Pflanzenwelt der Provence, Spaniens, der Berberei, Siciliens und des Orients, und endlich durch die sehr gebirgige und sehr hohe Region des Innern mit dem Pflanzenwuchs der Alpen und der Pyrenäen. Welch' ein wunderbarer Reichtum und welche überraschende Mannigfaltigkeit also in der corsischen Vegetation! Das ist ein Reichthum und eine Mannigfaltigkeit, welche die Schönheit der Gegenden dieser Insel, die schon durch die Natur und den Boden so malerisch sind, unendlich erhöhen.

Einige ihrer Forsten auf den Abhängen der Berge sind so schön wie die herrlichsten Europas; die beiden vorzüglichsten sind die von Aitone und von Vizzavona. Außerdem sind viele Provinzen Corsicas mit unermeßlichen Castanienhainen bedeckt, deren Bäume ebenso gewaltig und fruchtbar sind als die schönsten von den Apenninen oder vom Etna. Olivenpflanzungen, umfangreich gleich Forsten, umkränzen die Hügel und die Täler, welche nach dem Meere sich hinziehen oder seinen Einflüssen offen liegen. Ueberall, selbst auf den rauhen und

zackigen Seiten der hohen Berge schlingen sich die Weinreben um Fruchtbaumgärten und breiten dem Blick ihre grünen Blätter und ihre purpurnen Trauben aus. Fruchtbare Ebnen, golden von reichen Erndten, dehnen sich an den Küsten der Insel hin; und der Waizen wie der Roggen schmücken hie und da die Berghänge mit ihrem frischen Grün, welches mit dem tieferen Grün der Buschwälder und mit den kalten Tönen der Steine und der nackten Felsen so malerisch contrastirt.

Der Ahorn und der Wallnußbaum gedeihen wie die Castanie fröhlich in den Tälern und auf den Höhen Corsicas; die Cypresse und die Meerpinie lieben die minder hohen Gegenden; die Forsten sind voll von Korkeichen und immergrünen Eichen; der Arbutus, die Mirte wachsen zu Bäumen auf. Der Pyrus und besonders der wilde Oleaster bedecken weite Strecken auf den Höhen. Der immergrüne Alatern, der Ginster Spaniens und Corsicas sind mit mannichfaltigen aber immer gleich schönen Haiden vermischt; man unterscheidet unter diesen die Erica arborea, welche oft eine ungemeine Höhe erreicht.

In den Strichen, welche durch Austreten der Ströme und Bäche gewässert werden, wachsen der Ginster vom Etna mit seinen schönen goldgelben Blüten, die Cisten, Lentisken, die Terebinthen überall da wo die Erde nicht von der Menschenhand berührt wird. Tiefer unten, gegen die Plänen, gibt es keinen Holweg noch Tal, welches nicht von der graziösen Lorbeerrose umschattet wäre, deren Zweige gegen die Seeküsten hin sich mit denen der Tamarinden verschwistern.

Die Fächerpalme wächst auf den Felsen am Meeresstrande, und die Dattelpalme, wahrscheinlich aus Africa hergebracht, auf den geschütztesten Stellen der Küsten. Die Cactus opuntia und die amerikanische Agave wachsen überall an warmen, felsigen, dürren Orten.

Was soll ich von den prächtigen Cotyledonen sagen, von den schönen Hülsengewächsen, den großen Verbaceen, den herrlichen gepurpurten Digitalen, welche die Berge der Insel zieren? Und von den Malven, den Orchideen, Liliaceen, Solaneen, den Centaureen und den Disteln, Pflanzen, welche die sonnenheißen, kühlen oder schattigen Gegenden, in welchen ihre natürlichen Sympathieen sie wachsen lassen, so wol verzieren?

Die Feige, die Granate, der Weinstock geben in Corsica gute Früchte, selbst wenn der Landmann sie nicht pflegt, und das Clima

wie der Boden der Küsten dieser schönen Insel sind der Limone und der Orange und den andern Bäumen derselben Familie so günstig, daß sie hier wahre Wälder bilden.

Die Mandel, die Kirsche, die Pflaume, der Aepfelbaum, der Birnbaum, der Pfirsich und die Apricose und im Allgemeinen alle Obstbäume Europas sind hier gemein. In den heißesten Strichen der Insel kommen die Früchte des Johannisbrodbaumes, des Mispelbaumes von mehren Arten, des Brustbeerbaumes zu vollkommner Reife.

Endlich könnte der Mensch, wenn er es wollte, nach den verschiedenen Gegenden und ohne viel Mühe das Zuckerrohr, die Baumwolle, den Tabak, die Ananas, den Krapp und selbst den Indigo mit Erfolg anpflanzen; mit einem Worte, Corsica könnte für Frankreich das Klein-Indien des Mittelmeeres sein.

Diese überaus herrliche Vegetation der Insel wird durch das Clima begünstigt. Das corsische Clima hat drei bestimmte Temperaturzonen, welche sich nach der Bodenerhebung abstufen. Die erste climatische Zone steigt vom Spiegel des Meeres bis zur Höhe von 580 Metres auf, die zweite von da bis zur Höhe von 1950 Metres, die dritte bis zum Gipfel der Berge.

Die erste Zone, also überhaupt die Meeresküste, ist warm wie die parallelen Striche Italiens und Spaniens. Sie hat eigentlich nur zwei Jahreszeiten, den Frühling und den Sommer, selten fällt das Thermometer hier ein oder zwei Grade ünter Null und nur für wenige Stunden. Auf allen Küsten ist die Sonne selbst im Januar warm, aber die Nächte und der Schatten kühl und das in allen Jahreszeiten. Der Himmel bewölkt sich nur für Pausen; der einzige Wind von Südost, der schwere Scirocco bringt anhaltende Nebeldünste, welche der heftige Südwest der Libeccio wieder vertreibt. Auf die gemäßigte Kälte des Januar folgt bald eine Hundstaghitze für acht Monate, und die Temperatur steigt von 8 Graden zu 18 und selbst zu 26 Graden im Schatten. Es ist ein Unglück für die Vegetation, wenn es dann nicht im März oder April regnet, und dieses Unglück ist häufig, doch haben die Bäume Corsicas allgemein harte und zähe Blätter, welche der Dürre widerstehen, wie der Oleander, die Mirte, der Cistus, der Lentiscus, der wilde Oelbaum. In Corsica, wie in allen heißen Climaten, sind die Niederungen, die wasserhaltigen und schattigen Gegenden fast pestaushauchend; man wandelt da nicht Abends, ohne sich lange und schwere Fieber zu holen, welche, wenn

man nicht gänzlich die Luft verändert, mit Wassersucht und Tod endigen.

Die zweite climatische Zone der Insel kommt dem Clima von Frankreich, namentlich von Burgund, Morvan und Bretagne gleich. Da dauert der Schnee, der sich im November zeigt, bisweilen 20 Tage; aber er thut merkwürdiger Weise dem Oelbaum nicht Schaden bis zur Höhe von 1160 Metres, sondern macht ihn noch fruchtbarer. Die Castanie scheint der eigentliche Baum dieser Zone zu sein, denn sie endigt in der Höhe von 1950 Metres und weicht dann den grünen Eichen, den Tannen, Buchen, Burusbäumen und Wachholdern. In diesem Clima wohnt auch der größre Teil der Corsen in zerstreuten Dörfern auf Berghängen und in Tälern.

Das dritte Clima ist kalt und stürmisch wie das Norwegens während acht Monate im Jahre. Die einzigen bewohnten Orte in dieser Zone sind das Niolo und die beiden Forts von Vivario und von Vizzavona. Ueber diese bewohnten Orte hinaus erblickt das Auge keine Vegetation mehr als Tannen, welche an grauen Felsen hängen. Dort wohnt der Geier und das Wildschaf, und dort ist das Voratshaus und die Wiege der vielen Ströme, welche ins Land hinunterrauschen.

Man kann also Corsica als eine Pyramide betrachten, welche in drei horizontalen Stufen sich aufstuft, von denen die unterste warm und feucht, die oberste kalt und trocken ist, und die mittlere an beiden Beschaffenheiten Teil hat.

Sechstes Kapitel.

Gelehrte Männer.

Betrachtet man die Reihe bedeutender Menschen, welche Corsica in kaum hundert Jahren hervorgebracht hat, so muß man staunen, daß eine so kleine und so gering bevölkerte Insel auch in der Production großer Männer so reich ist. Ihre Staatsmänner und Feldherren sind von europäischer Bedeutung, weniger bedeutend freilich ihre wissenschaftlichen Talente, welche bei der Beschaffenheit der Inselnatur und ihrer erznen Geschichte natürlich hinter jenen zurücktreten mußten.

Aber auch die Wissenschaft hat in neuerer Zeit manche gute Kraft von einheimischer Wirksamkeit erzogen, und Namen wie Pompei, Renucci, Savelli, Raffaelli, Giubega, Salvatore Viale, Caraffa, Gregori sind Zierden Corsicas. Es ist bemerkenswert, daß die meisten glänzenden Köpfe unter ihnen dem Advokatenstande angehören. Sie haben sich besonders in der Rechtswissenschaft und in der Geschichtschreibung ihres Landes hervorgethan.

Vor allen zeichnet sich Giovanni Carlo Gregori aus, einer der verdienstvollsten Männer Corsicas, dessen Andenken dort nicht erlöschen wird. Er war im Jahre 1797 in Bastia geboren aus einer sehr angesehenen Familie der Insel. Dem Rechte sich widmend wurde er nach und nach Auditeur in Bastia, Instructionsrichter in Ajaccio, Rat am königlichen Hofe in Riom, dann am Appelhofe von Lyon, wo er auch als Präsident der Academie der Wissenschaften thätig war und am 27. Mai 1852 starb. Außer seinen bedeutenden Studien über das Römische Recht beschäftigte ihn unablässig die patriotische Leidenschaft für die Geschichte Corsicas. Er hatte den Plan gefaßt, sie zu schreiben, er hatte die größten Studien und Materialien dafür gesammelt, aber der Tod überraschte ihn, und der Verlust seiner Arbeit ist für Corsica nicht genug zu beklagen. Indessen hat Gregori seinem Vaterlande schon große Dienste geleistet, er besorgte die neue Ausgabe des nationalen Historikers Filippini, welchen eben er hatte fortsetzen wollen; ebenso besorgte er die Herausgabe der corsischen Geschichtsbücher des Petrus Cyrnacus; im Jahre 1843 gab er ein höchst wichtiges Werk heraus, die Statuten von Corsica. In jüngeren Jahren hatte er auch eine corsische Tragödie Sampiero geschrieben, die ich nicht zu Gesicht bekommen habe.

Gregori unterhielt die lebhaftesten literarischen Verbindungen mit Italien und Deutschland. Seine Kenntnisse waren von einem großen Umfange und seine Thätigkeit von einer echt corsischen Hartnäckigkeit. Unter seinen nachgelassenen Manuscripten befindet sich ein Teil seiner Geschichte Corsicas und die reichen Materialien zu einer Geschichte des Handels der Seenationen. Gregoris Tod erfüllte nicht allein Corsica, sondern auch die Männer der Wissenschaft in Frankreich und in Italien mit tiefem Schmerz.

Er und Renucci haben auch Verdienste um die Bibliothek von Bastia, welche 16000 Bände stark in dem großen ehemaligen Gebäude der Jesuiten aufgestellt ist. Sie haben dieselbe eigentlich erst

geschaffen, und sie ist neben der Bibliothek von Ajaccio die zweite der Insel. Das wissenschaftliche Leben Corsicas ist überhaupt noch sehr jung. Wie der Geschichtschreiber Filippini, der Zeitgenosse Sampieros klagt, ließ die Trägheit, die durch den ewigen Krieg wesentlich kriegerisch gewordene Natur der Corsen und die daraus folgende Unwissenheit die Literatur gar nicht aufkommen. Aber merkwürdig ist es, daß die Corsen im Jahre 1650 eine Academie der Wissenschaften stifteten, deren erster Präsident der Dichter, Advokat, Theolog und Historiker Geronimo Biguglia war. In jener Zeit liebte man es bekanntlich solchen Academieen die wunderlichsten Namen beizulegen; die Corsen nannten die ihrige die Academie dei Vagabondi, Vagabunden-Academie, und weder trefflicher noch passender konnten sie damals den Namen wählen. Der Marquis von Cursay, dessen Andenken in Corsica sehr gefeiert ist, stellte diese Academie wieder her, und Rousseau, selber ein Vagabunde in seinem Leben, schrieb für dieses corsische Institut eine kleine Abhandlung: „welches ist die für Helden notwendigste Tugend, und welches sind die Helden, welchen diese Tugend gemangelt hat?" Auch die Aufgabe ist echt corsisch.

Die literarischen Anstalten — jene Academie ist aufgelöst — sind in Bastia wie in Corsica überhaupt sehr dürftig. Bastia besitzt ein Lyceum und geringere Schulen. Ich wohnte einer Preisverteilung in der ersten Mädchenschule bei. Sie fand im Hofe des alten Jesuitencollegiums statt, welcher zierlich ausgeschmückt und Abends bestens illuminirt war. Die Mädchen, alle weiß gekleidet, saßen in Reihen vor den angesehensten Bürgern und den Behörden der Stadt und empfingen Lorbeerkränze, wenn sie dieselben sich errungen hatten. Die erste Lehrerin rief den Namen der glücklichen Siegerin auf, worauf diese an das Katheder trat und den Lorbeerkranz empfing; den Kranz brachte sie einem der angesehenen Herren der Stadt, ihm stillschweigend die Gunst gebend, sie zu krönen. Was dann in zierlicher Weise geschah. Es wurden solcher Lorbeerkränze ungezählte ausgeteilt und manches liebliche Kind trug deren wol zehn bis zwölf für seine unsterblichen Arbeiten davon, und wußte sie mit einer gleichen Grazie zu empfangen. Doch schien es mir, als schmeichelte man zu sehr den angesehenen Eltern oder alten berühmten Familien, und ohne Aufhören krönte man Fräulein Colonna d'Istria, Fräulein Abbatucci, Fräulein Saliceti, so daß diese jungen Damen mehr Lorbeeren nach Hause trugen, als genug sein würde, die unsterblichen Poeten eines

Säculums zu krönen. Den Schluß dieser graziösen Feier, die wol nichts anderes ist, als eine französische Schmeichelei der Eitelkeit, machte ein kleines Bühnenstück, welches die jungen Mädchen ganz artig aufzuführen wußten.

Eine einzige Zeitung hat Bastia, die L'ère nouvelle, Journal de la Corse, welche auch nur am Freitage erscheint. Ihr Redacteur war bis zum Sommer der Advocat Arrighi, ein talentvoller Mann; der neue Präfect Corsicas, den man mir als einen jungen Beamten ohne Erfahrung schilderte, eifrig bemüht sich bemerklich zu machen, wie ehemals die römischen Präfecten in ihren Provinzen es thaten, bedrohte jede mißliebige Aeußerung der corsischen Presse, der unschuldigsten in der Welt, mit Entziehung der Concession, und zwang so Herrn Arrighi zurückzutreten. Das Journal, ganz bonapartistisch gesinnt, besteht noch fort; das zweite Journal Corsicas ist das Regierungsblatt Ajaccios.

Bastia hat drei Buchhandlungen, von denen die Libreria Fabiani selbst einer deutschen Stadt Ehre machen würde. Gut ausgestattete Werke sind in ihrem Verlage erschienen.

Siebentes Kapitel.

Ein statistisches Kapitel.

Ich habe im Journale Bastias vom 16. Juli 1852 die Statistik Corsicas nach der Berechnung des Jahres 1851 gefunden und teile sie hier mit.

Corsica hatte im	Jahre	1740	nur	120,380	Einwohner,
"	"	1760	"	130,000	"
"	"	1790	"	150,638	"
"	"	1821	"	180,348	"
"	"	1827	"	185,079	"
"	"	1831	"	197,967	"
"	"	1836	"	207,889	"
"	"	1841	"	221,463	"
"	"	1846	"	230,271	"
"	"	1851	"	236,251	"

Nach den einzelnen fünf Arrondissements kamen auf

Ajaccio	55,008
Bastia	20,288
Calvi	24,390
Corte	56,830
Sartene	29,735.

Corsica zerfällt in 61 Cantone, 355 Communen, 30,438 Häuser, 50,985 Haushaltungen.

Männliches Geschlecht	Ledige	75,543	117,938.
	Verheiratete	36,715	
	Wittwer	5,680	
Weibliches Geschlecht	Ledige	68,229	118,313.
	Verheiratete	36,916	
	Wittwen	13,168	

236,187 Einwohner sind römische Katholiken, 54 reformirte Christen. Franzosen durch Geburt, d. h. inbegriffen die Corsen gibt es 231,653.

Naturalisirte Franzosen	353,
Deutsche	41,
Engländer	12,
Holländer	6,
Spanier	7,
Italiener	3806,
Polen	12,
Schweizer	85,
Andre Fremde . . .	285.

An Kranken zählte man im Jahre 1851 2554 Individuen, davon waren 435 auf beiden, 568 auf einem Auge blind, 344 taubstumm, 183 verrückt, 176 Klumpfüße.

Beschäftigung: 32,364 Männer und Weiber waren Ackereigentümer, 34,427 Tagelöhner, 6924 Domestiken. Bauhandwerker (Maurer, Zimmerer, Schlosser, Maler rc.) 3194. Händler mit gewirkten Waaren und Schneider 4517. Händler mit Nahrungsmitteln 2981. Fuhrwerker 1623. Luxushändler (Uhrmacher, Goldschmiede, Graveure rc.) 55. Rentiers: Männer und Weiber 13,160. Staatsbeamte 1229. Communalbeamte 803. Militärs und Marinari 5627. Pharmacisten und Aerzte 311. Geistliche 955. Advocaten 200. Lehrer 635. Künstler 105. Litteraten 51. Liederliche Weiber 91.

Vagabunden und Bettler 688. Kranke im Hospital 85. Eine und zwar die originellste Menschenclasse der Insel ist in dieser Aufzählung nicht bestimmt, ich meine die Hirten. Die Zahl der eigentlichen Banditen gibt man auf 200 an; ebensoviel corsische Banditen mögen in Sardinien flüchtig sein.

Ich gebe nun in Kürze das Nötige über die allgemeine Verwaltung Corsicas, damit man auch hierüber eine klare Vorstellung habe.

Seit dem Jahre 1811 bildete Corsica ein Departement. Ein Präfect, dessen Sitz Ajaccio ist, verwaltet dasselbe; für das Arrondissement Ajaccio versieht er zugleich die Functionen eines Unterpräfecten. Unter ihm stehen in den übrigen vier Arrondissements vier Unterpräfecten. Dem Präfecten steht zur Seite der Präfecturrat von drei Mitgliedern, welcher über die Reclamationen betreffs der Steuern, der öffentlichen Arbeiten, der Gemeinde- und Nationalgüter zu entscheiden hat. Den Vorsitz führt der Präfect, man appellirt an den Staatsrat.

Jedes Jahr versammelt sich der General-Rat, dessen Mitglieder durch die Wähler eines jeden Cantons gewählt werden, in Ajaccio um über die öffentlichen Angelegenheiten des Landes zu beraten. Seine Befugniß ist die Verteilung der directen Steuern unter die Arrondissements. Der General-Rat kann sich nur nach einer Ordonnanz des Staatsoberhauptes versammeln, welcher die Dauer der Sitzung bestimmt. Es gibt für jeden Canton einen Repräsentanten, also im Ganzen 61.

Jedes Arrondissement versammelt in seinem Hauptorte einen Bezirks-Rat von so viel Mitgliedern, als es Cantons hat. Diejenigen Bürger, welche nach französischem Staatsgesetze berechtigte Wähler sind, haben auch das Recht zur legislativen Versammlung zu wählen. Es gibt etwa 50000 berechtigte Wäler in Corsica.

Maires und Adjuncten, welche vom Präfecten ernannt werden, verwalten die Communen; dieses demokratische Recht ist dem Volk geblieben, daß es den Municipalrat erwählen darf, welcher dem Maire zur Seite steht.

Was die Gerichtsbarkeit anbetrifft, so steht das Departement unter dem Appelhofe von Bastia, welcher besteht aus 1 Oberpräsidenten, 2 Kammerpräsidenten, 17 Räten, 1 Auditor-Rat, 1 General-Procurator, 2 General-Advocaten, 1 Substituten, 5 Greffiers.

Der Assisenhof hält seine Sitzungen in Bastia und besteht aus 3 Appel-Räten, dem General-Procurator und einem Greffier; die Sitzungen finden in der Regel alle Vierteljahre statt. Es gibt ein Tribunal erster Instanz in jedem Hauptorte des Arrondissements. Außerdem gibt es in jedem Canton einen Friedensrichter. In jeder Commune befindet sich ein Tribunal der einfachen Municipalpolizei, welches aus dem Maire und seinen Adjuncten besteht.

Die geistliche Verwaltung steht unter der Diöcese von Ajaccio, dessen Bischof, der einzige Corsicas, Suffragan des Erzbischofs von Aix ist.

Corsica bildet die 17. Militärdivision Frankreichs. Ihr Generalquartier ist in Bastia, wo der Divisionsgeneral seinen Sitz hat. Die Gendarmerie, für Corsica so wichtig, bildet die 17. Legion und steht ebenfalls in Bastia. Es gehören zu ihr vier Companien mit vier Chefs, 16 Lieutnantsschaften und 102 Brigaden.

Ich füge noch Einiges über Agricultur und industrielle Verhältnisse hinzu. Der Ackerbau, die Grundlage alles Nationalreichtums, liegt in Corsica sehr im Argen. Das geht schon allein daraus hervor, daß die cultivirten Länder der Insel heute nur ein weniges mehr als drei Zehntel der Oberfläche der Insel betragen. Genau wird die ganze Oberfläche auf 874,741 Hectaren bestimmt. Die Fortschritte des Landbaus werden unendlich erschwert durch das Banditenwesen, die Familienkriege, die Communalländerei, durch den Mangel an Wegen, die große Entfernung der Aecker von den Wohnungen, durch die Ungesundheit der Luft auf den Ebnen, endlich durch die corsische Trägheit.

Wie der Ackerbau in Corsica darniederliegt, so ist auch die Industrie in sehr dürftigem Zustande. Sie beschränkt sich auf die nächsten Bedürfnisse, die notwendigen Artikel des Handwerkes und der Nahrung; die Weiber weben fast überall das braune, grobe corsische Tuch (panno corso), welches man auch pelvue nennt; die Hirten bereiten den Käse und den Käsekuchen broccio; im Golfe von Porto Vecchio allein gibt es Salinen. Sardinen, Thunfische, Corallen werden an vielen Küstengegenden gefischt, aber die Fischerei wird nicht eifrig betrieben.

Corsicas Handel ist ebenfalls gering. Man führt hauptsächlich Oel aus, wovon die Insel eine solche Menge besitzt, daß sie bei größerer Cultur allein für 60 Millionen Franken liefern könnte;

ferner Limonen, Weine, Hülsenfrüchte, Castanien, frische und gesalzene Fische, Holz, Färbepflanzen, Häute, Corallen, Marmor, viel Fabriktabak, namentlich Cigarren, wofür das Blatt eingeführt wird. Eingeführt wird hauptsächlich: Getreide, Korn, Waizen, Reis, Zucker, Caffee, Vieh, Seide, Baumwolle, Lein, Leder, Eisenmineral und gegossenes Eisen, Ziegelsteine, Glas, Tongut.

Die Ausfuhr und die Einfuhr stehn aber in einem schreienden Mißverhältnisse zu einander. Die Douane drückt alle Manufactur und allen Handel nieder; sie verhindert die Fremden ihre Producte für Landesproducte umzusetzen, daher müssen die Corsen das Zehnfache für ihre Gebrauchsartikel in Frankreich zahlen, während man selbst Weine aus der Provence ohne Zoll nach Corsica einführt und so die Weinproduction der Insel herabdrückt. Denn Corsica darf im Ganzen keinen Wein nach Frankreich ausführen, weil Frankreich ein reiches Weinland ist. Selbst Mehl und Gemüse werden aus der Provence für die Truppen auf die Insel geschickt. Tabak auf den Continent auszuführen ist verboten. Das tyrannische Gesetz der Duane lastet ungemein schwer auf der armen Insel, und sie welche jährlich für drei Millionen Artikel aus Frankreich zu kaufen gezwungen ist, setzt an Frankreich selbst nur eine und eine halbe Million ab. An den Schatz aber zahlt Corsica jährlich eine Million 150,000 Franken.

Der Haupthandel der Insel gehört den Häfen Bastia, Ajaccio, Isola Rossa und Bonifazio.

So traurig nun die Lage Corsicas im Ganzen ist, so schützt es wenigstens die geringe Bevölkerung vor der Geißel des Proletariats, welches in den großen Culturländern des Festlandes viel schrecklichere Mysterien aufzuweisen hat, als jene des Banditenwesens und der Blutrache in Corsica sind.

Fünf und achtzig Jahre sind nunmehr, mit geringen Unterbrechungen, die Franzosen in dem Besitze der Insel Corsica, und weder ist es ihnen geglückt, die immer offne Wunde des corsischen Volkes zu heilen, noch haben sie mit allen Mitteln ihrer Cultur mehr für das Land gethan, als einige geringe Verbesserungen. Die Insel, welche Frankreich zweimal ihre Kaiser und zweimal ihre Gesetze dictirt hat, hat davon nichts mehr gewonnen als die Sättigung ihrer Rache. Der Corse wird es nie vergessen, auf welche schmähliche Weise Frankreich sein Vaterland sich zu eigen machte, und niemals lernt ein tapferes Volk seine Bezwinger lieben. Wenn ich die Corsen noch

heute Genua heftig schmähen hörte, sagte ich ihnen: laßt die alte Republik Genua ruhen; ihr habt eure vendetta an ihr vollzogen, ein Corse, Napoleon, hat sie vernichtet — Frankreich hat euch betrogen und um eure Nationalität gebracht, ihr habt eure vendetta an Frankreich vollzogen, denn ihr schicktet ihm einen Corsen Napoleon, der es unterwarf — und auch heute ist dieses große Frankreich eine corsische Eroberung und eure eigne Provinz.

Zwei Kaiser, zwei Corsen auf Frankreichs Trone mit despotischer Gewalt die französische Nation niederbeugend: nun, wenn eine ideelle Vorstellung den Wert des Wirklichen haben kann, so muß man sagen, niemals ist ein unterjochtes tapferes Volk glänzender an seinen Unterjochern gerächt worden. Der Name Napoleon, man darf es behaupten, ist das einzige Band, welches die corsische Nation mit Frankreich zusammenhält; ohne dieses stünde sie zu Frankreich nicht anders als andere eroberte Länder zu ihren fremden Herren. Ich habe bei vielen Schriftstellern die Versicherung gelesen, daß die corsische Nation im Grunde ihres Herzens französisch sei. Ich halte diese Versicherung für einen Irrtum oder eine absichtliche Unwahrheit. Nimmer habe ich mich davon überzeugt. Den Corsen und den Franzosen trennt eine tiefe Kluft der Nationalität, des innersten Wesens und Empfindens. Der Corse ist entschieden Italiener, seine Sprache ist anerkannt einer der reinsten Dialecte des Italienischen, seine Natur, sein Boden, seine Geschichte ketten noch den verlornen Sohn an das alte Mutterland. Die Franzosen selbst fühlen sich auf diesem Eilande fremd, und Soldaten wie Beamte betrachten ihren Dienst daselbst als eine „trostlose Verbannung auf die Ziegeninsel." Der Corse hat nicht einmal das Verständniß eines Naturells, wie es das französische ist, denn er ist ernst, schweigsam, keusch, consequent, ganz und gar ein Mann und fest wie der Granit seines Landes.

Es gibt corsischen Patriotismus noch heute; ich sah ihn bisweilen hervorbrechen. Noch heute regt sich in den Corsen der Groll, welchen das Andenken an die Schlacht von Ponte Nuovo erweckt. Als ich eines Tages über das Schlachtfeld von Ponte Nuovo fuhr und wir die berühmte Brücke sahen, stieß mich ein neben mir sitzender Corse, ein Landmann, heftig an und rief mit leidenschaftlicher Geberde: „Dies ist der Ort wo die Genuesen unsere Freiheit ermordet haben, ich wollte sagen die Franzosen." Man wird den Sinn verstehen, sobald man weiß, daß für den Corsen der Name Genuese

so viel bedeutet als Todfeind, denn der Haß gegen Genua, so sagten mir die Corsen selbst, ist bei ihnen unsterblich. Ein andermal fragte ich einen Corsen, einen wolgebildeten Mann, ob er ein Italiener wäre? Ja, sagte er, weil ich ein Corse bin. Ich verstand das Wort wol und reichte ihm die Hand. Dies nun sind Einzelheiten, Zufälligkeiten, aber oft wirft ein lebendiges Wort, aus dem Munde des Volks vernommen, ein helles Licht in seine Stimmung und enthält plötzlich die Wahrheit, welche nicht in den Büchern schreibender Beamten steht.

Ich habe es vielmal und in allen Teilen des Landes gehört: wir Corsen möchten mit Freuden italienisch sein, denn wir sind ja Italiener, wenn nur Italien einig und stark wäre; so wie es heute steht, sind wir französisch, denn wir brauchen eine große Macht, die uns aufhilft, da wir allein zu arm sind.

Die Regierung thut das Mögliche, um die italienische Sprache durch die französische zu verdrängen. Alle gebildeten Corsen sprechen französisch, und man sagt, gut; die Modesucht, das Bedürfniß, die Aussicht nach Aemtern nötigt vielen das Französische auf. Mit Bedauern stieß ich auch auf solche Corsen, es waren dies allemal junge Männer, welche offenbar aus Eitelkeit unter einander französisch sprachen. Ich konnte mich dann nicht enthalten, mich vor ihnen zu verwundern, daß sie ihre schöne Landessprache so leichtsinnig gegen die Sprache der Franzosen vertauschten. In den Städten spricht man viel französisch, aber das Volk redet nur italienisch, auch wenn es in der Schule oder durch den Verkehr das Französische erlernt hat. In das Innere und in die Berge ist das Französische gar nicht eingedrungen, da hat sich auch die alte, heilige Sitte der Väter, die Unschuld der Naturzustände, die Herzenseinfalt, die Gerechtigkeit, der Edelmut, die Freiheitsliebe unangetastet erhalten. Schlimm wäre es für das edle Volk der Corsen, wenn sie eines Tages die Tugenden ihrer rohen aber großen Väter gegen die raffinirten Sitten einer entnervten Pariser Gesellschaft vertauschten. Die gesellschaftliche Sittenfäulniß Frankreichs hat die französische Nation um ihre Kraft gebracht. Sie hat sich wie eine Ansteckung in die große Gesellschaft der übrigen Länder eingeschlichen und mit der Demoralisation die Unfähigkeit zur That verallgemeinert. Sie hat an den heiligsten Grundlagen der Menschengesellschaft, an der Familie, gerüttelt. Ein Volk aber ist zum Despotismus reif, welches den Geist der Familie verloren hat.

Die ganze heroische Geschichte der Corsen entspringt einzig und allein aus dem Naturgesetze der Unverletzlichkeit und der Heiligkeit der Familie, und selbst ihre freie Verfassung, welche sie im Laufe der Zeit sich gaben und unter Paoli abschloßen, ist nur eine Entwicklung der Familie. Alle Tugenden der Corsen entspringen aus diesem Geiste, sogar die schrecklichen Nachtseiten ihrer Zustände, wie die Blutrache, gehören dieser gemeinsamen Wurzel an.

Wir blicken mit Schaudern auf den Bluträcher, der von den Bergen herabkommt, seines Feindes Sippschaft Glied für Glied zu erdolchen; doch kann dieser blutige Vampyr an Kraft, an Edelmut, Rechtsgefühl und Vaterlandsliebe immer noch ein Held gegen den blutlosen Schleicher sein, wie er in der großen Gesellschaft unserer Civilisation umherschleicht und heimlich die Seelen seiner Mitmenschen aussaugt.

Achtes Kapitel.

Bracciamozzo, der Bandit.

Che bello onor s'acquista in far vendetta.
Dante.

Am zweiten Tage nach meiner Ankunft in Bastia weckte mich gegen die Nacht ein entsetzlicher Lärm in meiner Locanda in der Straße der Jesuiten. Es war nicht anders, als sollten die Lapithen und die Centauren handgemein werden. Ich springe an die Thüre — da gab's im Speisezimmer folgende Scene: der Wirt, furios und schreiend, hat die Flinte auf einen Menschen angelegt, der vor ihm auf den Knieen liegt, andere schreien dazwischen und beschwichtigen. Jener bittet um Gnade: man wirft ihn aus dem Hause hinaus. Es war ein junger Mensch gewesen, welcher sich in der Locanda für einen Marseiller ausgegeben, den vornehmen Herrn gespielt hatte und am Ende nicht bezahlen konnte.

Am zweitfolgenden Tage darnach ging ich in der Morgenfrische über den Platz San Nicolao, den öffentlichen Promenadeplatz der Bastineser, um ein Bad im Meere zu nehmen. Die Henker errichteten eben die Guillotine neben dem Tribunale, und wenn auch nicht

in der Mitte, so doch immer auf dem Promenadeplatze selbst. Carabiniers und Volk umstanden diese grausige Scene, wozu das lachende Meer und die friedlichen Olivenhaine im schneidendsten Contraste standen. Die Luft war dumpf und schwer vom Scirocco. Am Kai standen gruppenweise Marinari und Arbeiter, schweigsam ihre Kalkpfeifchen rauchend und den roten Pfahl anstarrend, und mancher von ihnen in seinem spitzen Barretto, die braune Jacke halb übergehängt, die braune Brust offen, ein rotes Halstuch nachlässig umgeknüpft, sah aus als hätte er mit der Guillotine mehr zu thun als sie zu betrachten. Und in Wahrheit möchte nicht Einer unter dem Volkshaufen stehn, den nicht dasselbe Schicksal treffen konnte das den Banditen erwartete, wenn nämlich der Zufall es wollte, daß die geheiligte Sitte der Blutrache ihn zum Morde und der Mord zum Banditenleben zwang.

Wen wird man richten?

Den Bracciamozzo (Stümmelarm). Er ist erst 23 Jahre alt. Die Sbirren haben ihn in den Bergen gefangen; wie ein Teufel hat er sich gewehrt; sie haben ihm einen Arm zerschossen, den Arm haben sie ihm abgenommen, und er ist geheilt.

Was hat er verbrochen?

Dio mio! Er hat zehn Menschen umgebracht!

Zehn Menschenleben! und warum?

Aus Capriccio.

Ich eilte schnell ins Meer mir durch ein Bad wol zu thun, und dann in meine Locanda zurück, um dem Zuge nicht mehr zu begegnen. Die Eindrücke waren so gräßlich, daß mich in dieser wilden Einsamkeit ein Schauer überfiel. Ich nahm den Dante hervor; mir war zu Mute, als sollte ich eine seiner wilden Phantasien aus der Hölle lesen, wo die Pechteufel die armen Seelen mit Harpunen hinunterstoßen, so oft sie auftauchen wollen, Luft zu schnappen. Meine Locanda lag in der engen und düstern Straße der Jesuiten. Eine Stunde war verflossen, da rief mich ein dumpfes Murmeln und Pferdetrott an das Fenster — Bracciamozzo wurde vorbeigeführt, geleitet von den Todtenbrüdern in ihren Kapuzmänteln, welche vom Gesichte nichts frei lassen als die Augen, die gespenstisch durch die Augenlöcher heraussehen — leibhaftige Dämonengestalten, dumpf vor sich hinmurmelnd, schauerlich, wie aus der Dante'schen Hölle in die Wirklichkeit gesprungen. Der Bandit ging festen Schrittes zwischen

zwei Priestern, von denen der Eine ihm ein Crucifix vorhielt. Es war ein junger Mensch mittlerer Größe, ein schöner bronzener Kopf mit rabenschwarzen krausen Haaren, das Gesicht erblaßt und die Blässe noch gehoben durch einen feinen Schnurrbart. Der linke Arm war ihm auf den Rücken gebunden, der andere war ein Stummel. Sein Auge, wol feurig wie das eines Tigers wenn ihn die Mordlust durchzuckte, war still und ruhig. Im Gehen murmelte er, wie es schien, Gebete. Sein Schritt war sicher und seine Haltung aufrecht. Vorauf ritten dem Zuge Gendarmen, die Schwerter bloß; hinter dem Banditen gingen paarweise die Todtenbrüder; den Zug schloß der schwarze Sarg; ein weißes Kreuz war darauf gepinselt und ein Todtenkopf. Vier Barmherzige trugen ihn. Langsam zog der Zug durch die Jesuitenstraße, gefolgt von der murmelnden Menschenmenge, und so führten sie den Vampyr mit dem zerschossnen Flügel nach dem Blutpfahle. Ich habe niemals eine schauerlichere Scene mit Augen gesehn, und wenige die sich bis auf die kleinsten Züge wider meinen Willen in mein Gedächtniß so hinein daguerreotypirt haben.

Man sagte mir darnach daß der Bandit ohne Zagen gestorben sei, und daß seine letzten Worte waren: ich bitte Gott und die Welt um Verzeihung, denn ich erkenne daß ich viel Böses gethan habe.

Dieser junge Mensch, so erzählte man mir, war nicht eigentlich ein Bluträcher aus persönlichen Veranlassungen, sondern Bandit aus Ehrgeiz geworden. Seine Geschichte wirft viel Licht in die erschreckenden Zustände der Insel. Zur Zeit der Blüte Massonis, der eines Verwandten Blut gerochen hatte und dann Bandit geworden war, trug ihm Bracciamozzo, wie das Volk den jungen Giacomino sofort nannte nachdem ihm der Arm verstümmelt worden war, die Lebensmittel zu. Denn diese Banditen stehen immer im Einverständnisse mit Freunden und mit Ziegenhirten, welche ihnen in ihre Schlupfwinkel Nahrungsmittel bringen und Bezahlung empfangen, wenn Geld vorhanden ist. Giacomino, berauscht von dem Ruhme des tapfern Banditen Massoni, setzte sich in den Kopf, ein gleicher zu werden und sich von ganz Corsica bewundern zu lassen. Er tödtete also einen Menschen, sprang dann in den Buschwald und wurde Bandit. Nach und nach tödtete er zehn Menschen, das Volk aber nannte ihn Vecchio, der Alte, wahrscheinlich deshalb weil er als ein blutjunger Mensch schon so viel Blut vergossen hatte, als ein alter

Bandit. Eines Tages erschoß der Vecchio den allgemein beliebten Arzt Malaspina, den Onkel eines mir gastfreundlichen Mannes aus der Balagna; er hatte sich in einen Busch gestellt und feuerte mitten in die Diligenza, welche von Bastia des Weges kam. Der wilde Teufel sprang dann wieder in die Berge, bis ihn die Strafe ereilte.

Eine Lebensgeschichte so fürchterlicher Art kann also der Mensch in Corsica haben. Niemand verachtet dort den Banditen, welcher weder Dieb noch Räuber ist, sondern nur Kämpfer, Rächer und frei wie der Adler auf den Bergen. Schwärmerische Köpfe entzünden sich an der Vorstellung, durch Waffenthaten Ruhm zu erndten und in den Liedern des Volkes fortzuleben. Das feurige Naturell dieser Menschen, die durch keine Cultur gezähmt sind, welche die Arbeit als Entehrung scheuen, welche nach Thaten dürstend nichts von der Welt kennen als die wilden Berge, in denen sie die Natur mitten im Meere eingeengt hat, scheint wie ein Vulcan einen Ausbruch zu verlangen. Auf einem andern, größeren Raume und unter andern Bedingungen würden dieselben Menschen, welche jahrelang in den Berghölen hausen und in den Buschwäldern mit den Sbirren kämpfen, gewaltige Kriegshelden werden wie Sampiero und Gaffori. Die Natur der Corsen ist die Kämpfernatur, und ich finde keinen passenderen Begriff für sie als welchen Platon der zum Kriegerstande gebornen Menschengattung beilegt, nämlich „eiferartig.“ Die Corsen sind eiferartige Naturen; Eifersucht, Ruhmsucht, Ehrsucht, Rachsucht, all diese verzehrenden Leidenschaften sind die ihren, und sie sind geborne Streiter in jedem Sinne des Wortes.

Nach Bracciamozzo's Hinrichtung war ich neugierig zu erfahren, ob des Abends die Damenwelt auf dem Platze San Nicolao spazieren gehen würde, und ich versäumte nicht mich dort einzufinden. Und siehe da, es wandelten auf dem Platze Nicolao, wo des Morgens das Banditenblut geflossen war, einige Schönen von Bastia. Nichts verriet mehr die Scene des Morgens, es war als wäre nichts geschehn. Auch ich wanderte dort umher, denn das Meer war gar zu wonnesam von Farbe. Die Fischerbarken schwammen darauf mit ihren Lichtchen, und die Fischer sangen das schöne Fischerlied: O pescator dell' onde.

Es gibt in Corsica Nerven von Granit und gar keine Riechfläschchen.

Neuntes Kapitel.

Die Vendetta.

Eterna faremo vendetta.
Corsisches Lied.

Der Ursprung des Banditenwesens ist fast durchaus in der uralten Sitte der Blutrache oder Vendetta zu suchen. Fast alle Schriftsteller, die ich darüber las, leiten die corsische Blutrache aus den Zeiten her, da die genuesische Justiz feil war oder den Mord begünstigte. Ohne Zweifel hat der beständige Krieg und die Stockung der Gerechtigkeitspflege viel dazu beigetragen und jene barbarische Sitte einwurzeln lassen, aber die Wurzel liegt wo anders. Denn die Blutrache findet sich nicht in Corsica allein, sie findet sich auch in andern Ländern, in Sardinien, Calabrien, Sicilien, bei den Albanesen und Montenegrinern, bei den Circassiern, Drusen, Beduinen ꝛc.

Die gleiche Erscheinung muß daher gleiche Bedingungen haben. Sie sind leicht aufzufinden, weil der gesellschaftliche Zustand aller dieser Völker sich ähnt. Alle leben sie in einem kriegerischen Naturzustande, in einer wilden und großen Natur; alle mit Ausnahme der Beduinen sind sie arme Bergvölker, leben also in Gegenden, welche der Cultur nicht leicht zugänglich sind und mit dem Naturzustande die uralten barbarischen Sitten auf das hartnäckigste festhalten. Alle endlich sind sie von dem gleichen Familiengeiste durchdrungen, welcher die heiligste Grundlage ihrer Gesellschaft bildet. Im Naturzustande und in einer durch allgemeinen Krieg und Unsicherheit aufgelösten Gesellschaft wird die Familie ein Staat für sich; die Glieder derselben halten fest zusammen; wo eines verletzt wird, wird der ganze kleine Staat verletzt. Die Familie übt nur durch sich selbst die Gerechtigkeit, ihre Form wird die Rache. Und so geschieht es daß die Blutrache, obwol eine Barbarei, doch aus dem verletzten Rechtsgefühle und aus der natürlichen Liebe zu den Blutsverwandten entspringt, und daß ihre Quelle eine edle, das menschliche Herz ist. Die Vendetta ist eine barbarische Gerechtigkeit. Der Gerechtigkeitssinn der Corsen aber wird schon von den alten Schriftstellern anerkannt und gepriesen.

Zwei edle und große Leidenschaften beherrschen den Corsen, die Liebe zur Familie und die Liebe zum Vaterlande. Bei einem ganz

armen Volke, welches auf einer abgeschiedenen Insel lebt, die obenein noch von einer heroischen Gebirgsnatur ist, müssen diese Leidenschaften sehr mächtig sein und ihm die Welt ersetzen. Die Liebe zum Vaterlande hat jene Heldengeschichte Corsica's erzeugt, die wir kennen und welche eigentlich nichts ist als eine uralte, fort und fort geerbte Blutrache der Corsen gegen Genua; die Liebe zur Familie hat die nicht minder blutige und nicht minder heroische Geschichte der Vendetta erzeugt, deren Trauerspiel noch heute fortgespielt wird. Man muß die Urkraft dieses kleinen Volks wahrlich unbegreiflich finden, da es sich selber auf das Blutigste zerfleischend dennoch zu gleicher Zeit die Stärke besaß, so unablässige und so glorreiche Kämpfe mit den Landesfeinden zu kämpfen.

Die Liebe zu den Seinen ist wie in den alten Heldentagen, so noch heute dem Corsen eine Religion; nur die Liebe zum Vaterlande ist ihm eine höhere Pflicht. Viele Beispiele aus der Geschichte zeigen dies. Wie bei den alten Hellenen die Geschwisterliebe als die höchste und die reinste Form der Liebe überhaupt galt, so ist es auch bei den Corsen. In Corsica gilt das geschwisterliche Verhältniß für das heiligste, und der Name Bruder und Schwester bezeichnet das reinste Glück des Herzens, seinen edelsten Schatz oder seinen schmerzlichsten Verlust. Der älteste Bruder, als die Stütze der Familie, ist eine Person der Verehrung schon an sich. Ich glaube nichts spricht so klar das gesammte Empfinden und das sittliche Wesen eines Volkes aus, als sein Lied. Das corsische Lied ist ganz eigentlich die Todtenklage oder das Rachelied; und die meisten dieser Rachelieder sind die Klagen der Schwester um den Bruder, welcher gefallen ist. Ich habe überhaupt gefunden, daß wo in diesen Gesängen alles Lob und alle Liebe auf den Todten gehäuft wird, es von ihm heißt: er war mein Bruder. Selbst das Weib nennt den Mann im höchsten Ausdrucke der Liebe: Bruder. Es überraschte mich eben dieselbe Ausdrucks- und Gefühlsweise im serbischen Volksliede wieder zu finden, denn auch die Serbin bezeichnet ihren Mann mit dem höchsten Liebesnamen Bruder, und wo bei den Serben der heilige Schwur geschworen wird, schwört man ihn bei dem Bruder. — Bei unverdorbnen Völkern bewahrt sich die Naturreligion des Herzens in ihren einfachsten Empfindungsweisen; sie sind auf das gegründet was das allein dauernde in den Verhältnissen des Lebens ist, denn das Gefühl des Volkes haftet an dem was einfach ist und was besteht. Die

Geschwisterliebe wie die Elternliebe ist das einfachste und das dauerndste Verhältniß auf Erden, weil es leidenschaftslos ist. Die Geschichte des menschlichen Elends aber beginnt mit dem Kain, dem Brudermörder.

Wehe also dem, welcher des Corsen Bruder oder Blutsverwandten erschlagen hat. Die That ist geschehn — der Mörder entspringt aus gedoppelter Furcht, vor der Justiz, welche den Mord bestraft, und vor der Verwandtschaft des Erschlagnen, welche den Mord rächt. Denn sobald die That ruchbar geworden ist, greifen die Verwandten des Gefallenen zu den Waffen und eilen, den Mörder zu treffen. Der Mörder entsprang zum Buschwalde, er klimmt dort vielleicht zum ewigen Schnee empor und lebt mit dem Wildschafe; seine Spur ist verloren. Aber der Mörder hat Verwandte, Brüder, Vettern, einen Vater; die Verwandten wissen, daß sie mit ihrem Blute für die That einstehen müssen. Sie bewaffnen sich also und sind auf ihrer Hut. Das Leben derer, welche im Stande der Vendetta sich befinden, ist nun ungemein elend. Wer die Vendetta zu fürchten hat, schließt sich in sein Haus und verrammelt sofort die Thüren und Fenster, in welchen er nur Schießscharten übrig läßt. Mit Stroh und Matratzen werden die Fenster verkleidet, man nennt dies inceppar le fenestre. Das corsische Haus in den Bergen, schon an sich hoch, fast turmartig, enge, mit einer sehr hohen steinernen Treppe, wird leicht zur Festung. In dieser Schanze hält sich der Corse, immer auf seiner Hut, daß ihn nicht eine Kugel durch das Fenster erreiche. Bewaffnet ackern seine Verwandten, stellen Wachen aus, sind keines Schrittes mehr auf dem Felde sicher. Man erzählte mir von Beispielen, daß Corsen zehn, ja fünfzehn Jahre lang ihre verschanzte Wohnung nicht verließen und in steter Todesangst so lange Zeit ihres Lebens belagert hinbrachten. Denn die corsische Rache schläft nimmer und der Corse vergißt nicht. Es ereignete sich in Ajaccio vor kurzer Zeit, daß ein Mann welcher zehn Jahre in seinem Zimmer gelebt und endlich sich auf die Straße gewagt hatte, bei seiner Rückkehr vor der Schwelle seines Hauses todt niederstürzte. Die Kugel dessen, der zehn Jahre lang über ihm gewacht hatte, hatte ihm das Herz durchbohrt.

Ich sehe hier in den Straßen Bastia's einen Mann umher gehen den das Volk Nasone nennt, weil er eine große Nase hat. Er ist ein Gigant an Gestalt und überdieß noch durch ein zerrissnes

Auge entstellt. Vor Jahren lebte er in dem benachbarten Orte Pietra Nera. Er beleidigte einen aus dem Dorfe. Dieser schwur Rache. Nasone verschanzte sich in seinem Hause und versperrte die Fenster, um vor einem Flintenschuße sich zu schützen. Eine geraume Zeit verging, da wagte er sich eines Tages auf die Straße; augenblicklich sprang sein Feind auf ihn zu, ein Winzermesser in der Hand. Sie rangen fürchterlich, Nasone unterlag, und sein Gegner, der ihm bereits einen Hieb in den Nacken gegeben hatte, machte sich eben daran ihm den Kopf auf einem Baumstumpfe abzuschlagen, als Leute herzukamen. Nasone ward geheilt, jener entwich in die Macchia. Wieder verging eine geraume Zeit. Eines Tages wagte sich Nasone auf die Straße — eine Kugel kam geflogen und fuhr durch sein Auge. Man hob den Verwundeten auf, und wieder siegte seine riesige Natur und heilte ihn. Der ergrimmte Bandit verwüstete nun Nachts den Weinberg seines Feindes und warf Feuer in sein Haus. Nasone zog in die Stadt, und geht da umher als lebendiges Beispiel corsischer Rache, grauenvoll für den friedlichen Fremdling, der sich seine Geschichte erzählen ließ. Ich sah den entsetzlichen Mann eines Tages am Meere, aber nicht ohne seine Doppelflinte; seine Gestalt flößte mir Grauen ein, er war anzusehn wie der Rachedämon selber.

Sich nicht zu rächen gilt bei den echten Corsen für entehrend. Das Rachegefühl ist bei ihnen ein Naturgefühl, eine Leidenschaft welche geheiligt ist. In ihren Liedern hat die Rache einen Cultus und wird gefeiert wie eine Religion der Pietät. Ein Gefühl aber welches das Volk als nationelles und wesentliches in sein Lied aufgenommen hat, ist unaustilgbar und im höchsten Maße dann, wenn es auch das Weib als sein Empfinden geadelt hat. Die meisten Nachelieder der Corsen haben die Mädchen und die Weiber gedichtet, und man singt sie von den Bergen bis zum Strande. Das gibt eine wahrhafte Rache-Atmosphäre, in welcher das Volk lebt und die Kinder aufwachsen, und so saugen sie den wilden Sinn der Vendetta schon mit der Muttermilch ein. In einem jener Lieder wird gesungen: Zwölf Seelen sind noch zu wenig, um des Gefallnen — — Stiefeln zu rächen. Das ist corsisch. — Einen Menschen wie Hamlet, welcher darnach ringt sich mit dem Geist der Blutrache zu erfüllen und das nicht vermag, würden die Corsen für das elendeste aller menschlichen Subjecte erklären. Nirgend in der Welt vielleicht gilt das Menschenblut und das Menschenleben so wenig, als in Corsica.

Der Corse ist bereit es zu vergießen, aber er ist auch bereit zu sterben.

Wer zögert, sich zu rächen, wem vielleicht ein milderer Sinn oder einige Philosophie etwas vom Hamlet gegeben hat, dem raunen die Verwandten zu und Andere beschimpfen ihn, daß er sich nicht gerächt habe. Das nennt man rimbeccare, vorwerfen, eine nicht gerächte Beleidigung erduldet zu haben. Den rimbecco bestrafte das alte genuesische Statut als Aufreizung zum Morde. Es lautet das Gesetz im 19. Capitel dieser Statuten so:

Von denen welche vorwerfen oder rimbecco sagen.

Wenn einer vorwirft oder in seiner Gegenwart zu andern rimbecco sagt, weil er den Tod des Vaters, des Bruders oder anderer Blutsverwandten nicht gerächt habe, oder weil er sich nicht wegen anderer Beleidigungen und Schimpf ihm selber angethan gerächt habe, so soll er für jedes Mal von 25 bis 50 Lire bestraft werden, nach Gutdünken der Behörde und in Rücksicht auf die Eigenschaft der Personen und andere Umstände; und wenn er nicht zahlt oder die Buße innerhalb acht Tagen nicht zahlen kann, soll er auf ein Jahr von der Insel gebannt sein, oder es soll an ihm einmal die Corda angezogen werden, nach Gutdünken des Richters.

Im Jahre 1581 wurde das Gesetz selbst so weit verschärft, daß dem Rimbecco sagenden die Zunge öffentlich durchstochen wurde. — Nun sind es besonders die Frauen, welche die Männer zur Rache antreiben, durch das Rachelied an der Leiche des Erschlagenen und durch das Vorzeigen des blutigen Hemdes. Die Mutter heftet wol auch ihrem Sohne einen blutigen Fetzen vom Hemde des Vaters an das Kleid, als beständige Mahnung, daß er sich zu rächen habe. Die Leidenschaft dieses Volks ist von einer fürchterlichen dämonischen Glut.

In ehemaligen Zeiten hatten die Corsen die ritterliche Fehdesitte den Blutrachekrieg zuvor anzukündigen und auch bis zu welchem Gliede die Rache sich erstrecken solle. Die Sitte ist abgekommen. Bei der engen Verbindung der Sippschaften (parentado) kreuzt sich natürlich die Vendetta; solche kreuzweise Rache nennt man in Corsica vendetta trasversale.

Es hängt nun damit als eine ganz natürliche Folge der corsische Familienkrieg, noch bis auf den heutigen Tag die Geißel des unglücklichen Landes, zusammen. Denn diejenigen Familien welche in

der Vendetta liegen, ziehen sofort alle ihre Verwandte und selbst Freunde mit hinein, und in Corsica gibt es wie bei Nationen ähnlicher Gesellschaftslage auch noch das feste Band des Stammes. So entstehen Familienkriege innerhalb ein und desselben Dorfes oder von Dorfschaft zu Dorfschaft, von Tal zu Tal, und jahrelang wird der Krieg geführt und das Blut vergossen. Blutrache oder geringere Beleidigungen, zufällige Anlässe geben dazu die Gelegenheit, und bei dem Jähzorne der Corsen muß jeder Haber leicht blutig werden, da sie alle bewaffnet sind. Der Krieg erstreckt sich bis auf die Kinder; man kennt Beispiele, daß Knaben aus feindlichen Sippschaften einander erdolcht oder erschossen haben. Es gibt in Corsica gewisse Clientelverbindungen, die Ueberreste der alten Feudalzustände aus der Zeit der Signoren, und besonders hat sich dies Patronat im Lande jenseits der Berge erhalten, wo die Nachkommen der alten Signoren noch in ihren Pansen wohnen. Sie haben keine Lehnsvasallen mehr, aber von ihnen abhängige Leute, Freunde, Verpflichtete, Dienstbare. Leicht schaaren sich diese als Familienanhang zusammen, und dies sind denn nach corsischem Ausdrucke die patrocinatori oder die geniali. Wie im italienischen Mittelalter in den Städten wird also in Corsica der Krieg der Familien noch fortgeführt als letzter Rest der Signorenfehden, wenn man will. Hartnäckig hat die granitne Insel das Altertum festgehalten, und ihre kriegerische Geschichte, der fortdauernde Bürgerkrieg auf ihr, veranlaßt durch den Ehrgeiz und den Kampfesübermut der Signoren, hat dem Lande bis auf den heutigen Tag den Parteigeist aufgedrückt.

In Corsica hat der fürchterliche Begriff Feindschaft seine volle, alte Bedeutung. Der Feind ist dort der Todfeind; wer in Feindschaft lebt geht aus auf Feindesblut und sein eigenes Blut muß er daran geben. Auch wir haben den alten Begriff Todfeind noch aus dem Naturzustande herüber genommen, aber wir drücken mehr Abstractes damit aus. Unsere Todfeinde wollen uns nicht morden, sie thun uns Böses hinter dem Rücken an, sie verleumden uns, sie schaden uns heimlich auf jede Weise, oft wissen wir nicht einmal, wer sie sind. Die Feindschaften in der Civilisation haben in der Regel etwas Gemeines, daher kann der edle Mensch in unserer Gesellschaft nicht mehr Feind sein, er kann nur verachten. Auf den Leib aber gehen sich die Todfeinde in Corsica, die Waffen in der Hand; sie haben sich laut und öffentlich Rache bis aufs Blut

geschworen, und wo sie sich treffen dolchen und schießen sie sich. Das hat etwas fürchterlich Männliches, naturkräftig Wildes, Imponirendes. So barbarisch ein solcher Gesellschaftszustand ist, so nötigt er uns doch, die natürliche Kraft zu achten, zumal da der corsische Bluträcher oft eine wahrhaft tragische Person ist, vom Schicksal, weil von der geheiligten Sitte zum Morde gezwungen. Denn auch ein von Natur edler Mensch kann dort zum Kain werden, und wer auf den Bergen dieser Insel als Bandit umherirrt trägt oftmals nur den Fluch der barbarischen Sitte nicht seiner Bosheit, und kann ein Mensch von solchen Tugenden sein, welche ihn in der bürgerlichen Gesellschaft ehren und auszeichnen würden.

Eine einzige Leidenschaft, aus edler Quelle entsprungen — Rache und nichts mehr als Rache! es ist wunderbar, mit welcher unwiderstehlichen Gewalt sie den Menschen ergreift. Die Rache ist die fürchterliche Schicksalsgöttin der armen Corsen, sie macht ihre Lebensgeschichte. Und so wird hier der Mensch durch eine einzige Leidenschaft zu dem fürchterlichsten Dämon und schonungsloser als der Würgengel, denn er begnügt sich nicht mit der Erstgeburt. Aber so nächtig dunkel die Menschengestalt hier erscheint, so erzeugt diese fürchterliche Leidenschaft wieder ihre lichtvollen Gegensätze. Wo Feinde auf Tod und Leben sind, sind auch Freunde auf Tod und Leben; wo die Rache das Herz mit Tigermordgier zerfleischt, da kommt auch die Menschenliebe und reißt es zu den erhabensten Entschlüssen hin; da ist ein heroisches Selbstvergessen und die göttliche Milde des Verzeihens, und nirgend möchte man die christliche Moral: Liebe deinen Feind, christlicher verwirklicht finden, als in dem Lande der Blutrache.

Oft legen sich auch Mittler, Parolanti genannt, zwischen die Feindschaften, und in ihre Hand schwören die Parteien den Eid der Versöhnung. Der Eid ist heilig wie die Religion; wer ihn gebrochen hat ist vor Gott und Menschen ehrlos und geächtet. Selten wird er gebrochen, aber doch gebrochen, denn im menschlichen Herzen hat der Dämon sein Nest gemacht.

Zehntes Kapitel.

Banditenleben.

Nur weiter! Dies ist seine Fährte offenbar;
Nach spürt dem stummen Rate der Verrätrin Spur!
Denn wie der Spürhund einem angeschoss'nen Reh,
So wittern, seinem Schweiß und Blut nach, wir ihn aus.
Die Eumeniden des Aeschylus.

Wie nun der Corse gezwungen werden kann, als Bandit zu leben, aus der ruhigen Häuslichkeit seines bürgerlichen Lebens urplötzlich in die Bergwildniß geschleudert zu werden und in einen ganz staatlosen Menschen, in ein vogelfreies Wesen sich zu verwandeln, wird aus der Blutrache klar sein.

Der corsische Bandit ist nicht wie der italienische ein Dieb und Räuber, sondern das, was sein Name sagt, ein vom Gesetze Verbannter. Im alten Statute der Insel heißen ursprünglich alle diejenigen Banditi, welche von der Insel verbannt sind, weil sie die Gerechtigkeit in ihre Gewalt nicht hat bekommen können; sie wurden für vogelfrei erklärt, und es war einem Jeden erlaubt einen Banditen, wenn er sich blicken ließ, zu erschlagen. Der Begriff des Verbannten ist also ganz einfach auf alle Menschen übergegangen, welche im Banne des Gesetzes leben.

Die Abgeschiedenheit Corsicas, die Mittellosigkeit, endlich die Vaterlandsliebe hindern oft den flüchtigen Corsen, seine Insel zu verlassen. In früheren Zeiten retteten sich corsische Banditen bisweilen nach Griechenland, wo sie tapfer kämpften, heute flüchten Manche nach Italien, die meisten aber nach Sardinien, wenn sie es vorziehn ihre Heimat zu verlassen. Die Flucht vor dem Gesetze ist nirgend in der Welt leichter, als in Corsica. Denn kaum ist das Blut geflossen, so springt der Thäter in die Berge, welche überall nahe sind, und birgt sich in der schwer durchdringlichen Macchia. Von dem Augenblicke an, da er in die Macchia gegangen ist, heißt er Bandit. Die Verwandten und Freunde wissen allein um seine Spur; so lange es möglich ist, versorgen sie ihn mit dem Nötigsten, und nehmen ihn wol auch in mancher heimlichen Nacht in ihr Haus auf. In der höchsten Not findet der Bandit immer Ziegenhirten, welche ihn versorgen.

Der Hauptschlupfwinkel der Banditen ist zwischen Tor und dem Berge Santo Appiano, in den Wildnissen des Monte Cinto und des

Monte Rotondo, in den unwegsamen Gegenden des Niolo. Dort bedecken tiefschattige Urwälder, welche nimmer eine Art gesehn, und dichteste Buschwälder von Eichengestrüpp, von Albatro, Mirten und Haide die Abhänge der Berge; dunkle vom Wildwasser durchbrauste Schluchten in denen sich jeder Pfad verliert, Hölen und Grotten und zertrümmertes Gestein geben Verborgenheit. Dort lebt der Bandit mit dem Falken, mit dem Fuchs, mit dem Wildschaf ein Leben, welches romantischer und trostloser ist als das des amerikanischen Wilden. Die Gerechtigkeit geht ihren Lauf; sie hat den Banditen in contumaciam verurteilt; der Bandit lacht dessen, er sagt in seiner wunderlichen Ausdrucksweise: ich habe das sonetto empfangen, das heißt die Sentenz in Contumaciam. Die Sbirren spüren auf seiner Fährte, nicht minder die Bluträcher; er ist auf beständiger Flucht, er ist der ewige Jude in den wüsten Bergen. Nun gibt es Kämpfe mit den Gendarmen, heroische, fürchterliche Kämpfe; das Blut häuft sich; aber es ist nicht Sbirrenblut allein; denn der Bandit ist auch ein Bluträcher, nicht die Liebe zu dem elenden Leben, vielmehr die Rache ist es, von der er lebt. Er hat der feindlichen Sippschaft den Tod geschworen; man kann sich vorstellen, wie das Rachegefühl in der fürchterlichen Wildniß der Berge und in der fürchterlichern Einsamkeit unter beständigen Gedanken an den Tod und den Träumen von dem roten Pfahle sich ins Ungeheure steigern muß. Bisweilen kommt der Bandit von den Bergen herab, seinen Feind zu erschlagen; wenn er seine Rache vollzogen hat, verschwindet er wieder in den Bergen. Manchesmal wirft sich der corsische Bandit zum Carl Moor der Gesellschaft auf. Man kennt noch in Corsica die Geschichte des Banditen Capracinta aus Prunelli; die Justiz hatte seinen Vater ungerecht zu den Galeeren verurteilt; der Sohn ging mit einigen Blutsverwandten auf der Stelle in die Macchia, und von den Bergen stiegen diese Rächer von Zeit zu Zeit herab und erdolchten und erschossen persönliche Feinde, Soldaten, Spione; sie fingen eines Tages auch den öffentlichen Henker und vollzogen an ihm selber die Hinrichtung.

Es liegt sehr nahe, daß die Banditen sich oft auch als Werkzeuge Anderer gebrauchen lassen, welche eine Vendetta zu vollziehen haben und nun an jene sich wenden, damit sie ihnen ihren Dolch und ihre Kugel leihen. Bei der großen Verzweigung der Familien auf einem so kleinen Lande muß die Furchtbarkeit der Banditen natürlich wachsen. Sie werden die Blutgeißel des Landes; der Ackerbau

bleibt wüst liegen, der Weinberg wird nicht gepflegt, denn wer wagt sich ins Feld, wenn Massoni oder Serafino ihm droht? Es gibt ferner unter den Banditen Männer, die ehedem gewohnt waren, Einfluß auf Andere auszuüben oder am öffentlichen Leben sich zu beteiligen; in die Wildniß verbannt wird es ihnen unerträglich, außerhalb der Wirksamkeit auf das Leben zu bleiben. Man versicherte mich, daß Einige noch in ihren Hölen und Schlupfwinkeln fortfahren selbst Zeitungen zu lesen, welche sie sich zu verschaffen wissen. Oft üben sie einen schreckenden Einfluß auf die Communalwahlen und selbst auf die Wahlen zum Landesrat aus, und nicht selten haben sie die Zeugen und die Richter bedroht oder sich blutig an ihnen gerächt. Dies und ohnehin die sehr milde Beurteilung der Geschwornen hat zu dem schon vielfach ausgesprochnen Verlangen Grund gegeben, man möchte die Jury in Corsica ganz abschaffen. Es ist nicht zu läugnen, daß das corsische Geschwornengericht unter dem Einflusse der Furcht vor der Banditenrache stehen kann; wenn man ihm aber eine zu milde Aburteilung zum Vorwurfe macht, so wird man ihm in vielen Fällen Unrecht thun, denn das Banditenleben und seine Ursachen wollen aus den Bedingungen der corsischen Gesellschaft betrachtet werden. Ich wohnte einer Sitzung der Jury in Bastia bei, eine Stunde nach der Hinrichtung des Bracciamozzo und in demselben Gebäude, vor welchem er gerichtet worden war; mir schien der Eindruck des Hinrichtungsactes fühlbar in den Mienen der Geschwornen und der Zuschauer, aber nicht in dem Gesichte des Angeklagten. Es war ein junger Mensch, welcher einen Mann erschossen hatte; er hatte ein stumpfes, versteintes Gesicht und sein Schädel sah aus wie eines Negers Schädel, als könnte man ihn zum Amboß gebrauchen. Weder die eben vollzogene Hinrichtung, noch die Feierlichkeit der Assisenhandlung machte auf den jungen Menschen irgend einen moralischen Eindruck; er zeigte nicht die geringste Spur von Befangenheit oder Furcht, sondern antwortete auf alle Fragen des Verhörsrichters mit der größten Kaltblütigkeit, sich kurz und bündig über die Umstände seiner Blutthat auslassend. Ich weiß nicht mehr, zu wie viel Jahren Gefängniß man ihn verurteilte.

Ob wol der corsische Bandit sich niemals durch gemeinen Raub schändet, hält er es doch nicht unter seiner ritterlichen Ehre, Geld zu erpressen. Die Banditen legen Contributionen auf, sie tariren Einzelne, oft ganze Dörfer und Gemeinden nach dem Vermögen, sie

fordern mit Strenge ihren Tribut ein. Als Könige des Buschwaldes legen sie ihre Steuern auf, und man sagt, die Steuerpflichtigen bezahlten ihre Steuer eiliger und gewissenhafter als sie dieselbe je dem Könige von Frankreich bezahlten. Es geschieht sehr häufig, daß der Bandit irgend einem wolhabenden Mann einen Contributionsschein in das Haus schickt mit der Aufforderung ihm so und so viel tausend Franken an einem bestimmten Orte niederzulegen, wenn nicht, so werde er ihn, sein Haus und seinen Acker vernichten. Die übliche Drohformel ist: si preparasse: Er soll sich bereit halten. Andere fallen in die Gewalt der Banditen und müssen ein Lösegeld zahlen. Die Unsicherheit des Verkehrs wird dadurch groß und größer, die Cultur aber wird unmöglich gemacht. Mit dem erpreßten Gelde bereichern die Banditen ihre Verwandten und Freunde und erwerben sich manche Gunst: ihrem persönlichen Leben kommt Geld sonst nicht zu Gute, denn hätten sie es bergehoch aufgehäuft, sie leben dennoch nach wie vor in den Hölen der rauhen Wildniß und auf der Flucht.

Es gibt viele Banditen, welche fünfzehn bis zwanzig Jahre lang das Banditenleben geführt haben und auf so kleinem Raume als ihre Berge ihnen gewähren, in den Kämpfen stets siegreich, sich gegen die gewaffnete Macht behaupten konnten, bis sie dem Banditenschicksale endlich erlagen. Die corsischen Banditen leben nicht in Banden vereinigt, weil sie so das Land nicht nähren würde; auch sträubt sich die corsische Natur dagegen, den Befehlen eines Hauptmanns zu gehorchen. Meistens leben sie zu zweien, in einer Art Waffenbrüderschaft. Auch sie haben unter sich ihre Blutrache und ihre Todfeindschaften; dies ist staunenswert, denn so gewaltig ist das persönliche Rachegefühl des Corsen, daß ein gleiches Elend und ein gleiches Loos den Banditen mit dem Banditen niemals versöhnt, wenn zwischen ihnen die Vendetta bestand. Man erzählt sich von manchem Beispiel, daß ein Bandit den andern um der Blutrache willen in den Bergen gejagt und erschlagen habe. Auch Massoni und Serafino, die Banditenhelden Corsicas aus der jüngsten Vergangenheit, lagen in der Vendetta und schossen auf einander, wenn sie sich trafen. Massoni hatte dem Serafino einen Finger abgeschossen.

Die Geschichte der corsischen Banditen ist reich an heroischen, dämonischen und ritterlichen Charakterzügen. Im ganzen Lande singt das Volk die Banditentodtenklagen, es ist ja das eigne Schicksal und der eigne Schmerz, den es in diesen Liedern klagt. Viele Banditen

sind unsterblich geworden, vor allen glänzt Einer durch seine kühnen Thaten. Er heißt Teodoro, und selber nannte er sich König der Berge. Es hat also Corsica zwei Könige des Namens Theodor gehabt. Teodoro Poli war eines Tages, im Anfange dieses Jahrhunderts, conscribirt worden, er hatte eine Frist gefordert, um das Geld für den Stellvertreter zu beschaffen. Die bewaffnete Macht ergriff ihn aber um ihn einzustellen. Teodoro's Freiheitsliebe und Stolz empörte sich. Er warf sich in die Berge und lebte nun als Bandit. Ganz Corsica riß er zur Bewunderung seiner Kühnheit hin, und er war das Schrecken der Insel; aber keine Gemeinheit befleckte ihn, im Gegenteil rühmte man seine Großmut, und selbst Verwandten seiner Feinde verzieh er. Er war sehr schön und liebte, wie sein Namensvetter der König, eine prächtige und phantastische Kleidung. Mit ihm teilte sein Loos seine Geliebte, welche von den Steuern (taglia) die Theodor auf die Ortschaften legte, in Freuden lebte. Mit ihm war auch ein Bandit Brusco, welchem er unverbrüchliche Freundschaft gelobt hatte, und sein Oheim Augellone. Augellone heißt böser Vogel; es ist nämlich Sitte, daß die Banditen sich sofort Zunamen geben, wenn sie in der Macchia ihre Rolle zu spielen anfangen. Der böse Vogel wurde neidisch auf den Brusco, welchen Teodoro so sehr liebte, und eines Tages stieß er ihm das kalte Eisen etwas zu tief in die Brust. Darauf sprang er ins Gestein. Wie Teodoro den Fall seines Brusco erkannte, schrie er vor Schmerz nicht anders auf als Achill nach dem Falle des Patroclus, und nach der alten Rächersitte ließ er sich den Bart wachsen und schwor, ihn nimmer zu schneiden, wenn er sich nicht in dem Blute des bösen Vogels würde gebadet haben. Es verging eine kleine Zeit, da sah man Teodoro wieder mit geschnittenem Bart. Das sind die kleinen Tragödien, welche in der Bergwildniß auch zwischen den Banditen spielen; denn das menschliche Herz setzt überall seine Leidenschaften fort. Teodoro wurde endlich krank. Ein Spion zeigte den Schlupfwinkel des kranken Löwen an. Da kamen die wilden Wolfshunde, die Sbirren auf die Berge gesprungen — in einer Capanne machten sie den Teodoro todt. Aber zweien hatte er noch ein Andenken an den Kopf geschmettert. Das Volkslied rühmt von ihm, daß er gefallen sei die Pistole in der Hand und das Fucile an der Flanke, come un fiero paladino, wie ein stolzer Paladin. So groß aber war der Respect, welchen dieser König der Berge eingeflößt hatte, daß man selbst noch nach seinem Falle die

ihm schuldige Steuer bezahlte. Denn er hatte noch einen Steuerrest einzufordern gehabt, und die Personen, welche ihn schuldeten, kamen und legten das Geld respectvoll in die Wiege des kleinen Kindes, welches Teodoro mit seiner Königin der Berge erzeugt hatte. Teodoro fand seinen Tod im Jahre 1827.

Berühmt ist auch Gallocchio. Seine Geliebte hatte ihn treulos verlassen, er hatte verboten, daß jemand ihre Hand begehre. Cesario Negroni warb um sie. Der junge Gallocchio gab einem seiner Freunde einen Wink, daß er den Schwiegervater verwunden solle. Die Hochzeitsgäste tanzen lustig, lustig klingen die Geigen und Mandolinen — ein Schuß! Die Kugel verfehlte den Weg und durchbohrte dem Schwiegervater das Herz. Gallocchio wird nun Bandit. Cesario verschanzt sich. Aber Gallocchio jagt ihn aus dem Bau, hetzt ihn durch die Berge, trifft ihn, macht ihn kalt. — Nun floh Gallocchio nach Griechenland und kämpfte dort gegen die Türken. Eines Tages kam die Kunde zu ihm, daß sein leiblicher Bruder in Corsica im Vendettakriege gefallen sei, denn dieser war unablässig fortgeführt worden um den todten Schwiegervater und den todten Cesario. Gallocchio kam zurück und tödtete zwei Brüder des Cesario und noch andere, und die ganze Sippschaft tilgte er aus. Der rote Gambini war sein Begleiter; mit ihm vereint schlug er die Gendarmen, und einen banden sie an den Schwanz eines Pferdes und schleiften ihn so über das Gestein. Gambini floh nach Griechenland, wo ihm die Türken den Kopf abschnitten; Gallocchio aber starb im Schlafe, denn ein Verräter erschoß ihn.

Berühmt ist auch Santa Lucia, Giammarchi welcher den Buschwald hielt 16 Jahre lang, Camillo Ornano, der die Berge hielt 14 Jahre, Joseph Antommarchi, welcher 17 Jahre Bandit war.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Corsica wurde der berühmte Bandit Serafino erschossen; man hatte ihn verraten und seinen Tod hatte er im Schlafe gefunden. Auch Arrighi und der furchtbare Massoni hatten kurz vorher ihr Ende gefunden; es war so wildromantisch wie ihr Leben war.

Massoni war ein Mensch von kühnstem Geiste und einer beispiellosen Energie; er war der Sohn einer wolhabenden Familie aus der Balagna. Die Blutrache hatte ihn in die Berge getrieben. Dort lebte er, von seinen Verwandten unterstützt und von den Hirten begünstigt, viele Jahre lang und tödtete in vielen Kämpfen eine große

Zahl von Sbirren. Mit ihm war sein Bruder und der tapfere Arrighi. Eines Tages suchte ein Mann der Provinz Balagna, welcher Verwandtenblut an einer mächtigen Familie zu rächen hatte, Massoni auf und bat um seinen Beistand. Der Bandit nahm ihn gastfrei auf, und da es ihm an einer Malzeit fehlte, ging er zu einem Hirten auf dem Monte Rotondo und forderte von dem ein Lamm. Der Hirte gab ihm eines aus seiner Heerde. Massoni aber wies es von sich, indem er sagte: du gibst mir ein mageres Lamm, und doch will ich heute einen Gast ehren, siehe da jenes ist fett, das will ich haben; und auf der Stelle schoß er das fette Lamm nieder und trug es in seine Höle.

Der Hirte ergrimmte über diese Gewaltthat. Auf Rache sinnend stieg er eilends den Berg hinab und zeigte den Sbirren den Schlupfwinkel Massonis an. Das Lammesblut wollte der Hirte rächen. Die Sbirren stiegen in großer Zahl in die Berge. Diese corsischen Gendarmen, mit der Natur des Landes wol vertraut und im Banditenkampfe geübt, sind nicht weniger tapfer und verwegen als das Wild, das sie jagen. Ihr Leben ist in steter Gefahr, wenn sie sich in die Berge wagen; denn die Banditen sind wachsam, sie spähen mit ihren Fernröhren, welche sie stets mit sich führen, aus ihren Schlupfwinkeln, und wenn sich Gefahr zeigt, sind sie auf und davon und behender als der Muffro, das wilde Schaf; oder sie lassen den Häscher auf Schußweite herankommen, und nie verfehlen sie ihr Ziel.

Die Sbirren also stiegen in die Berge; der Hirt voran; auf nur ihm bekannten Pfaden krochen sie die Felsen empor. In einer Höle lagen die Banditen. Sie war fast unzugänglich, durch einen Busch verdeckt. Arrighi und Massonis Bruder lagen in dieser Höle, Massoni aber saß hinter dem Busche auf der Wacht.

Auf einem Pfade waren die Sbirren über der Höle emporgekrochen, andere hatten den Schlund besetzt. Die dort oben lagen, blickten auf den Busch, ob sie etwas entdecken möchten. Ein Sbirre nahm einen Stein und warf ihn auf den Busch, in welchem er etwas Schwarzes zu bemerken glaubte. Augenblicks sprang ein Mann hinter dem Busche auf und feuerte eine Pistole ab, die zu wecken, welche in der Höle lagen. Aber in demselben Augenblicke knallten auch die Häscherflinten, und Massoni stürzte todt vor der Höle nieder.

Wie die Schüsse fielen, sprang ein Mann aus der Höle, Massonis Bruder. Gleich der Bergziege setzte er in wilden Sprüngen von

Klippe zu Klippe, von Kugeln umsaust: Eine traf ihn tödlich, so daß er ins Gestein stürzte. Arrighi, der alles sah, was vorging, hielt sich in der Höle. Die Gendarmen drangen behutsam vor, doch wagte Niemand in die Grotte einzudringen, bis endlich die Waghalsigsten hineinstiegen. Niemand war darin sichtbar; trotzdem ließen sich die Häscher nicht irren und bestanden darauf, daß die Höle noch ihren Mann verberge. Ihr Eingang wurde besetzt.

Es kam die Nacht. Man zündete Fackeln und Lagerfeuer an. Man beschloß Arrighi auszuhungern; Morgens gingen Einige an die der Höle nahe Quelle, um Wasser zu schöpfen. Da fiel ein Schuß und noch Einer, und zwei Sbirren stürzten. Ihre Gefährten feuerten wutschreiend ihre Flinten gegen die Höle ab. Alles war still.

Nun galt es die beiden Todten oder Sterbenden zu holen. Man zauderte lange, dann entschlossen sich einige, und wieder kostete es einem das Leben. Noch ein Tag verging. Jetzt fiel Einer auf den Gedanken, den Banditen wie einen Dachs auszuräuchern, ein Mittel, das man schon in Algier mit Erfolg angewandt hatte. So türmte man denn vor dem Eingange der Höle trocknes Holz auf und zündete es an, um den Banditen zu vertreiben; aber der Rauch verzog sich durch die Spalten. Arrighi hörte jedes Wort, das man sprach, und hielt förmlich Dialoge mit den Sbirren, welche ihn weder sehen noch treffen konnten. Er weigerte sich, sich zu ergeben, wofür man ihm Gnade versprochen hatte. Endlich ließ der Procurator, den man von Ajaccio gerufen hatte, Militär und einen Ingenieur aus der Stadt Corte holen. Der Ingenieur sollte sein Gutachten abgeben, ob die Höle wol mit Pulver zu sprengen sei. Der Ingenieur kam und erklärte, daß es möglich sei, in die Höle Petarden zu werfen. Arrighi hörte was man verhandelte, und der Gedanke, mit der Höle im Trümmergraus aufzuknallen, jagte ihm ein solches Entsetzen ein, daß er die Flucht beschloß.

Er wartete die Nacht ab, rollte dann einige Steine in einer falschen Richtung hinab und sprang von Fels zu Fels, einen andern Berg zu erreichen. Hinter ihm her knallten ins Ungewisse die Flintenschüsse der Sbirren. Eine Kugel traf ihn am Schenkel. Er blutete stark und seine Kräfte erschöpften sich; als es nun Tag wurde, verriet ihn die Blutspur, wie das wunde Wild durch seinen Blutschweiß sich verrät. Auf der Fährte die Sbirren. Arrighi hatte sich ermattet unter einen Felsblock geduckt. Ein Sbirre hatte sich auf diesen

Felsblock aufgeschwungen, die Flinte zum Schusse fertig. Arrighi streckte den Kopf hervor, sich umzuschauen, ein Knall, und die Kugel hatte ihm den Kopf zerschmettert.

So starben jene drei Rächer vom Berge, glücklich, daß sie nicht am roten Pfahle endeten. So groß aber war die Achtung, in welcher sie beim Volke standen, daß keiner der Umwohner des Monte Rotondo sein Maultier hergeben mochte, um die Leichen der Gefallnen fortzubringen. Denn, sagten diese Leute, wir wollen keinen Teil an dem Blute haben, das ihr vergossen habt. Als nun die Maultiere aufgetrieben waren, lud man die Todten, Banditen und Sbirren, auf ihren Rücken, und so stieg der Sbirrenzug die Berge herab nach Corte, acht Todte über die Sättel der Maultiere gehängt, acht Männer, die im Banditenkampf erschlagen waren.

Wenn dieses Eiland Corsica all das Blut, welches auf ihm im Laufe der Zeiten vergossen wurde, Schlachtenblut und Vendettablut wieder ausspeien wollte, so würde es seine Städte und Dörfer überfluten und sein Volk ersäufen und das Meer rot färben vom Inselufer bis nach Genua. Hier hat der rote Tod wahrhaft sein Reich aufgeschlagen.

Man möchte es nicht glauben, was der Geschichtschreiber Filippini erzählt, daß in dreißig Jahren seiner Zeit 28000 Corsen sich aus Rache gemordet haben. Nach der Berechnung eines andern corsischen Geschichtschreibers finde ich, daß in 32 Jahren bis auf das Jahr 1715 28715 Morde in Corsica verübt worden sind. Derselbe Geschichtschreiber berechnet, daß nach dieser Zahl die Summe der durch die Vendetta Ermordeten innerhalb des Zeitraums vom Jahre 1359 bis zum Jahre 1729 gewesen sei: 333000. Ebenso viel, meint er, müsse man an Verwundeten rechnen. Das gäbe also 666000 Corsen, welche von Mörderhand geschlagen wurden. Dies Volk gleicht der Hyder, ob man ihr alle Köpfe abhaut, doch wachsen sie von neuem.

Nach der Anrede, welche der Präfect Corsicas vor dem versammelten Departements-Generalrate im August 1852 gehalten hat, sind seit 1821 4300 Morde (assassinats) in Corsica verübt, in den letzten vier Jahren deren 833, in den letzten zwei Jahren 319, in den ersten sieben Monaten des Jahres 1852 aber 99 Mordthaten geschehen.

Die Insel zählt 250000 Einwohner.

Die Regierung will die Blutrache und das Banditenwesen durch

die allgemeine Entwaffnung ausrotten. Ob und wie das ausführbar sein wird, weiß ich nicht. Unheil wird es genug geben, denn man wird die Banditen nicht zugleich entwaffnen können, und ihre Feinde werden dann waffenlos ihren Kugeln ausgesetzt sein. Das Banditenwesen, die Familienkriege, die Vendetta, welche das Gesetz nicht hat überwältigen können, haben es bisher nötig gemacht, das Tragen der Waffen zu gestatten. Denn weil das Gesetz den Einzelnen nicht schützen kann, muß es ihm überlassen, sich selbst zu schützen, und so geschieht es, daß die corsische Gesellschaft sich gleichsam außer dem Staate befindet, in dem Stande des Naturrechts und der gewaffneten Notwehr. In unserem Jahrhundert ist eine solche Erscheinung in Europa fremd und schrecklich. Pistolen und Dolche zu tragen ist schon lange verboten; alles aber trägt hier die Doppelflinten, und halbe Ortschaften fand ich unter Waffen, wie im Kriege gegen andringende Barbaren, ein Anblick von bizarrer Wildheit, diese trotzigen Männer im Pelone und der phrygischen Mütze in einsam düstern Felsgegenden um sich her zu sehen, alle den ledernen Kartuschengurt um den Leib, und die Doppelflinte auf der Schulter.

Es möchte wol kein anderes Mittel geben, die Blutrache, den Mord und das Banditenleben sicher zu vertilgen, als die Cultur. Aber nur langsam schreitet die Cultur in Corsica vor. Colonisation, Anbahnung von Wegen durch das Innre, Steigerung des Verkehrs und der Production welche auch die Häfen beleben würde — dieses wäre wol eine allgemeine Entwaffnung des Landes. Die französische Regierung, ganz unmächtig gegen den corsischen Trotz, verdient die gerechtesten Vorwürfe, daß sie eine Insel, welche das schönste Klima, fruchtreiche Landstriche, eine das ganze Mittelmeer zwischen Spanien, Frankreich, Italien und Afrika beherrschende Lage und die herrlichsten Golfe und Ankerplätze besitzt, welche reich ist an Forsten, an Mineralien, an heilsamen Quellen und an Früchten, und von einem tapfern, kühnen, zu großen Dingen befähigten Volke bewohnt wird — daß sie Corsica zu einem Montenegro oder zum italienischen Irland werden läßt.

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Die nächsten Gegenden des Cap Corso.

Das Cap Corso ist die lange und schmale Halbinsel, in welcher Corsica gegen Norden ausläuft. Das rauhe Gebirge, die Serra genannt, durchzieht sie und erhebt sich im Monte Alticcione und im Monte Stello zu mehr als 5000 Fuß Höhe. Zu beiden Küsten senkt es liebliche Täler ab.

Man hatte mir viel gesagt von der Schönheit der Täler dieses Ländchens, von ihrem Reichtum an Wein und Orangen, und von den milden Sitten der Bewohner, so daß ich mit rechter Freude meine Wanderung antrat. Gleich der erste Eintritt in den Canton S. Martino ist auch festlich, da eine gute Straße durch Olivenhaine längs des Gestades fortführt. Kapellen im Grün, bekuppelte Familiengrüfte, einsam gelegene Häuschen am Strande, hie und da ein verlassener Turm, in dessen Ritzen der wilde Feigenbaum nistet und dem zu Füßen der stachlichte Cactus wuchert, machen das Land malerisch. Ganz Corsica ist mit diesen Türmen umstellt, welche Pisaner und Genuesen bauten, die Küsten gegen den räuberischen Saracen zu schützen. Sie sind rund oder viereckig, einzeln stehend, aus braunem Granite. Ihre Höhe beträgt nur dreißig bis fünfzig Fuß. Eine Wachmannschaft lag darin und alarmirte die Gegend, wenn die Corsaren nahten. Alle diese Türme sind nun verlassen und stürzen allmälig ein. Sie geben dem corsischen Strande einen überaus romantischen Charakter.

Es war ein schönes Wandern in der stralenden Morgenfrühe, da der Blick das Meer mit den schöngeformten Eilanden Elba, Capraja und Monte Cristo umfaßte, und wieder von dem Wechsel

der Berge und der Täler in unmittelbarer Meeresnähe erfreut ward. Amphitheatralisch umschließen hier die Höhen kleine, blühende, schattige Täler, welche Bäche durchrauschen. Im Cirkel umher stehn die schwarzen Dörfer mit schlanken Kirchentürmen und alten Klöstern; auf den Talwiesen treibt die Hirtenwelt ihre Geschäfte, und wo sich das Tal zum Ufer öffnet, steht jedesmal ein Turm und ein weltverlassenes Hafenörtchen, in welchem ein paar Fahrzeuge ankern.

Jeden Morgen kommen mit der Sonne Schaaren von Frauen und Mädchen aus dem Cap Corso nach Bastia, ihre Früchte zu Markt zu tragen. Für die Stadt wird ein zierlich Kleid angelegt, ein blaues oder ein braunes, und das sauberste Tuch als Mandile um das Haar geschlungen. Es ist ein reizender Anblick diese Gestalten am Meeresufer im Morgenlichte einherschreiten zu sehn, auf dem Kopfe die saubern Körbe, aus denen Goldfrüchte lachen; und nicht leicht möchte es etwas Graziöseres geben, als ein schönes schlankes Kind, welches einen Korb voll Trauben auf dem Kopfe tragend, leichtfüßig daherkommt wie eine Hebe oder Tizians Tochter. Sie kamen alle des Weges vorüber plaudernd, scherzend mit demselben schönen Gruße Evviva. Nichts Besseres kann der Mensch dem Menschen anwünschen, als daß er leben solle.

Doch nun vorwärts, denn die Sonne steht im Löwen und wird in zwei Stunden grimmig werden. Hinter dem Turme von Miomo gegen den zweiten Pieve Brando zu, hört auch der Fahrweg auf, und man muß nun klettern gleich der Ziege, denn nur an wenigen Stellen des Cap Corso gibt es fahrbare Verkehrsstraßen. Von der kleinen am Strande ganz hinverlornen Marina di Basina stieg ich aufwärts in die Berge, auf welchen die drei Communen liegen, die den Pieve von Brando bilden. Der Weg war rauh und steil, doch erquicklich durch Bäche die herunterrauschen und durch die Ueppigkeit der Gärten. Das ganze Gestade ist mit ihnen bedeckt, voll Reben und Orangen und Oelbäumen, an denen Brando besonders reich ist. Der Feigenbaum hängt seine reifen Früchte nieder und hält dem schmachtenden Munde still, unähnlich dem Baume des Tantalus.

In einem der Uferabhänge befindet sich die schöne Stalactitenhöle von Brando, welche vor nicht langer Zeit entdeckt wurde. Sie liegt in den Gärten eines zurückgezognen Officiers. Ein Emigrant aus Modena hatte mir einen Brief an diesen Herrn mitgegeben und so suchte ich ihn denn in seiner Besitzung auf. Sie ist überaus herrlich.

Das ganze Ufer hat der Colonel zu einem Garten umgeschaffen. Derselbe hängt über dem Meere träumerisch und kühl von stillen Oelbäumen, von Mirten und von Lorbeern; Cypressen und Pinien einzeln oder in Gruppen, Blumen überall, Epheu um die Mauern, die Rebengewinde mit Trauben belastet, Orangen, Baum an Baum, ein Landhäuschen still im Grün versteckt, eine kühle Grotte tief in der Erde, Welteinsamkeit, Ruhe, ein Blick in den smaragdnen Himmel und das Meer mit seinen eremitischen Inseln, ein Blick in das eigne glückselige Menschenherz; ich weiß nicht, wenn man hier wohnen soll, so lange man noch jung ist, oder wenn man schon alt ist.

Aus der Villa sah ein ältlicher Herr heraus, wie er mich den Gärtner nach dem Colonel fragen hörte und winkte mir herauf. Wer der Mann sei, das hatte mir schon der Garten gesagt, und nun sagte es mir auch das kleine Zimmer in das ich eintrat. Die Wände waren mit sinnvollen Emblemen bemalt; da sah ich die Stände welche sich verbrüdern, dargestellt in einem Landmanne, einem Soldaten, einem Priester und einem Gelehrten, die sich die Hände reichen. Dort saßen die fünf Racen, Europäer, Asiate, Mohr, Australier, Rothaut einmütig um einen Tisch, hielten die Becher in der Hand und tranken Brüderschaft, gar lustig umrankt von tanzenden Rebenguirlanden. Sogleich erkannte ich, daß ich in dem schönen Lande Icarien war und daß ich zu keinem andern Manne gekommen sei, als zu dem vortrefflichen Oheim aus Goethes Wanderjahren. Und so war es auch; der Herr war ledig und der Oheim, humanistischer Socialist, segenverbreitender Landmann von stillem, großem Wirken.

Er kam mir heiter ruhig entgegen, das Journal des Debats in der Hand, freudig lächelnd über das, was er darin gelesen hatte.

„Ich habe in eurem Garten und in eurem Zimmer, Signore, den Contrat Social des Rousseau gelesen und ein Stückchen aus der Republik des Platon. Ihr zeigt mir, daß ihr ein Landsmann des großen Pasquale seid."

Wir sprachen allerlei über die Welt, die Menschlichkeit und die Barbarei, und wie die Theorie sich so unmächtig erweise. Doch sind dies alte Geschichten und jeder denkende Mensch hat sie wol bedacht und besprochen.

So gedankenvoll angeregt ging ich in die Grotte hinunter, nachdem ich dem seltnen Manne Lebewol gesagt hatte, der mir dichterisch Geschautes so überraschend ins Wirkliche übertragen. Wunderlich ist

doch diese Insel! Gestern ein Bandit, welcher zehn Menschenleben aus Capriccio gemordet hat und zum Blutgerüste geführt wird, heute ein praktischer Philosoph der Menschenverbrüderung; beide gleich echte Corsen, aus der Geschichte ihres Volkes hervorgegangen. Unter den blühenden Bäumen des Gartens hingehend aber sagte ich mir, daß es nicht schwer sei im Paradiese die Menschen zu lieben. Ich glaub daß die wunderbare Macht des ersten Christentums daher kommt, weil seine Lehrer arme und wol unglückliche Leute waren.

Der heilige Paulus, erzählt die corsische Sage, landete einst auf dem Cap Corso, dem Promontorium Sacrum, wie es in alten Zeiten hieß, und predigte hier das Christentum. Es ist unbezweifelt, daß die christliche Religion zuerst auf dem Cap Corso Eingang fand, als sie nach der Insel hinüberkam. So ist denn dies Ländchen ein von Alters her der Humanität geweihter Boden.

Eine Gärtnerin führte mich zur Grotte. Sie ist weder sehr hoch, noch sehr tief und ein Zusammenhang von Kammern und Gemächern, die man bequem durchschreitet. Von den Decken hängen Lampen. Die Gärtnerin zündete sie an und ließ mich allein. Nun erhellte das matte Dämmerlicht diese schöne Krypta von so bizarren Tropfsteinbildungen als nur ein gothischer Architect in Spitzbögen, Säulenknäufen, Tabernakeln und Rosetten sich erdenken kann. Die Grotte ist die älteste gothische Kirche Corsicas, die Natur hat sie im reizenden Phantasiespiele so gebaut. Als die Lampen flimmerten und das hellgelbe Tropfgestein überlichteten und durchschimmerten, war es doch ganz und gar eine Unterkirche. In dieser Dämmerung verlassen sah ich das folgende Märchenbildchen aus Tropfstein.

Eine wunderbare Jungfrau saß ganz in weiße Schleier gehüllt auf einem Trone von dem klarsten Alabaster. Sie regte sich nicht. Auf dem Haupte trug sie eine Lotosblume und auf der Brust den Karfunkelstein. Das Auge konnte gar nicht von der verschleierten Jungfrau lassen, denn sie erweckte die Sehnsucht. Vor ihr knieten viele kleine Zwerge, die armen Tröpfe waren alle aus Tropfstein und trugen gelbe Kronen aus dem allerschönsten Tropfstein. Sie regten sich nicht. Aber sie hielten alle die Hände nach der weißen Jungfrau ausgestreckt, als wollten sie ihr den Schleier heben, und es tropfte aus ihren Augen bitterlich. Mir schien es, als sollte ich Einige kennen und bei Namen rufen. „Dies ist die Isis,“ sagte die Kröte satirisch. Sie saß auf einem Steine, und ich glaube, sie hielt

mit ihren Augen alle verzaubert. „Wer nicht das rechte Wort weiß und will den Schleier der schönen Jungfrau heben, der wird wie diese ein Tropf. Fremdling, willst du das Wort sagen?“ —

Nun wollte ich eben einschlafen, weil ich sehr müde war, und die Luft in der Grotte so dunkel und so kühl, und weil auch die Tropfen so melancholisch niederfielen, da kam die Gärtnerin in die Grotte und rief: „Es ist Zeit!“ — Zeit? den Schleier der Isis zu heben, o ihr ewigen Götter — — „Ja, Signore, wieder hinauszugehen an die schöne Sonne und in den lebendigen Garten.“ Dieses sagte die Gärtnerin; es dünkte mich wolgesagt, so daß ich ihr auf der Stelle folgte. —

Seht dieses Fucile, Herr; das haben wir in der Grotte gefunden, ganz mit Tropfstein überzogen, und daneben lag menschliches Gebein. Es war wol eines Banditen Flinte und Gebein. Der Aermste hat sich gewiß in dieser Höle verkrochen gehabt und ist drinnen wie das wunde Wild gestorben. — Nichts war von der Flinte mehr über, als der rostige Lauf. Manchem mag er die Rächerkugel ins Herz gewettert haben. Nun halte ich ihn hier in der Hand wie ein Fossil grausiger Geschichte ans Licht gegraben, und er thut seinen Mund auf und erzählt mir Vendettageschichten.

Zweites Kapitel.

Von Brando nach Luri.

Wohin doch hier durch die Berghöh'n wanderst du einsam,
Ganz unkundig der Gegend?

Odyssee.

Nun stieg ich nach Erba Lunga hinab, einem schon ziemlich lebhaften Strandörtchen, von dessen Hafen jeden Tag Fischerbarken nach Bastia auslaufen. Die entsetzliche Hitze zwang mich dort einige Stunden zu rasten.

Hier war einst der Sitz der mächtigsten Signoren vom Cap Corso, und da steht über Erba Lunga das alte Schloß der Herren dei Gentili. Mächtig ragen noch seine schwarzen Mauern von einem Felsenberge. Die Gentili herrschten über das Cap Corso neben den

da Mare. Den da Mare gehörte auch die ganz nahe liegende Insel Capraja, welche von den gewaltthätigen Herren sehr bedrückt im Jahre 1507 ihnen sich durch einen Aufstand entzog, und unter die Bank von Genua sich stellte. Immer stand das Cap Corso schon seiner Lage wegen im Rufe genuesischer Gesinnung und seine Bewohner galten als unkriegerisch. Auch heute noch sehen die Bergcorsen auf das milde und rührige Völkchen der Halbinsel mit Geringschätzung herab. Der Geschichtschreiber Filippini sagt von den Capcorsen: „Die Einwohner des Cap Corso kleiden sich gut und sind wegen ihres Handels und der Nachbarschaft des Festlandes viel häuslicher als die anderen Corsen. Unter ihnen herrscht eine große Rechtlichkeit und große Treue. Ihre Industrie besteht allein in Wein, welchen sie nach dem Festlande ausführen." Schon zur Zeit Filippinis war der Wein vom Cap Corso berühmt und meistens von weißer Farbe. Den besten Ruf hat der Wein von Luri und von Rogliano; er gehört zu den trefflichsten Sorten, welche Südeuropa hervorbringt und gleicht dem Spanier, dem Cyper und dem Syracuser. Doch ist das Cap Corso auch reich an Orangen und an Limonen.

Wandert man in diesen Höhen weiter, den Meeresstrand verlassend, so sieht man wenig von den Reizen des schönen Ländchens, denn diese liegen versteckt in den Tälern. Das ganze Cap Corso ist ein System von solchen Tälern nach beiden Seiten des Meeres zu. Aber die Berge selbst sind rauh und schattenlos, ihr Gebüsch schützt nicht vor der Sonne. Kalkgestein, Serpentin, Talkschiefer, Porphyre zeigen sich. Spät am Abende gelangte ich endlich nach einer mühsamen Wanderung in das Tal von Sisco. Ein Paesane hatte mir dort Gastfreundschaft zugesagt, und solcher Aussicht froh stieg ich denn ins Tal. Aber welches war hier die Commune von Sisco? Rings um standen am Fuße der Berge und höher hinauf mehre kleine schwarze Dörfer, welche alle unter dem Namen Sisco begriffen werden. Dies ist corsische Art, daß man alle Ortschaften eines Tals mit dem einen Namen des Pieve nennt, obwol jede ihren besondern Namen führt. Ich ging auf das nächste Dorf zu, wo ein altes Kloster unter Pinien mich anzog und mir zu sagen schien: Pilger, komm, hab' guten Labewein. Aber ich täuschte mich, und noch eine Stunde mußte ich steigen, bis ich endlich den Gastfreund von Sisco erreichte. Malerisch lag das kleine Dorf unter wilden und schwarzen

Felsen, von einem wütenden Wasser durchschäumt, von dem Berge Stello überragt.

Meines Gastfreundes Haus war wohnlich, eine junge Wirtschaft. Corsen kamen gerade mit ihren Flinten von den Bergen und es gab eine kleine Gesellschaft von Landleuten. Die Frauen nahmen nicht Teil; sie rüsteten nur das Mal, bedienten, verschwanden. Der Abend wurde verplaudert. Die Menschen von Sisco sind arm, aber gastlich und freundlich. Mit der morgenden Sonne weckte mich mein Wirt; er geleitete mich vor sein Haus und übergab mich dann einem Greise, welcher mich durch die labyrintischen Bergpfade auf den rechten Weg nach Crosciano führen sollte. Mit mir hatte ich einige Gastbriefe für andere Dörfer des Caps, ein Corse hatte sie mir Abends übergeben. Dies ist die schöne preiswürdige Sitte in Corsica: der Gastfreund gibt seinem scheidenden Gaste noch einen Brief auf die Reise an seine Verwandte oder Freunde, welche ihn dann ebenfalls gastlich aufnehmen und wiederum mit einem Gastbriefe an Andere entlassen. So kann man Tage lang zu Gaste gehen und ist überall hoch gehalten. Weil es fast in keinem Orte Gasthäuser gibt, wäre das Reisen ohne dies kaum möglich.

Sisco hat eine der heiligen Catharina geweihte Kirche, welche sehr alt und ein berühmter Wallfahrtsort ist. Sie liegt hoch am Ufer. Einst war ein fremdes Schiff an diesen Strand verschlagen worden und hatte für seine Rettung Reliquien in die Kirche gelobt, welche das Schiffsvolk wirklich weihte. Es sind gar seltne Reliquien und die Leute von Sisco können sich etwas zu Gute darauf thun, so schöne Sachen zu besitzen, als da sind ein Stückchen von dem Erdenkloß, woraus Adam modellirt worden ist, ein paar Mandeln aus dem Paradiese, Aarons grünender Stab, ein Stückchen Wüstenmanna, ein Stückchen Fell von Johannes dem Täufer, ein Stückchen Wiege Christi, ein Stückchen Rohr Christi, und die berühmte Rute, mit welcher Moses das rote Meer auseinander geschlagen hat.

Der malerischen Ansichten gibt es viele in den Bergen von Sisco und immer anmutiger wird das Land, je weiter nach Norden. Ich ging durch viele Orte Crosciano, Pietra Corbara, Cagnano, an dem Abhange des Monte Alticcioni hin; aber ich fand auch die ärmlichsten Dörfer, in denen selbst der Wein ausgegangen war. Da ich im Hause meines Gastfreundes ein Frühbrod ausgeschlagen

hatte, um nicht die guten Leute mit der Sonne in die Küche zu treiben, und es nun Mittag werden wollte, so begann mich der Hunger zu quälen. Weder Feigen noch Wallnüsse am Wege — da beschloß ich denn, im nächsten Paese, welches mir begegnen würde, um jeden Preis meinen Hunger zu stillen. In dreien Häusern hatten sie nichts, nicht Wein, nicht Brod; es war all' ausgegangen. Im vierten Hause hörte ich die Citer schlagen. Zwei Greise in zerlumpten Kitteln saßen hier, der eine auf dem Lager, der andere auf einem Schemel. Der auf dem Lager saß, hielt die Cetera im Arm, sah nachdenklich vor sich hin und spielte. Vielleicht dachte er an seine entschwundne Jugend. Der Alte that eine hölzerne Lade auf, holte ein halbes Brod heraus, welches sorgsam in ein Tuch gewickelt war, und reichte mir das Brod, daß ich mir davon schneiden sollte. Dann setzte er sich wieder auf das Lager, schlug die Citer und sang einen Voceso, eine Todtenklage. Ich aß dazu das Brod der bittersten Armut, und mir war es, als wäre ich zu dem alten Harfner aus dem Wilhelm Meister gekommen, welcher mir das Lied vorsang:

Wer nie sein Brod mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Weiß Gott, wie Goethe nach Corsica kommt, aber das ist nun schon der zweite Goethe'sche Mensch, denn ich auf diesem wilden Cap angetroffen habe.

Also ward mein Hunger mehr als gestillt, und ich wanderte wieder weiter. Wie ich in das Tal von Luri stieg, war die Gegend um mich her zu einem Paradiese geworden. Luri ist das reizendste Tal im Cap Corso und auch das größte, obwol es nur zehn Kilometer Länge und fünf Kilometer Breite hat. Nach der Landseite zu schließen es schöne Berge, auf deren höchstem Gipfel einsam ein schwarzer Turm steht. Dies ist der Turm des Seneca so genannt, weil nach der Volkssage Seneca auf ihm die acht Jahre seiner Verbannung zubrachte. Nach dem Meere zu verläuft das Tal sanft bis zu der Marina von Luri. Ein reiches Bergwasser durchströmt das ganze Tal und ist in Canälen durch die Gärten geleitet. Hier liegen die Communen, welche den Pieve Luri bilden, reich und wohnlich aussehend mit schlanken Kirchen, Klöstern und Türmen, in einer Vegetation von der südlichsten Fülle. Ich sah manches herrliche Tal in

Italien, doch erinnere ich mich nicht an eines, welches mir einen so lachenden, so wonnesamen Anblick gewährt hätte, als dieses Tal von Luri. Ganz ist es voll vom Segen der Weinberge, bedeckt mit Orangen und Limonen, mit Fruchtbäumen jeder Art, reich an Melonen und Gartengewächsen, und je höher man hinauf steigt, desto dichter werden die Haine von Castanien, von Nußbäumen, Feigen, Mandeln und Olivenbäumen.

Drittes Kapitel.

Pino.

Eine gute Fahrstraße führt von der Marina Luris aufwärts. Man ist immer im Garten, in balsamischer Luft. Häuschen in eleganterem italienischem Villenstil verraten Reichtum. Wie glücklich muß hier der Mensch sein, den die Elemente und die Leidenschaften schonen. Ein Winzer, der mich des Weges kommen sah, winkte mir in seine Vigne, und ich ließ mich nicht bitten. Hier ist recht der Ort, den Thyrsusstab zu schwingen. Nichts von Traubenkrankheit, Labsal und Herzenslust allerwegen. Der Wein von Luri ist schön, und die Citronen dieses Tals sollen für die trefflichsten des Mittelmeeres gelten. Es ist namentlich die Gattung dickschaliger Citronen, Cedri genannt, welche hier und besonders auf der ganzen westlichen Küste des Caps, vor allen andern Orten aber in Centuri gezogen wird. Der Baum, äußerst frostig, fordert viele Pflege. Er gedeiht nur in heißer Sonne und in den Tälern, welche vor dem Libeccio geschützt sind. Das Cap Corso ist das wahre Elysium dieses kostbaren Baumes der Hesperiden.

Nun machte ich mich weiter auf über die Serra nach Pino zu steigen, an die andere Seite des Meers. Lange Zeit ging ich durch Wälder von Wallnußbäumen, deren Früchte schon reif waren, und ich mußte hier bestätigen, was ich gehört hatte, daß die Nußbäume Corsicas ihres Gleichen suchen. Es wechseln mit diesen Bäumen Feigen, Oelbäume, Castanien. Es ist schön, einen tiefschattigen deutschen Wald von Buchen, Eichen oder Tannen zu durchwandern, aber auch die Wälder des Südens sind herrlich, denn diese Bäume sind

eine gar edle Gesellschaft. Ich stieg auf den Turm Fondali hinauf, welcher neben dem kleinen Orte gleiches Namens ganz in Grün verschattet liegt, wunderbar pittoresk in diesem saftigen Laube wirkend. Man schaut von seinen Zinnen in das schöne Tal hinunter bis zum blauen Meere und sieht über sich grüne Berge an Bergen hängen, auf welchen verlassen schwarze Klöster stehn. Auf dem höchsten Felsblocke der Serra aber erblickt man den Turm des Seneca, welcher wie ein in Gedanken stehen gebliebener Stoiker weit ins Land und in die See niedergraut. Die vielen Türme, welche hier stehen — denn ich zählte deren mehrere — liefern den Beweis, daß dieses Tal von Luri schon in alten Zeiten eine reiche Cultur hatte. Sie wurden erbaut, um sie zu schützen. Und so kennt auch schon Ptolemäus in seiner corsischen Geographie das Tal von Luri; es heißt bei ihm Lurinon.

Durch einen schattigen Hain und blühende Gewinde klomm ich zu dem Rücken der Serra empor, hart unter dem Fuße des Bergkegels, auf dem der Turm des Seneca steht. Von diesem Punkte aus erblickt man beide Meere zur Rechten wie zur Linken. Nun gings hinab nach Pino, wo Carrarische Bildhauer mich erwarteten. Der Blick auf das westliche Gestade mit seinen roten Riffen und den ausgezackten kleinen Felsenbuchten, endlich auf den dicht umlaubten Pieve von Pino war recht überraschend. Pino hat einige schloßartige Häuser und köstliche Parks, welche ein römischer Duca zu bewohnen nicht verschmähen würde. Es gibt auch in Corsica Millionäre, und namentlich zählt man auf dem Cap etwa hundert reiche Familien, darunter einige von unverhältnißmäßigem Vermögen, welches entweder sie selbst oder ihre Verwandten in den Antillen, in Mexico und Brasilien erworben haben.

Einer dieser Crösus von Pino hat von seinem Onkel auf S. Thomas ein Vermögen von 10 Millionen Franken ererbt. Oheime sind doch die vortrefflichsten Menschen. Einen Oheim haben ist so viel als beständig in der Lotterie spielen. Es sind ganz prächtige Menschen, sie können aus ihren Neffen alles machen, Millionäre, unsterbliche, geschichtliche Personen. Der Neffe von Pino hat dem Oheim für seine Verdienste eine Todtenkapelle aus corsischem Marmor bauen lassen, eine reizende maurische Familiengruft auf einem Hügel am Meere. Die Carraresen arbeiteten gerade daran und führten mich in die Capelle. Ueber der Gruft des Oheims steht geschrieben: unter

der Protection Gottes. Es wäre wahrlich besser für uns alle, wenn der liebe Gott statt ein Vater der Menschen ihr Onkel geworden wäre. Dann wären wir seine Neffen und hätten Millionen, bezahlten unsre Schulden, äßen nichts als Muränen mit Champagner, faßten uns alle in einem großen Kreise bei den Händen und wären lauter Präsidenten, Vicekönige, Könige und Kaiser.

Abends besuchten wir den Curaten. Wir fanden ihn vor seinem herrlich gelegenen Presbyterium, nachtwandelnd in einer braunen Corsenjacke und die phrygische Freiheitsmütze auf dem Kopfe. Der gastliche Herr führte uns in sein Zimmer. Er setzte sich auf einen hölzernen Stul, befahl der Donna Wein zu bringen und langte, wie die Gläser kamen, seine Citer von der Wand. Nun hub er an frisch, fromm, fröhlich und frei nach Herzenslust die Saiten zu schlagen und den Paoli-Marsch zu singen. Die corsischen Geistlichen waren stets freie Männer und kämpften in mancher Schlacht neben ihren Gemeindekindern. Der Pfarrherr von Pino nun schob seine Mithrasmütze zurecht und begann eine Serenata an die schöne Marie. Ich drückte ihm herzlich die Hand und dankte ihm für Wein und Lied, und ging fort in ein Paese schlafen, wo man mir ein Lager angewiesen hatte. Morgens in der Frühe wollten wir noch in Pino umherstreifen und dann den Seneca auf dem Turme besuchen.

Auf dieser westlichen Küste des Cap Corso liegt unterhalb Pino der letzte und fünfte Pieve des Caps, Nonza genannt. Bei Nonza steht jener Turm, dessen ich in der Geschichte der Corsen erwähnte, von einem Zuge heroischer Vaterlandsliebe berichtend. Noch eine andere heldenkühne Tat hat der Turm aufzuweisen. Im Jahre 1768 lag in ihm mit einem Häuflein Milizen der alte Capitän Casella. Die Franzosen hatten bereits das Cap unterworfen und die übrigen Capitäne hatten capitulirt. Casella wollte nicht das Gleiche thun. Der Turm hatte eine Kanone und noch Munition genug, die Milizen hatten ihre Flinten. Damit könne man sich, sagte der Alte, gegen eine ganze Armee verteidigen, und im letzten Notfalle müsse man sich in die Luft sprengen. Die Milizen kannten den Mann und wußten, daß er that, was er sagte. Sie machten sich deshalb Nachts davon mit Zurücklassung ihrer Gewehre, und der alte Capitän fand sich allein. Er beschloß also den Turm ganz allein zu verteidigen. Die Kanone war geladen; er lud sämmtliche Gewehre, verteilte sie an den Schießscharten und erwartete die Franzosen. Sie kamen unterdeß,

geführt von dem General Grand-Maison. Wie sie in der Schießweite waren, feuerte Casella erst die Kanone gegen sie ab und machte dann ein höllisch Feuern mit den Flinten. Die Franzosen schickten an den Turm einen Parlamentär, welcher dem Hauptmann zurief, daß sich das Cap ergeben habe und daß der General ihn auffordere, nutzloses Blutvergießen zu ersparen und mit seiner Mannschaft sich zu ergeben. Hierauf antwortete Casella, daß er Kriegsrat halten wolle, und zog sich zurück. Nach einer Weile erschien er wieder und erklärte, die Besatzung des Turmes von Nonza wolle capituliren unter der Bedingung, mit kriegerischen Ehren, mit aller Bagage und Artillerie abziehen zu dürfen, wozu die Franzosen selber das Fuhrwerk zu liefern hätten. Die Bedingungen wurden zugestanden. Als nun die Franzosen sich vor dem Turme aufgestellt hatten, die Besatzung zu empfangen, kam heraus der alte Casella mit seiner Flinte, seinen Pistolen und seinem Degen. Die Franzosen warteten auf die Mannschaft und verwundert, daß sie noch nicht herauskomme, fragte der commandirende Officier: Nun warum zögert Ihre Mannschaft? — Sie ist ja schon draußen, erwiederte der Corse, denn ich bin die Mannschaft des Turms von Nonza. Hierauf wurde der Officier vor Scham wütend und wollte an Casella. Der Alte zog den Degen, sich zu wehren. Indeß eilte Grand-Maison selbst herbei, und wie er den Zusammenhang der Dinge erkannte, wurde er von Bewunderung hingerissen. Sofort schickte er seinen Officier in strengen Arrest, dem alten Casella aber vollzog er nicht allein jede Bedingung Punkt für Punkt, sondern entsandte ihn mit einer Ehrenwache und mit einem bewundernden Schreiben in das Hauptquartier Paolis.

Oberhalb Pino erstreckt sich der Canton Rogliano mit Ersa und Centuri, ein durch Wein, Oel und Limonen ausgezeichnetes Ländchen, dessen Cultur mit der Luri's wetteifert. Die fünf Pievi des ganzen Caps Brando, Martino, Luri, Rogliano und Nonza haben 21 Communen und gegen 19,000 Einwohner, also fast so viel als die Insel Elba. Geht man von Rogliano über Ersa nach dem Norden, so gelangt man an die äußerste Nordspitze Corsica's, welcher die kleine Insel Girolata gegenüberliegt. Auf ihr steht ein Leuchtturm.

Viertes Kapitel.

Der Turm des Seneca.

Melius latebam procul ab invidiae malis
Remotus inter Corsici rupes maris.
Römisches Trauerspiel. Octavia.

Der Turm des Seneca ist schon auf der See und viele Miglien weit sichtbar. Er steht auf einem gigantischen ganz nackten Granitblocke, welcher einzeln aus dem Berggipfel hervorragt und die schwarze verwitterte Turmsäule trägt. Einzeln steht auch diese da, schauerlich und melancholisch, von Nebeln umflattert. Ringsum öde Haideberge, zu beiden Seiten in der Tiefe das Meer.

Sollte hier, wie die sinnige Tradition es behauptet, der verbannte Stoiker acht Jahre des Exils verbracht haben, hoch am Himmel tronend, in schweigsamer Felsenwildniß, nun so war der Ort für einen Philosophen so übel nicht, weise Betrachtungen über Welt und Fatum anzustellen und die ewigen Elemente bewundernd anzuschauen. Der Geist der Einsamkeit ist der beste Lehrer der Weisen. Er mag denn dem Seneca die Welt erklärt und in stillen Nächten ihm die Eitelkeit des großen Rom gezeigt haben, wenn der Verbannte sein Loos beklagen wollte. Als Seneca aus dem Exile wieder nach Rom zurückkehrte, mochte er unter den neronischen Gräueln jene einsamen Tage von Corsica oft zurücksehnen. Es gibt eine alte römische Tragödie Octavia, welche das tragische Schicksal der Gemalin Nero's zum Gegenstande hat. In diesem Trauerspiele tritt Seneca als die moralische Figur auf und klagend spricht er folgende Verse:

O waltend Glück, warum ach! hast du doch
Mit schmeichlerischem Antlitz täuschend, mich
Der sein bescheiden Loos zufrieden trug
So hoch erhoben! daß ich um so tiefer dann
Von steiler Kaiserburg so viel des Grau'ns
Erschauend stürze. Besser war ich dort
Vom Fluch des Neides fern in Einsamkeit
Geborgen auf des Corsenmeers Gestade.
Frei war die Seele dort und selbstbestimmt,
Der Studien Muße immer hingegeben.
O wie erlabte mich's — denn nimmer schuf

Die Meisterin Natur Erhabneres
An Riesenwerken — anzuschaun den Himmel,
Den heil'gen Sonnenwagen und der Welt
Bewegung, Wechselwiederkehr des Jahrs,
Des Mondes Rund und jene schönen Sterne,
Die ihn umgürten, weit und breit sodann
Des großen Aethers Funkelflammenschein.
Das All soll einst ins blinde Chaos wieder
Wenns altert stürzen; doch ist heute schon
Der letzte Weltentag, der in dem Sturz
Des Himmels nun das sündige Geschlecht
Begraben soll.

Rauh war der Hirtenpfad, der uns auf den Berg über Trümmergestein führte. Zu Füßen des Turmes liegt im Gestrüppe und in den Felsen ganz versteckt, etwa auf halber Höhe, ein verlassenes Franciskanerkloster. Die Hirten und die wilden Feigenbäume wohnen jetzt in den Hallen, und der Rabe krächzt das de profundis. Doch kommt der Morgen und der Abend seine stille Andacht zu halten und die wilde Mirte, Mente und Citisus opfernd anzuzünden. Welch' ein Kräuterduft rings, und welches Morgenschweigen auf den Bergen und auf dem Meere!

Wir standen an dem Turme des Seneca. Auf Händen und Füßen waren wir geklettert um an seine Gemäuer zu gelangen. Man kann sich an Mauerkanten festhalten und so, über dem Abgrunde schwebend, zu einem Fenster klimmen. Denn sonst gibt es keinen Eingang in den Turm; seine Außenwerke sind ganz zerstört, aber man erkennt noch an den Resten, daß hier ein Castell stand entweder der Signoren vom Cap oder der Genuesen. Der Turm ist rund, aus kurzem erstaunlich festem Materiale gebaut, sein Kranz ist zersplittert. Schwerlich lebte Seneca auf diesem Aornos; wenigstens ists unerfliegbar für Moralphilosophen, ein Geschlecht welches die Ebnen liebt. Seneca lebte wol in den römischen Colonien Aleria oder Mariana, wo der an römische Bequemlichkeit gewöhnte Stoiker sich mag ein wohnlich Haus eingerichtet haben nahe am Meere, von dessen Strand der beliebte Mullus und der Thunfisch nicht weit zur Tafel hatte.

Ein Bild aus der grausig schönen Kaiserwelt Roms zog wieder an mir vorüber, wie ich auf Seneca's Turme saß. Wer kann diese

Welt ganz und richtig begreifen? Mir ist es manchmal als wäre sie der Hades, und als halte die ganze Menschheit in seiner Dämmerung einen großen diabolischen Narrenfasching, ein Riesenbillet vor des Kaisers Trone tanzend. Der Kaiser aber sitzt auf dem Trone düster wie Pluto, und bisweilen bricht er in ein wahnsinniges Gelächter aus. Denn gar zu toll ist doch dieser Carneval. Auch der alte Seneca spielt unter den Pulcinelle und tritt auf mit der Badewanne.

Auch ein Seneca kann etwas tragikomisches haben. Man sehe ihn nur in der rührend lächerlichen Gestalt jener alten Bildsäule, welche seinen Namen trägt. Er steht da nackt, ein Tuch um die Lenden gebunden, in der Badewanne worin er sterben will; die Gestalt ist so überaus kläglich, hager und in die Kniee geknickt, und das Antlitz jammert so sehr jammervoll. Er sieht aus wie der heilige Hieronymus oder wie ein verhagerter Büßer, kläglich und doch das Lachen reizend, wie manche Märtirergestalten tragikomisch sind, weil die Form ihres Leidens meistens so wunderlich ist.

Drei Jahre älter als Christus war Seneca, in Corduba in Spanien geboren, aus ritterlicher Familie. Seine Mutter war Helvia eine Frau von seltnem Geiste, sein Vater Lucius Annäus ein namhafter Rhetor, welcher mit der Familie nach Rom ging. Zur Zeit des Caligula glänzte Seneca der Sohn als Redner und stoischer Philosoph von ungeheurem Wissen. Ein ausgezeichnetes Gedächtniß hatte ihm dazu verholfen. Er selbst erzählt, daß er zweitausend Namen, welche man ihm nannte, in derselben Ordnung gleich wieder hersagen konnte und daß es ihm leicht war, mehr als zweihundert Verse nach einmaligem Hören genau wieder zu geben.

Auch am Hofe des Claudius angesehn, wurde er durch die Messalina gestürzt. Sie klagte ihn an, daß er mit der berüchtigten Julia, der Tochter des Germanicus und der schamlosesten Bulerin Roms, Unzucht getrieben habe. Die Beschuldigung ist doppelt komisch, weil sie von einer Messalina ausgeht, und weil wir uns den moralischen Seneca als Don Juan zu denken haben. Was an der scandalösen Geschichte wahr sei, ist nicht zu wissen, aber Rom war wunderlich, und es gibt nichts bizarreres als seine Charaktere. Julia wurde beseitigt, der Don Juan Seneca aber unter die Barbaren nach Corsica verwiesen. Ganz eigentlich wurde also Seneca nun ein corsischer Bandit.

Es gab damals kaum eine fürchterlichere Strafe als die Verbannung, weil eine Verbannung aus Rom die Verstoßung aus der Welt war. Acht lange Jahre lebte Seneca auf der wilden Insel. Ich kann es deshalb meinem alten Freunde gar nicht vergeben, daß er nichts gesagt, nichts aufgezeichnet hat über ihre Natur, über die Geschichte und Art des damaligen Volkes. Es würde heute ein einziges Kapitel Seneca's darüber von großem Werte sein. Aber daß er nichts über das barbarische Land zu sagen wußte, ist für den Römer bezeichnend. Hochmütig, beschränkt, lieblos gegen das Menschengeschlecht war damals der Mensch. Wie anders stehen wir heute der Natur und der Geschichte gegenüber.

Dem verbannten Seneca war die Insel nur sein Kerker, den er haßte. Das wenige was er über sie in seinem Trostbriefe sagte, zeigt wie wenig er sie kannte. Denn war sie gleich noch uncultivirter als heute, so war die Größe ihrer Natur doch immer dieselbe. Er dichtete indeß diese Epigramme auf Corsica, welche in seinen poetischen Werken stehn:

Auf Corsica.

Corsische Insel, du von Phokäischem Pflanzer bewohnte,
Corsica, Cyrnus einst du von den Griechen benannt,
Corsica, gegen Sardinien kurz, gedehnter als Elba,
Corsica stromdurchrauscht, fischeernährender Flut,
Corsica, schreckliches wenn erst sommerlich senget der Brand,
Schrecklicher zeiget des Hunds wütend Gestirn das Gebiß:
Schon' der Verwies'nen, dieses ja heißet, o schon' der Begrabnen;
Deine Erde sie sei leicht der Lebendigen Staub.

Ein zweites Epigramm hat man Seneca abgesprochen, doch weiß ich nicht, warum es der klagende Mann nicht eben so gut gedichtet haben soll, als einer seiner vielen Genossen oder Nachfolger im corsischen Exile. Das Epigramm heißt:

Corsica das barbarische sperren die jähesten Felsen,
Starrend ist's überall, öde sein wüstes Geländ'.
Früchte nicht reichet der Herbst, noch Saaten reift dort der Sommer,
Und sein Winter voll Reif kennt nicht der Pallas Geschenk.
Nimmer erfreuet sein Mai mit schattigen Laubes Bedachung,
Nirgend ersprießt ein Kraut diesem unseligen Land.
Nicht die Gabe des Brods und des Quells, nicht die letzte des Feuers,
Zwei, die Verbannung nur und der Verbannte sind hier.

Uebersetzt man Verbannte mit Banditen, so paßt der Vers schlagend noch heute auf Corsica.

Die Corsen haben den Seneca mit ihrer Rache nicht verschont. Weil er von ihnen und ihrem Lande so schändliches gesagt hat, haben sie ihm eine scandalöse Geschichte angehängt. Die Volkssage erzählt nämlich nur diese eine Begebenheit aus der Zeit seines corsischen Aufenthaltes: wie Seneca auf seinem Turme saß und in das schreckliche Eiland niederblickte, so sah er die corsischen Jungfrauen, und sie wurden lieblich vor seinen Augen. Der Göttersohn stieg herab und fing an zu bulen mit den Töchtern des Landes. Eine schöne Hirtentochter würdigte er seiner Umarmung. Als er sich nun ihrer menschlich erfreute, überraschten ihn die Verwandten der Schönen, nahmen ihn und mit Nesseln geißelten sie ihm sein irdisches Teil. Seitdem wächst die Nessel unausrottbar am Turme des Seneca als eine warnende Sinnpflanze für Moralphilosophen. Ortica di Seneca nennen sie die Corsen.

Armer Seneca! er kommt aus tragikomischen Situationen nicht heraus. Mich fragte ein Corse: Ihr habt gelesen was der Seneca von uns gesagt hat? ma era un birbone, aber er war ein großer Schuft. Seneca morale, sagt Dante, Seneca birbone sagt der Corse. Auch das ist ein Zeichen von corsischer Vaterlandsliebe.

Noch andere Seufzer hauchte der unglückliche Mann in Versen aus, ein paar Epigramme an Freunde, eines an seine Vaterstadt Corduba. Von den Tragödien, welche Senecas Namen tragen, hat er wenn er je eine schrieb die Medea sicherlich in Corsica geschrieben. Wo gab es ein zu diesem Argonautengedichte anregenderes Local für ihn als die meerumrauschte Insel? da konnte er seinen Chor wol die merkwürdigen Verse singen lassen, welche den Columbus prophezeien:

Kommen dereinst wird ein spätes Jahrhundert,
Welchem Okeanos löst den Gürtel vom Land.
Schrankenlos steht dann offen die Erde,
Und neue Welten entdecket der Tiphys.
Nicht ist Thule das äußerste Land.

Der Steuermann Columbus aber wurde geboren in dem genuesischen Lande in der Nähe Corsica's. In Calvi in Corsica selber lassen ihn die Corsen geboren sein und noch heute behaupten sie dieses.

Fünftes Kapitel.

Seneca morale.

— e vidi Orfeo
Tullio e divio e Seneca morale.
Dante.

Manche schöne Frucht zog Seneca in seinem Exile, und vielleicht verdankte er einen Teil seiner erhabnen Weltbetrachtung eher der corsischen Einsamkeit als den Lehren eines Attalus und Socio. In der Trostschrift an seine Mutter Helvia schreibt er ihr am Ende: Siehe nun, so sollst du mich denken: froh und heiter wie im Glücke. Das aber ist das beste Glück, wenn der Geist ohne Nebengedanken seiner Thätigkeit hingegeben ist, und sich bald an leichteren Studien ergötzt, bald nach Wahrheit dürstend zur Betrachtung seiner eignen Natur und der des Alls sich erhebt. Zuerst erforscht er die Länder und ihre Lage, dann die Beschaffenheit des umströmenden Meers, seine wechselnde Ebbe und Flut; dann betrachtet er, was zwischen Himmel und Erde Furchtbares liegt, und diesen durch Donner, Blitze, Windesbrausen, Regenguß, Schnee und Hagel aufgeregten Raum; endlich wenn er die niederen Regionen durchwandert hat nimmt er zum Höchsten seinen Flug und genießt das schönste Schauspiel der himmlischen Dinge, und seiner Ewigkeit eingedenk geht er in Alles ein, was da war und sein wird in alle Ewigkeit.

Als ich Senecas Trostschrift an seine Mutter in die Hand nahm, war ich nicht wenig neugierig, in welcher Weise er sie trösten würde. Wie mag wol heute irgend einer der tausend Verbannten von Bildung, welche in der Welt zerstreut sind, eine Mutter trösten? — Seneca's Brief an seine Mutter ist eine ganz schulgerecht angelegte Abhandlung von 17 Kapiteln. Sie ist ein ungemein lehrreicher Beitrag zur Psychologie jener stoischen Menschen. Der Sohn will weniger die Mutter trösten als eine treffliche und elegante Abhandlung schreiben, deren Logik und Stil man bewundern soll. Er ist ganz stolz darauf, daß seine Abhandlung eine neue literarische Gattung sein werde. Der eitle Mann schreibt an seine Mutter, wie ein Schriftsteller an einen Kritiker, mit dem er seinen Gegenstand kühl erwägt. Ich habe, sagt er, alle Werke der größten Genie's nachgeschlagen, welche zur Mäßigung der Trauer geschrieben sind, aber ich habe kein Beispiel gefunden, daß Jemand die Seinigen

getröstet hätte, wenn sie um ihn selbst weinten. So kam ich bei dem neuen Fall in Verlegenheit und fürchtete die Wunden aufzureißen, statt sie zu heilen. Müßte nicht ein Mensch, der vom Scheiterhaufen selbst sein Haupt erhebt, um die Seinen zu trösten, neue und nicht aus der gewöhnlichen täglichen Umgangssprache hergenommene Worte nötig haben? Jeder große und ungewöhnliche Schmerz muß eine Auswahl von Worten treffen, da er doch oft das Wort selber versagt. Nun denn, ich will es wagen, nicht im Vertrauen auf mein Genie, sondern weil ich selbst statt der wirksamsten Tröstung Tröster sein kann; dem du nichts abschlagen könntest, wirst du wie ich hoffe (obwol jeder Schmerz störrisch ist) nicht versagen, daß du deinem Grame durch mich eine Grenze setzen lässest.

Nun fängt er auf die neue Art zu trösten an, indem er der Mutter vorrechnet, was sie schon alles erlitten hat und daraus den Schluß zieht, daß sie schon abgehärtet sein müsse. Durch die ganze Abhandlung klappert das Skelett der Disposition: erstens, die Mutter soll nicht um seinetwillen trauern; zweitens, die Mutter soll nicht um ihretwillen trauern. Der Brief ist voll der schönsten stoischen Weltverachtung.

„Aber es ist doch schrecklich, das Vaterland zu missen.“ Was ist dagegen zu sagen? Mutter, sieh' doch die ungeheure Volksmenge in Rom; der größte Teil derselben ist aus dem ganzen Erdkreise zusammengeströmt. Die einen hat Ehrgeiz aus der Heimat getrieben, andere das öffentliche Leben, eine Gesandschaft, Genußsucht, Laster, Studium, Schauspiel, Freundschaft, Speculation, Beredsamkeit, schöne Gestalt. Sodann abgesehen von Rom, das man freilich als die Vaterstadt aller betrachten kann, gehe doch in andere Städte, gehe auf Inseln, hieher nach Corsica — überall sind mehr Fremde als Einheimische. „Denn dem Menschen ist ein beweglicher Wandersinn gegeben, weil er vom himmlischen Geiste bewegt wird. Betrachte die welterleuchtenden Gestirne; ihrer keines bleibt stehn, unaufhörlich wandern sie ihre Bahn und wechseln ewig ihren Ort.“ Diesen schönen Gedanken hat dem Seneca sein Dichtertalent eingegeben. Unser bekanntes Wanderlied sagt: die Sonne sie bleibet am Himmel nicht stehn, es treibt sie durch Meere und Länder zu gehn.

Gegen die Veränderung des Ortes selbst, fährt Seneca fort, hält Varro der gelehrteste Römer das für die beste Beruhigung, daß die Natur der Dinge überall dieselbe sei. Marcus Brutus findet

genug Trost darin, daß wer ins Exil geht sein Gutes mit sich nehmen kann. Ist es nicht eine Kleinigkeit was wir verlieren? wohin wir uns wenden mögen, gehen zwei herrliche Dinge mit uns: die Natur die überall, und die Tugend die unser eigen ist. Laß uns durch alle möglichen Länder gehen, wir werden keinen Teil der Erde finden, der dem Menschen nicht Heimat sein könnte. Von überall steigt der Blick gen Himmel, und in gleicher Entfernung stehn alle göttlichen Welten von allem Irdischen entfernt. So lange also meinen Augen jenes Schauspiel, das zu sehen sie nicht satt werden können, nicht verschlossen wird, so lange ich Mond und Sonne schauen darf, so lange mein Blick an den übrigen Sternen haften, ihren Aufgang und Untergang, ihre Räume und die Ursachen erforschen darf, warum sie schneller oder langsamer wandeln, so lange ich die unzähligen Sterne der Nacht schauen darf, wie die einen unbeweglich sind, die anderen nicht großen Raum durcheilend sondern in ihrer eigenen Bahn kreisend, manche plötzlich hervorblitzend, manche mit Stromfeuer das Auge blendend als ob sie fielen, oder im langen Zuge mit Lichtflut vorüber wallend; so lange ich bei diesen bin und so viel dem Menschen erlaubt ist im Himmlischen wohne, so lange ich den Geist, welcher nach dem Anschaun verwandten Wesens trachtet, im Aether halten kann: was kümmert es mich, welchen Boden mein Fuß tritt? Also es trägt dieses Eiland nicht fruchtbringende noch wonnige Bäume, es wird nicht von großen und schiffbaren Strömen bewässert, es erzeugt nichts was andre Völker begehren möchten, es ist kaum für die Notdurft der Bewohner fruchtbar, kein kostbarer Stein wird hier gehauen (non pretiosus hic lapis caeditur), nicht Gold- noch Silberadern zu Tage gebracht. Der Geist ist eng, der am Irdischen sich ergötzt. Auf das ist er zu leiten, was überall gleich erscheint und überall erglänzt." —

Hätte ich Humboldts Kosmos zur Hand, so würde ich nachsehen, ob der große Naturforscher diese erhabnen Perioden Senecas da berücksichtigt hat, wo er von dem Sinne der Alten für Naturschönheit handelt.

Auch dies ist schön und geistreich: Je länger sie ihre Hallen bauen; je höher sie ihre Türme erheben, je breiter sie ihre Straßen dehnen, je tiefer sie ihre Sommergrotten graben, je massiger sie ihre Speisesäle aufgipfeln, um desto mehr verdecken sie sich den Himmel — „Brutus erzählt in seinem Buche über die Tugend, daß er den

Marcellus im Exile zu Mytilene gesehn, und daß er so viel es die menschliche Natur vergönnt, höchst glückselig gelebt habe und niemals den schönen Künsten mehr ergeben gewesen sei als damals. Daher, fügt er hinzu, weil er ohne ihn zurückkehren sollte, habe es ihm geschienen, er vielmehr gehe ins Exil und nicht jenen lasse er in der Verbannung zurück."

Nun folgte in der Trostschrift ein Lob der Armut und der Genügsamkeit im Gegensatze zu der Schlemmerei der Reichen, welche alle Tiefen durchsuchen, um ihren Gaumen zu kitzeln, vom Phasis her das Wild und die Vögel von den Partern holen, welche sich erbrechen um essen zu können, und essen um sich zu erbrechen. Der Kaiser Caligula, sagt Seneca, den mir die Natur erzeugt zu haben scheint, um darzuthun, was im höchsten Glücke das höchste Laster vermöge, hat an einem Tage für zehn Millionen Sesterzien gespeist und obwohl er dabei durch alle erfinderischen Menschen unterstützt wurde, hat er es doch kaum heraus gebracht, wie man den Tribut von drei Provinzen zu einer einzigen Malzeit verwandeln könne. — Wie Rousseau predigt Seneca die Rückkehr der Menschen zum einfachen Naturzustande. Die Zeiten beider Moralisten waren sich gleich; sie selbst sind in der Schwäche des Charakters sich ähnlich, obwol Seneca gegen einen Rousseau ein Römer und ein Heros war.

Scipios Töchter bekamen aus dem Staatsschatze ihre Aussteuer, weil der Vater ihnen nichts hinterließ. O glückliche Männer der Mädchen, ruft Seneca aus, denen das römische Volk Schwiegervaters Stelle vertrat! Wirst du die für glücklicher halten, deren Ballettänzerinnen eine Million Sesterzien als Heiratsgut mitbringen?

Nachdem nun Seneca seine Mutter um sein eignes Leiden getröstet hat, tröstet er sie auch um ihrer selbst willen. Nicht nach Frauen, schreibt er, hast du dich zu richten, deren Traurigkeit, wenn sie einmal sie durchdrang, nur der Tod endigte. Du kennst Manche, die nach dem Verluste ihrer Söhne das angelegte Trauerkleid nie mehr ablegten. Von dir verlangt ein von jeher stärkeres Wesen Größeres. Für die kann die Entschuldigung des Geschlechtes nicht gelten, welcher alle weibliche Gebrechen fern waren. Dich hat nicht das größte Uebel der Gegenwart, die Zuchtlosigkeit, der Menge beigesellt; über dich hatten weder Edelsteine noch Perlen Macht, dich blendeten nicht Reichthümer als das höchste Gut der Menschen; nicht hat dich die in altem und strengem Hause wol Erzogene die Nach-

ahmung der Schlechten vereint, welche auch den Guten gefährlich ist. Niemals hast du dich deiner Kinderzahl geschämt, als ob sie dir dein Alter vorrücken; niemals hast du wie Andere, denen schöne Leibesgestalt einzige Empfehlung ist, deinen gesegneten Zustand verborgen, als ob er eine ungeziemende Bürde sei, noch hast du die in deinem Schooß empfangene Hoffnung auf Kinder vernichtet. Nie hast du dein Antlitz durch Flitter und Schminke befleckt; nie gefiel dir ein Kleid, das nur gemacht war, die Blöße zu zeigen. Als die einzige Zier und die höchste nie alternde Schönheit, als der trefflichste Schmuck erschien dir die Sittsamkeit." So schreibt der Sohn an seine Mutter, und mir scheint, es ist eine recht philosophische Kaltblütigkeit darin zu spüren.

Er erinnert an die Cornelia, die Mutter der Gracchen. Doch verhelt er sich nicht, daß der Schmerz ein ungehorsames Ding sei. Aus dem verstellten Blicke brechen doch die Tränen hervor. Bisweilen, sagt Seneca, befangen wir die Seele mit Spielen und Fechterkämpfen, aber selbst mitten in solchem Anblicke beschleicht sie einer Sehnsucht leises Mahnen. Darum ist es besser zu überwinden, als zu täuschen. Denn wenn das Gemüt entweder durch Vergnügen getäuscht oder durch Beschäftigung zerstreut ist, so erhebt es sich wieder und nimmt aus der Ruhe selber die Gewalt zu neuem Toben; doch dauernd ist es still, wenn es der Vernunft nachgegeben." Eines Weisen Stimme spricht hier schöne, einfache, allein richtige, doch bitter schwere Regeln der Lebenskunst. Deshalb ratet Seneca seiner Mutter nicht die gewöhnlichen Mittel zu gebrauchen (hier muß man doch wieder lächeln), nämlich eine schöne Reise zu machen oder in der Hauswirtschaft sich zu zerstreuen, sondern er ratet zu geistiger Beschäftigung. Er bedauert es hiebei sehr, daß sein Vater, ein vortrefflicher Mann, der aber zu sehr an den Gewohnheiten der Alten hing, sich nicht entschließen konnte, ihr eine philosophische Bildung geben zu lassen. — Das ist im Kleinen ein ganz prächtiges Bildchen von dem alten Seneca, ich meine von dem Vater. Man weiß nun, wie er ausgesehn hat. Als die modernen Herren und Damen in Corduba, welche aus der Republik des Platon die Frauenemancipation und die höhere Stellung des Weibes aufgegriffen hatten, dem Alten vorstellten, daß seine junge Frau doch gut thäte, in die Vorlesungen einiger Philosophen zu gehen, da hat er so herausgepoltert: Dummes Zeug, mein Weib soll keine verdrehte Prinzeß und kein alberner

Blaustrumpf werden, kochen soll sie können, Kinder bekommen, Kinder erziehen. Dies sagte der prächtige Herr und setzte im schönsten spanisch noch hinzu: Basta!

Vieles spricht nun Seneca von der Seelengröße, deren auch das Weib fähig sei und ahnte damals nicht, daß er sie einst sterbend an seinem eignen Weibe Paulina erfahren sollte. Ein edler Mann und ein Stoiker von der erhabensten Gesinnung hat also in dieser Trostschrift an Helvia gesprochen. Ist es nun möglich, daß eben derselbe Mann auch denken und schreiben könne, wie ein gemeiner Kriecher und der niedrigsten Schmeichler Einer? —

Sechstes Kapitel.

Seneca birbone.

Magni pectoris est inter secunda moderatio.
Seneca.

Hier ist eine zweite Trostschrift, welche Seneca im zweiten oder dritten Jahre seines Exils in Corsica an Polybius den Freigelassenen des Claudius, einen gemeinen Höfling schrieb. Polybius ging dem überstudirten Claudius als wissenschaftlicher Ratgeber an die Hand und quälte sich selber mit einer lateinischen Uebersetzung des Homer und mit einer griechischen des Virgil. Der Verlust seines talentvollen Bruders veranlaßte das Trostschreiben Senecas an den Höfling. Er schrieb die Abhandlung in dem Bewußtsein, daß Polybius sie dem Kaiser vorlesen werde; so hoffte er den Zorn des Claudius zu besänftigen, und die Schrift wurde ein Muster von gemeiner Schmeichelei gegen Fürsten und ihre einflußreichen Kammerdiener. Wenn man sie liest, muß man nicht vergessen, welche Menschen Claudius und Polybius waren.

O Schicksal, ruft der Schmeichler, wie hast du doch listig die verwundbare Stelle ausgesucht. Was solltest du einem solchen Manne nehmen? Geld? — Er hat es stets verachtet. — Das Leben? Sein Genie macht ihn unsterblich. Dafür sorgte er schon selbst, daß sein besseres Teil daure, und daß er durch die Verfassung von herrlichen

rednerischen Werken sich der Sterblichkeit entziehe. So lange irgend die Literatur geehrt wird, so lange die lateinische Sprache ihre Kraft oder die griechische ihre Anmut behalten wird, wird er mit den größten Männern leben, deren Genie er sich gleichgestellt, oder wenn seine Bescheidenheit sich dagegen sträubt, doch genähert hat. — Unwürdiger Frevel! Polybius trauert, Polybius hat einen Kummer, und der Kaiser ist ihm gnädig! Das, unerbittliches Schicksal, hast du ohne Zweifel zeigen wollen, daß niemand vor dir geschützt werden könne, selbst nicht vom Kaiser! Aber was weint doch Polybius? hat er nicht seinen geliebten Kaiser, der ihm lieber ist als das Leben? Ist er unversehrt, so sind die Deinigen im Wolsein, dann hast du nichts verloren, dann müssen deine Augen nicht nur trocken, sondern von Freude glänzend sein. Im Kaiser hast du Alles, er ist dir statt Allem. — Auf diese deine Gottheit also mußt du deinen Blick richten, dann wird der Schmerz dein Gemüt nicht beschleichen. — —

Schicksal, halte deine Hand vom Kaiser zurück, und zeige deine Macht nur im Segen, indem du ihn der schon lange leidenden Menschheit ein Arzt sein lässest, damit er was die Furie seines Vorgängers zerstört hat, wieder ordne und einfüge. Dieser Stern, welcher der in den Abgrund gestürzten und ins Dunkel versunkenen Welt erglänzt ist, leuchte immerdar! Germanien möge er beruhigen, Britannien aufschließen und väterliche Triumfe halten und neue, deren Zeuge zu sein auch mich die Gnade hoffen läßt, die unter seinen Tugenden die erste Stelle einnimmt. Denn nicht so warf er mich weg, daß er mich nicht aufrichten wollte: nein, nicht einmal gestürzt hat er mich, sondern da das Schicksal mir einen Stoß gab, hat er mich im Falle gehalten, und wie ich fallen wollte, hat er mit Götterhand sanft vermittelnd mich an einen Verwahrungsort gebracht. Für mich bat er beim Senate und hat mir nicht nur das Leben gegeben, sondern erbeten. Er wird schon zusehn, wie er meine Sache zu beurteilen habe; entweder wird seine Gerechtigkeit sie als gut erkennen, oder seine Gnade sie dazu machen. Immer wird seine Wolthat dieselbe sein, mag er erkennen oder mag er wollen, daß ich unschuldig sei. Unterdeß ist es mir in meinem Elend ein großer Trost, zu sehen, wie sein Erbarmen die ganze Welt durchwandelt; und da er aus diesem Winkel, in welchem ich begraben bin, schon mehrere, die im Rume vieler Jahre hier versunken lagen, ans Licht zurückgeholt hat, so fürchte ich nicht, daß er mich allein übergehen werde. Er selbst aber kennt am besten die

Zeit, wo er einem Jeden helfen soll: ich will mir alle Mühe geben, daß er nicht erröten darf, auch zu mir zu kommen. O Heil deiner Gnade, Cäsar, welche macht, daß unter dir Verbannte ruhiger leben, als vor Kurzem unter Cajus die Ersten des Volks. Nicht zittern sie, nicht erwarten sie stündlich das Schwert, nicht erbeben sie, wenn sie ein Schiff kommen sehen. Durch dich haben sie sowol ein Ziel des grausigen Geschicks als auch die Hoffnung einer besseren Zukunft und einer ruhigen Gegenwart. Du sollst es wissen, daß nur die Bannstralen ganz gerecht sind, welche auch diejenigen anbeten, die von ihnen getroffen sind."

O Nesseln, mehr Nesseln, edle Corsen — era un birbone!

Der Trostbrief schließt mit diesen Worten: dies habe ich so gut ich konnte mit einem in langer Unthätigkeit schon matt und stumpf gewordenen Geiste geschrieben; scheint es dir nun entweder deinem Genie zu wenig entsprechend oder deinem Schmerze zu dürftige Arzenei zu sein, so bedenke, daß demjenigen nicht leicht das lateinische Wort zufließt, den das wirre und schwerfällige Kauderwälsch der Barbaren umlärmt.

Die Schmeichelei fruchtete dem Jammermanne nichts, aber die am Hofe in Rom eingetretenen Verhältnisse rißen ihn aus dem Exil. Der Kopf des Polybius war gefallen, Messalina war hingerichtet worden. So stumpf war Claudius, daß er die Hinrichtung seines Weibes vergaß und einige Tage darauf beim Abendessen fragte, warum Messalina nicht zu Tische komme. So sind alle diese Greuel tragikomisch, und da kommt denn auch der treffliche Tröster, der corsische Bandit zurück. Agrippina, die neue Gemalin des Claudius, ließ ihn zurückrufen, um ihren elfjährigen Sohn Nero zu erziehen. Gibt es etwas Tragikomischeres als Seneca in der Gestalt eines Erziehers des Nero? Er kam, den Göttern dankend, daß sie ihm den Beruf auferlegt, einen Knaben zum Fürsten der Welt zu erziehen. Er dachte nun die Erde mit seinem Geiste zu erfüllen, indem er ihn dem jungen Nero eingab. Welch' ein Bemühn, ein tragisches und lächerliches zugleich! Er wollte eine junge Tigerkatze in stoischen Grundsätzen erziehn. Uebrigens fand Seneca an seinem hoffnungsvollen Zöglinge einen von Schulmethoden noch ganz unverpfuschten Stoff vor; denn er war in göttlicher Unwissenheit aufgewachsen, und bis zu seinem zwölften Jahre hatte er den innigsten Umgang genossen mit einem Barbier, einem Kutscher und einem Seiltänzer. Aus

deren Händen übernahm Seneca den Knaben, welcher bestimmt war, über die Götter und die Menschen zu herrschen.

Da Seneca im ersten Jahre des Claudius nach Corsica verbannt gewesen war und in dessen achtem Regierungsjahre zurückkehrte, so konnte er sich „dieser Gottheit und dieses himmlischen Sterns“ noch mehr als fünf Jahre erfreuen. Eines Tages aber starb Claudius, weil ihm Agrippina in einem Kürbisse, der als Trinkgefäß diente, Gift gegeben hatte. Die berüchtigte Locusta hatte den Trank gemischt. Der Tod des Claudius gab Seneca die lang ersehnte Gelegenheit seiner Rache Luft zu machen. Schrecklich entgalt er ihm das Exil, er schrieb auf den Todten seine Satire die Apokolokyntosis, ein Pamphlet von erstaunlichem Witze und fast unglaublicher Frechheit, welches dem Lucian an Genialität völlig gleich kommt. Schon der Titel ist genial erfunden. Das neue Wort parodirt den Begriff der Apotheose oder Versetzung der Kaiser unter die Götter, und heißt die Versetzung unter die Kürbisse oder Verkürbissung des Claudius, weil er doch durch einen Kürbis vergiftet worden war. Man muß diese Satire lesen. Sie ist charakteristisch für die römische Zeit, in deren grenzenloser Despotie eines Menschen Zunge dennoch solche Dinge sagen durfte, und wo ein eben gestorbner Kaiser von seinem Nachfolger, von seiner Familie, wie vom Volke öffentlich als Hanswurst verspottet werden durfte, unbeschadet des kaiserlichen Ansehns. Alles ist in dieser römischen Welt ironischer Zufall, tragikomisch und bizarr, Narrenfasching.

Seneca redet in Maskenfreiheit und als römischer Pasquino und hebt also an: Was am 13. October unter dem Consulate des Asinius Marcellus und des Acilius Aviola in dem neuen Kaiserjahre, beim Beginne der Zeit des Heils im Himmel geschah, will ich dem Andenken überliefern. Hiebei soll weder meine Rache noch meine Dankbarkeit mitsprechen. Fragt mich Jemand, woher ich denn alles so genau wisse, so werde ich für's Erste nicht antworten, wenn mir's nicht beliebt. Wer darf mich zwingen? Weiß ich doch, daß ich ein freier Mensch geworden bin, seitdem jener abgefahren ist, welcher das Sprichwort wahr gemacht hat: man muß entweder als König oder als Narr geboren sein. Wenns mir beliebt zu antworten, so werde ich sagen, was mir in den Schnabel kommt. — Nun sagt Seneca höhnend, er habe, was er erzählen werde von dem Senator, welcher die Drusilla (die Schwester und Geliebte des Caligula) auf

der appischen Straße habe zum Himmel fahren sehen. (Für diese freche Aussage hatte Livius Geminus vom Caligula wirklich 250000 Denare Belohnung erhalten.) Derselbe Senator habe nun auch alles gesehn, was dem Claudius bei seiner Himmelauffahrt passirt sei.

Man wird mich besser verstehen, fährt Seneca fort, wenn ich sage, es war der 13. October. Die Stunde kann ich dir nicht genau sagen. Denn leichter stimmen die Philosophen als die Uhren überein. Doch war's zwischen der sechsten und siebenten Stunde. — Claudius schnappte eben nach Luft und konnte keine finden. Da nahm Mercur, der sich an des Mannes Genie stets ergötzt hatte, eine der drei Parzen bei Seite und sagte: Grausames Weib, was läßt du doch den armen Menschen sich so lange quälen, da er's nicht verdient hat. Es sind nun 64 Jahre, daß er immer nach Luft schnappt. Was zürnest du ihm also? Laß doch endlich die Mathematiker Recht bekommen, die ihn seitdem er Herrscher wurde, jedes Jahr, jeden Monat sterben lassen. Und doch ist's kein Wunder, wenn sie irren. Seine Stunde kennt Niemand; denn kein Mensch hat ihn jemals als einen Gebornen betrachtet. Thue deine Schuldigkeit,

Laß sterben ihn; ein Besserer sei nun Herrscher statt ihm.

Hierauf schneidet die Parze des Claudius Faden entzwei, aber Lachesis spinnt einen andern hellglänzenden, den Lebensfaden des Nero. Dazu spielt Phöbus auf der Leier, und es schmeichelt Seneca seinem Zöglinge, seiner neuen Sonne schöne, nichtswürdige Verse zu:

Phöbus spricht es nun aus; die Tage des sterblichen Lebens
Soll er überschreiten, mir ähnlich an Antlitz und Schönheit,
Schlechter an Stimm' und Gesang nicht; glückliche Zeiten er bringet
Ueber die müden Menschen, brechend das Schweigen des Rechtes.
Gleich wie Lucifer scheucht die flüchtigen Schaaren der Sterne,
Oder wie Hesperus aufsteigt, kehren zurücke sie wieder,
Wie wenn rosig der finsternißlösende Morgen den Tag nun
Bringet empor und die Sonne stralend den Erdkreis beschauet
Und aus den Schranken entführt den schimmernden Wagen der Frühe,
Also tritt der Cäsar hervor, Rom schauet ihn also,
Nero deß stralendes Antlitz glänzt von sanfterem Schimmer,
Und den schönen Nacken umfließt das wallende Hauptthaar.

„Claudius indeß pumpte die Luftblase seiner Seele heraus und hörte demnach auf als ein Phantasma sichtbar zu sein. Er hauchte aber

aus während er die Komödianten anhörte, so daß du weißt, wie ich diese nicht ohne Grund fürchte.“ Sein letztes Wort aber war: vae me, puto concacavi me.

Claudius also ist todt. Nun wird dem Jupiter gemeldet, es sei ein Mann von guter Figur, schon ziemlich grau, angekommen; er drohe man weiß nicht was; beständig schüttle er mit dem Kopfe und schleppe das rechte Bein. Man könne seine Sprache nicht verstehn, er sei weder Grieche noch Römer noch von irgend einer bekannten Race. Jupiter befiehlt nun dem Hercules, der durch die ganze Welt vagabondirt sei, nachzusehn, was für eine Menschenart denn das wäre. Als Hercules, der doch die Ungeheuer nicht fürchtete, die beispiellose Gestalt wie von einem Seemonstrum, dumpf und niedergedrückt, erblickte, meinte er, es sei ihm eine dreizehnte Arbeit angekommen. Wie er aber genauer hinsah kam es ihm doch vor, als sei es so Etwas wie ein Mensch. Er fragte also auf griechisch und aus dem Homer:

Sprich! woher der Männer, aus welcher Stadt du?

Claudius war darob höchlich erfreut, daß es im Himmel Philologen gäbe und hoffte er könne da seine Geschichtsbücher anbringen. Er hatte nämlich 20 Bücher Tyrrhenischer und acht Bücher Carthagischer Geschichte griechisch geschrieben. Er antwortet sogleich ebenfalls homerisch und albern mit folgendem Verse:

Her von Ilion brachte der Wind mich zu den Kikonen.

Das Fieber, welches allein von allen römischen Göttern den Claudius in den Himmel begleitet hatte, straft ihn Lügen und nennt ihn einen Stockgallier. „Deshalb hat er auch, was er als Gallier nicht lassen konnte, sich Roms bemächtigt.“ (Indem ich diesen Satz des alten Römers hier in Rom niederschreibe und gerade französische Trompeten höre, wird mir seine Richtigkeit recht deutlich.) Claudius gibt sofort den Befehl, man solle dem Fieber den Hals abschneiden. Er gewinnt indeß den Hercules, der ihn in den Göttersaal hineinbringt. Aber der Gott Janus trägt darauf an, daß keiner von denen die „des Ackerlands Früchte genießen“ fortan vergöttert werden solle, und Augustus liest ein schriftliches Gutachten vor, wonach Claudius binnen drei Tagen den Olymp räumen solle. Die Götter treten der Sentenz bei, und Mercur schleppt hierauf den Kaiser in die Unterwelt.

Auf der Via Sacra kommt ihnen gerade der Leichenzug des

Claudius entgegen, welcher so beschrieben wird: Und es war ein prächtiger Leichenzug von so ungeheurem Aufwand, daß man wol sah, ein Gott werde begraben. Da waren Flötenspieler, Hornbläser, Erzschläger jeder Art in solcher Menge und ein solches Zusammenströmen, daß es auch Claudius hören konnte. Alle waren lustig und vergnügt, das römische Volk spazierte umher als wäre es ein freies Volk gewesen. Agathon nur und einige Advocaten weinten und recht von Herzen. Die Rechtsgelehrten traten aus der Finsterniß hervor, bleich, hager, kaum noch bei Luft, gleich als ob sie eben wieder auflebten. Als Einer von diesen die Advocaten sah, wie sie die Köpfe zusammensteckten und ihr Mißgeschick beklagten, kam er herbei und rief: Ich sagte es euch, die Saturnalien werden nicht ewig dauern. Als Claudius sein Begräbniß sah, fiel es ihm ein, daß er todt sei. Denn mit großem Wortschwall sang man die anapästische Nänie:

Strömet ihr Tränen,
Klagen ertönet
Geheuchelter Trauer,
Laßet von Wehruf
Schallen das Forum.
Er ist gefallen
Der Herrlichste Aller,
Welchem kein Mann je
An Tapferkeit gleich war
Auf weitester Welt.
Jählings im Lauf wol
Behendeste hat er
Weit überholet,
Hat den Parterrebell
Zu besiegen vermocht,
Zu treffen den Perser
Mit flücht'gem Geschoß,
Zu spannen den Bogen
Stockarmig vermocht.
Hinrennendem Feind
Streifende Wund' er schlug,
Fliehenden Meders
Bemaleten Schild
Sicher er traf.
Ueber des Meeres

Letztem Gestade
Die Britannier erzwang,
Und dem Briganten
Mit bläulichem Schild
Beugt' er den Nacken
In Romulus Joch.
Ob der neuen Gewalt
Römer-Lictorenbeils
Ließ zittern er selbst
Okeanos Flut.

Weint, weint um den Mann,
Welcher so rasch wie
Nimmer ein Andrer
Rechtsfälle entschied,
Hört' er nur eine,
Hört er auch keine Partei.
Wer wird als Richter nun
Jahr lang sitzen zu Stul?
Dir läßt den Stul schon
Welcher den schweigenden
Schatten das Recht gibt
Der cretische König,
Hundert Städten ein Fürst.
Mit wehvoller Hand
Schlagt an die Brust nun,
Feiles Geschlecht ihr,
Rechtes Verdreher.
Grünschnäblige Dichter
Rufet nur Weh!
All' ihr zumal
Die reichsten Gewinn
Erbechert ihr habt
Mit becherndem Schwung.

Wie Claudius endlich in die Unterwelt kommt, eilt ihm ein Sängerchor entgegen und ruft: Er ist gefunden, Freude! Freude! So riefen nämlich die Aegypter, wenn sie den Ochsen Apis fanden. Es kamen alle, die er hatte würgen lassen, darunter auch Polybius und seine übrigen Freigelassenen. Nun untersucht Aeacus des Claudius Thaten und findet, daß er dreißig Senatoren, dreihundert und fünfzehn Ritter,

und Bürger so viel als Sand am Meer habe morden lassen. Er fällt demnach den Spruch, Claudius solle in alle Ewigkeit aus einem durchlöcherten Becher würfeln. Da erscheint plötzlich Caligula und reclamirt ihn als seinen Sclaven. Er bringt Zeugen, daß er dem Claudius, seinem Onkel, im Leben oftmals Rutenhiebe, Ohrfeigen und Peitschenschläge gegeben habe, und da dies niemand bestreiten konnte, so wird Claudius dem Caligula zugesprochen. Caligula schenkte ihn seinem Freigelassenen Menander, und diesem muß er nun in Rechtssachen behilflich sein.

Das ist denn die merkwürdige Verkürbissung des Claudius. Seneca, welcher dem Lebendigen niederträchtig schmeichelte, war auch niedrig genug den Todten mit Kot zu bewerfen. Ein edler Mann rächt sich nicht an der Leiche des Feindes, auch wenn er ein lächerliches Scheusal war. Die Art des Feigen ists, sie zu beschimpfen. Die Apokolokyntose ist der treueste Spiegel der in Gemeinheit versunkenen römischen Kaiserwelt.

Siebentes Kapitel.

Seneca eroe.

Alto morire ogni misfatto amenda.
Alfieri.

Der Pasquino Seneca verwandelt sich nun augenblicks wieder in den edlen Moralisten. Er schreibt seine Abhandlung „von der Gnade an den Kaiser Nero" — ein lächerlicher Widerspruch Nero und die Gnade. Doch weiß man, daß der junge Kaiser, wie alle seine Vorgänger, die ersten Jahre ohne Grausamkeit regierte. Die Schrift Senecas ist wieder herrlich, weise und voll Adel der Gesinnungen.

Nero überschüttete seinen Lehrer mit Reichtümern, und der Verfasser des Tractates über die Armut besaß ein fürstliches Vermögen, Gärten, Aecker, Paläste, Villen vor dem nomentanischen Tore, in Bajä, im Albaner Gebirge, über sechs Millionen an Wert. Er hatte Zins- und Wuchergeschäfte in Italien, wie in den Provinzen, scharrte geizig Geld zu Geld, und kroch hündisch vor der Agrippina und ihrem Sohne, bis das Blatt umschlug.

Nach vier Jahren hatte sich Nero von allen Banden entfesselt. Den Muttermord hatte der furchtsame Seneca nicht verhindert. Der edle Tacitus weist auf ihn mit Tadel. Endlich wurde der Philosoph dem Nero unbequem. Schon hatte dieser seinen Präfecten Burrhus umgebracht, und Seneca hatte sich beeilt dem Wütenden alle seine Reichtümer zur Verfügung zu stellen; er lebte nun ganz zurückgezogen. Aber seine Feinde beschuldigten ihn der Mitwissenschaft um die Verschwörung des Calpurnius Piso, und auch sein Neffe der bekannte Dichter Lucanus wurde darein und nicht grundlos verwickelt. Es ist unglaublich wie sich Lucanus hierbei benahm. Er gestand kleinmütig, ließ sich zu den entehrendsten Bitten herab, und indem er sich hinter das erlauchte Beispiel des neronischen Muttermords flüchtete gab er seine unschuldige Mutter als Teilnehmerin der Verschwörung an. Da diese Scheußlichkeit ihn nicht rettete und er zum freiwilligen Tode verdammt worden war, ging er nach Hause, schrieb an seinen Vater Annaeus Mela Seneca Einiges über gewisse Verbesserungen an seinem Gedichte, speiste köstlich und schnitt sich mit der größesten Seelenruhe die Adern auf. Dies ist römischer Widerspruch.

Ganz edel, groß und würdevoll steht der schwache Seneca in seinem Tode da, fast in socratischer Heiterkeit und catonischer Ruhe. Er wählte die Verblutung als Todesart und willigte auch darein, daß sein heroisches Weib Paulina in gleicher Art starb. Vier Miglien von Rom befanden sich beide, auf ihrem Landgute unter Freunden und Dienern. Nero schickte in Unruhe ab und zu seinen Tribunen nach der Villa, zu sehen, wie es dort stünde. Eilend brachte man ihm die Nachricht, daß auch Paulina verblute. Auf der Stelle schickte Nero den Befehl, ihren Tod zu hindern. Die Sclaven verbinden der Frau die Adern, stillen den Blutstrom, und Paulina wird gerettet, wider ihren Willen. Sie lebte noch einige Jahre. Dem greisen Seneca unterdeß entströmte das Blut nur spärlich und quälend langsam. Er bat Statius Annaeus um Gift, nahm es, doch ohne Erfolg; dann ließ er sich in ein warmes Bad bringen. Die umstehenden Sclaven besprengte er mit dem Wasser und sagte dabei: „Zeus dem Befreier spende ich dies". Da er auch hier nicht sterben konnte, ließ er sich aus dem warmen Bade in ein heißes Dampfbad tragen und so erstickte er in der Badewanne. Seneca war acht und sechszig Jahre alt geworden.

Wer mag nun weiter mit diesem Weisen rechten, der doch ein

Mensch seiner niedrigen Zeit war, und in dessen Natur sich ein göttliches Talent, Liebe zur Wahrheit und zur Weisheit mit den gemeinsten Schwächen vereinigte. Seine Schriften haben auf das ganze Mittelalter einen großen Einfluß ausgeübt und manchen Geist zum Edlen gestimmt und von Leidenschaften gereinigt. Scheiden wir also versöhnt, Seneca.

Epikolokyntosis an Seneca.

Nun, carrarischer Freund, du ganz unmarmornen Herzens,
 Lange die Zucca hervor, corsisches Kürbißgefäß,
Welche wir füllten mit goldnem Funkelweine von Pino;
 Daß wir spenden dem Geist Senecas sühnenden Trank.
Seneca, langausduldender Weiser, welcher zuvor einst
 Auf des corsischen Meers waldig umwildertem Fels
Inselnder Mann mir Inselndem mühsaldauernd voranging,
 Seneca, der du mich fern in der kikonischen Stadt
Conisberga benannet — immer erglänzt dort Athenes
 Friedlich Ehrengeschenk stoischen Denkern um's Haupt,
Aber Apollons duftiger Zweig vertrauert im Reife —
 Der in barbarischer Stadt bildsam mich römisch gelabt;
Hör' mich hier auf schauerndem Turm, der öden Behausung,
 Sei mir gastlich gesinnt, nimmer versag' es dem Freund;
Weil's doch dem Lebenden frommt, wenn drunten in Aides Reiche
 Schützend ein sorgender Geist dunkle Gewalten ihm hemmt.
Sie nun erwecke mir wol fürsprechend deine Genossen,
 Roms Heroen zumal, daß sie den Wanderer gern
Hegen auf Latiums Flur, wenn unter der schweigenden Roma
 Lehrenden Grazien er weilt, sinnend versunkener Zeit.
Manches weiht' ich Geistern von Rom ja, hab' es eropfert,
 Daß mir ambrosisch das Haupt tuscische Rebe umlenzt,
Und ins Herz Entzückung mir singt Egerias Nymphe,
 Bildend dem strebenden Mut voller die Schaffensgewalt.
Seid voreilende Schatten, mir Laren über dem Meere
 In des marmornen Roms götterumhegender Welt!
Wie ist die Zucca spendenentleert! doch lieblich erfüllt sich
 Von dem bacchischen Hauch selig beschwingt mein Gemüt.
Hier vom frischesten Triebe die Epheuranke mir brech' ich,
 Wind' um die Stirn sie mir lind, wandre nun fröhlich hinab,
Weil ich in ahnender Seele vernahm, daß gönnend die Parzen
 Purpurne Jahre mir dort spinnen im ewigen Rom.

Achtes Kapitel.

Gedanken einer Braut.

Und bald steht die Vermählung bevor, wo Schönes du selber
Anzieh'n mußt, und reichen den Jünglingen, wenn man dich heimführt:
Denn aus solchem ja geht ein Gerücht aus unter die Menschen,
Das uns ehrt; auch den Vater erfreut's und die liebende Mutter.

Odyssee.

Jedes Tal oder Pieve des Cap Corso hat seine Marina, seinen Hafenort, und kaum gibt es etwas Einsameres als diese Oertchen auf dem stillen Ufer. Es war schwüler Mittag, als ich an den Strand von Luri kam, die Zeit wo Pan zu schlafen pflegt. Die Leute in dem Häuschen, wo ich die Barke erwarten wollte, saßen alle wie im Schlafe. Ein liebliches Mädchen aber saß am offenen Fenster und nähte im Traume an einem Fazoletto mit geheimnißvollem Lächeln und allerlei stillen, verblümten Gedanken. Sie stickte etwas in das Tuch; ich merkte, es war das ein kleines Gedicht, welches ihr seliges Herz auf ihre nahe Hochzeit machte. Durchs Fenster lachte hinter ihrem Rücken das blaue Meer, welches um die Geschichte wußte, weil das Schiffermädchen ihm alles gestanden hatte. Das Mädchen hatte ein meergrünes Kleid an, eine geblümte Weste, und das Mandile zierlich ums Haar geschlungen; das Mandile aber war schneeweiß mit feinen roten Streifen, je dreien übereinander. Auch mir gestand Maria Benvenuta ihr öffentliches Geheimniß und wußte allerlei Geplauder von Wind und Wellen und von der schönen Musica beim Hochzeitsreigen drüben im Tal von Luri. Nach einigen Monaten wird das Hochzeitsfest sein, und kein schöneres wird je gefeiert sein auf ganz Corsica.

An dem Morgen, da Benvenuta ihr mütterliches Haus verlassen soll, wird am Eingange des Strandörtchens eine reizende Trovata stehn, ein grüner Triumfbogen mit bunten Bändern. Die Freunde, die Nachbarn, die Sippen werden auf der Piazzetta geschaart sein zum Corteo, zum Brautgeleite. Da tritt ein Jüngling vor die geschmückte Braut und klagt, daß sie den Ort verlassen wolle, wo sie als Kind in guter Hut aufgewachsen sei, und wo es ihr nie an Corallen, an Blumen und an Freunden gefehlt habe. Weil sie aber nun fortziehen wolle, so wünsche er ihr im Namen ihrer Freunde ein herzlich Glück und gebe ihr das Lebewol. Maria Benvenuta aber bricht in Tränen

aus, und sie reicht dem Jünglinge ein Geschenk zum Andenken für die Commune. Ein geschmücktes Pferdchen wird vor das Haus geführt, darauf setzt sich die Braut und wol bewaffnete Jünglinge reiten neben ihr, mit Blumen und Bändern bekränzt, und der Corteo zieht hinweg durch die Ehrenpforte. Ein Jüngling aber trägt den Freno, das Symbol der Fruchtbarkeit, einen Spinnrocken welcher oben mit vielen Spindeln umgeben und mit bunten Bändern geschmückt ist. Als Banner weht darauf ein Tüchlein. Diesen Freno in der Hand geht der Freniere stolz und freudig dem Zuge voran.

Das Geleite nähert sich Campo, wo der Bräutigam wohnt, in dessen Haus nun die Braut geführt werden soll. Auch am Eingange von Campo steht eine herrliche Trovata. Da kommt nun ein Jüngling hervor, hoch in der Hand einen bebänderten Oelzweig haltend; mit schönen Sprüchen übergibt er ihn der Braut. Vom Corteo der Braut aber sprengen in rasender Hast zwei Jünglinge gegen das Bräutigamshaus, den Vanto zu erreiten und zu erjagen; das heißt die Ehre der Erste zu sein, welcher der Braut die Schlüssel von des Bräutigams Hause bringt. Das Sinnbild der Schlüssel ist eine Blume. Der schnellste Reiter hat sie gewonnen, und jubelnd hält er sie in der Hand und sprengt zur Braut zurück, ihr das Symbol zu übergeben. Der Zug zieht nun nach dem Hause. Auf allen Balconen stehn Frauen und Mädchen und streuen auf die Braut Blumen, Reis und Waizenkörner und werfen Früchte der Jahreszeit unter die Ziehenden mit Freudenrufen und Segenswünschen. Das nennt man Le Grazie. Nimmer aber hört das Schießen mit den Flinten auf, das Schallen der Mandolinen und das Spiel der Cornamusa der Sackpfeife. Das ist ein Jubiliren in Campo, ein Knallen, Jauchzen, Klimpern und Geigen, und wie toll schwirrt's in den Lüften von Frühlingsschwalben, Lerchenliedern, fliegenden Blumen, Waizenkörnern, Sonnenstäubchen, und das alles um diese kleine Maria Benvenuta, die hier am Fenster diese ganze Geschichte in das Fazoletto stickt.

Nun kommt auch der alte Schwiegervater aus dem Hause und spricht also ernst zu dem fremden Corteo: Wer seid ihr, Männer in Waffen? Freunde oder Feinde? seid ihr Begleiter einer donna gentile, oder habt ihr sie geraubt, obwol ihr mir dem Aussehen nach edle und tapfre Männer zu sein scheint.

Wir sind, spricht der Brautführer, Gastfreunde und geleiten

diese schöne und herrliche Jungfrau, das Pfand unserer neuen Freundschaft. Wir pflückten die schönste Blume am Strande von Luri, um sie Campo zum Geschenke zu bringen.

Seid denn willkommen, Gastfreunde, und tretet in mein Haus und labt euch am Feste. Also ruft wieder der Alte, hebt die Jungfrau vom Pferdchen, umarmt sie und führt sie in das Haus. Dort schließt sie der glückliche Bräutigam in seine Arme, und das geschieht mit eitel Jubiliren auf der sechszehnsaitigen Cetera und beim Schall der Cornamusa.

Dann gehts in die Kirche, wo die Kerzen schon funkeln, und Mirten reichlich gestreut sind. Und wenn das Paar zusammengegeben ist und wieder in das Hochzeitshaus tritt, so stehn da im Festzimmer zwei Stüle. Auf die zwei Wunderstüle setzen sich die jungen Glücklichen, und nun kommt eine schalkhaft lächelnde Frau, die ein bebändertes Wickelkindchen im Arme hält. Das Wickelkindchen aber legt sie der Braut in den Arm. Die kleine Maria Benvenuta errötet keineswegs, sondern nimmt das Kindchen und herzt es nach Herzenslust. Dann setzt sie ihm ein kleines phrygisches Mützchen auf, das ist mit bunten Bändern reizend ausgeflittert. Wie dieß geschehen ist, umarmen die Sippen das Paar, und ein jeder spricht den guten alten Spruch:

Dio vi dia buona fortuna,
Tre di maschi e femmin' una,

das heißt: Gott gebe euch gutes Glück, drei Söhne und eine Tochter. Nun teilt die Braut kleine Geschenke an ihres Mannes Verwandte aus, der nächste Verwandte erhält eine kleine Münze. Darauf folgt der Schmaus und der Ballo, da wird man tanzen die Cerca, die Marsiliana und die Tarantella.

Ob sie weiter die ältern Gebräuche thun werden, wie sie die Chronik erzählt, das weiß ich nicht. Denn ehedem war es Sitte, daß ein junger Verwandter der Braut in die Brautkammer voranging. Der sprang einigemale über das Brautbette und wälzte sich mehre Male darüber, dann ließ er die Braut sich auf das Lager setzen und löste ihr die Bänder an den Schuhen, mit demselben Anstande wie Anchises der auf dem Lager sitzenden Venus die Sandalen löst, wie mans auf alten Bildern sehen kann. Die Braut bewegte nun zierlich das Füßchen und ließ die Schuhe zur Erde

gleiten, dem bandauflösenden Jünglinge aber gab sie ein Geldgeschenk. Kurz und gut, es wird am Hochzeitstage der Benvenuta lustig zugehen, und noch nach vielen Jahren wird man davon in dem Tale von Campo reden.

Das alles besprachen und beplauderten wir ernstlich in dem kleinen Schifferstübchen von Luri, und ich weiß auch das Schlummerliedchen, mit dem Maria Benvenuta ihren kleinen Sprößling in ihren Armen einwiegen wird.

Nanna.

Corsisches Wiegenlied von jenseits der Berge.

Ninninà, mein herziges Holdchen,
Ninninà, mein einziges Gut,
Bist mein kleines tanzendes Schiffchen,
Das da tanzt auf blauer Flut;
Das vor Wellen sich nicht fürchtet,
Nicht vor Winden auf der See.
  Schlaf' ein Weilchen, schlaf' mein Holdchen,
  Mach' dir ninni nani.

Schiffchen schwer von Perlen, mein Holdchen,
Seide führst du, Tüchlein an Bord,
Und die Segel sind von Brocate,
Kommen aus indianischem Port;
Und die Ruder sind von Golde,
Kostbar ist die Arbeit dran.
  Schlaf' ein Weilchen, schlaf' mein Holdchen,
  Mach' dir ninni nani.

Holdchen, als du warest geboren,
In die Taufe trug man dich dann;
Und die Sonne war die Frau Pathe,
Und der Mond Gevattersmann;
Und die Sternlein in dem Himmel
Wiegten sich in goldner Wieg'.
  Schlaf' ein Weilchen, schlaf' mein Holdchen,
  Mach' dir ninni nani.

Heiter ward der Himmel, mein Holdchen,
Blau im Glanze hat er gelacht,

Ja auch selbst die sieben Planeten
Haben dir Spenden gebracht.
Alle Hirten auf den Bergen
Hielten durch acht Tage ein Fest.
Schlaf' ein Weilchen, schlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Nichts als Citern hörte man, Holdchen,
Nichts als Tänze sah man zumal
In dem Tale von Cuscioni,
Weit und breit allüberall.
Boccanera und Falconi
Bellten froh nach ihrer Art.
Schlaf' ein Weilchen, schlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Bist du größer worden, mein Holdchen,
Wirst du wandeln über die Au,
Alle Kräuter werden dann blühen,
Klares Oel wird sein der Tau.
Feiner Balsam wird dann werden
Alles Wasser in der See.
Schlaf' ein Weilchen, schlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Alle Berge werden, mein Holdchen,
Sich mit Schäfchen decken schneeweiß,
Und dann laufen dir nach die Hirschlein
Und das Gemslein und die Geiß.
Doch der Habicht und die Füchse
Laufen fort aus diesem Tal.
Schlaf' ein Weilchen, schlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Du mein Holdchen bist mein Primel,
Du mein Liebchen mein Tausendschön,
Das man sieht im Tale Bavella,
Im Tale Cuscioni stehn.
Bist vom Klee mein würzig Blättchen,
Das die Böckchen weiden gehn.
Schlaf' ein Weilchen, schlaf' mein Holdchen,
Mach' dir ninni nani.

Sollte nun das Kindchen von der Phantasie dieses Liedes zu sehr aufgeregt worden sein, so wird ihm seine Mutter noch dieses kleine Nanna singen, worauf es sofort einschlafen wird.

Ninni ninni, ninni nanna,
Ninni ninni, ninni nolu,
Allegrezza di la mamma,
Addormèntati, o figliuolu.

Neuntes Kapitel.

Eine gespenstige Wasserfahrt.

Mittlerweile wurde es am Ufer laut. Die Schiffer waren angekommen, und so nahm ich Abschied von der zierlichen Benvenuta, wünschte ihr allerlei gute Dinge und stieg in die Barke, welche nach Bastia segelte. Wir fuhren immer längs der Küste und unmittelbar am Ufer. Das Schiffchen landete in Porticcioli, einem kleinen Hafen mit einer Dogana, um seine vier Passagiere registriren zu lassen. Auch hier ankerten einige Segelboote. Die reifen Feigen auf den Bäumen und die schönen Trauben in den Gärten wurden uns begehrlich. Man brachte uns einen halben Weinberg der köstlichsten Muscatellertrauben und Feigen von dem süßesten Wolgeschmacke für ein paar Soldi.

Abends weiter fahrend hatte ich rechte Freude an dem mondbeglänzten Meere und an den seltsamen Uferformen. Viele Türme sah ich auf den Felsen, hie und da eine Ruine, Kirche oder Kloster. Wir segelten an der alten Kirche der heiligen Catharina von Sicco vorbei, welche hoch und prächtig am Ufer steht. Das Wetter wollte sich aber verwüsten, wie man in der italienischen Sprache sagt, und es drohte ein Sturm. Der alte Steuermann nahm im Angesichte der heiligen Catharina sein Baretto ab und betete laut: heilige Mutter Gottes Maria, wir fahren nach Bastia, gib daß wir glücklich in den Hafen kommen. Die Schiffer alle nahmen die Barretti ab und schlugen andächtig ein Kreuz. Der Mondschein auf dem Meere, welcher aus schwarzen Wetterwolken hervorbrach, die Furcht vor einem Sturme,

das grauenvoll beleuchtete Ufer, endlich die heilige Catharina brachten über die ganze Barke plötzlich eine jener unwiderstehlichen Stimmungen, die sich in Gespenstergeschichten Luft machen. Es begannen die Schiffer allerlei Hexereien zu erzählen. Nun wollte einer der Passagiere in des Fremden Augen seine Landsleute nicht gar alle für abergläubisch gelten lassen und zuckte als Freigeist beständig die Achseln, ärgerlich daß ich solche Dinge hörte; ein anderer Passagier aber bekräftigte seine und der Schiffer Meinung beständig mit dem Schlusse: ich habe die Hexen nicht mit Augen gesehn, aber Teufelskünste müßen sein. Ich selber behauptete, daß ich an die Stregen und Hexen zuversichtlich glaube und daß ich auch die Ehre gehabt hätte, einige von der besten Art kennen zu lernen. Der Anhänger der Teufelskünste, ein Bewohner von Luri hatte mich übrigens einen tiefen Blick in seine geheimnißvollen Studien thun lassen, da er bei Gelegenheit eines Gesprächs über London sehr naiv die Frage hinwarf, ob London französisch sei. Es schien mir deshalb vortrefflich geeignet, das Feuer in dieser Hexenküche lebhaft zu unterhalten.

Die Corsen nennen die Hexe strega. Sie saugt besonders als Vampyr den Kindern das Blut aus. Ein Schiffer beschrieb ihr Aussehn, da er sie in seines Vaters Hause einmal ertappt hatte, pechschwarz nämlich ist sie auf der Brust und kann sich aus einer Katze in eine Jungfrau, aus einer Jungfrau in ein Katze verwandeln. Diese Stregen machen namentlich den Kindern Weh, thun ihnen das böse Gesicht an und allerlei fattura. Sie können auch Waffen verhexen, daß sie versagen. In diesem Falle muß man am Flintenbügel ein Kreuz machen, wie überhaupt das Kreuz die beste Wehr gegen alle Zauberei ist. Gut ist es immer, Reliquien und Amulette zu tragen. Einige sichern gegen das Blei und den Biß der giftigen Spinne malmignatto. Unter diesen Amuletten hatte man ehemals in Corsica auch einen Reisestein, wie er auch in Nordlandssagen häufig vorkommt. Man fand ihn allein am Turme des Seneca, er war vierkantig und eisenhaltig. Wer sich einen solchen Stein über das Knie band, that eine leichte und glückliche Reise.

Viele Gebräuche der Heiden haben sich in Corsica verloren, manche sich noch erhalten und besonders in dem Hirtenlande Niolo. Da ist hauptsächlich die Weissagung aus den Knochen merkwürdig. Der Wahrsager nimmt das Schulterblatt (scapula) einer Geiß oder eines Schafes, macht es spiegelblank und liest daraus die Geschicke

der betreffenden Person. Es muß aber das linke Schulterblatt sein, weil nach dem alten Spruche la destra spalla sfalla das rechte trügerisch ist. Von vielen berühmten Corsen wird erzählt, daß Wahrsager ihnen ihr Loos prophezeit haben. Man sagt, daß als Sampiero am Abend vor seinem Tode mit seinen Begleitern bei Tische saß, eine Eule auf dem Hause die ganze Nacht geschrieen habe; da habe auch ein Wahrsager die Scapula gelesen und zum Entsetzen aller Sampieros Tod darin gefunden.

Auch Napoleons Schicksal wurde aus einer spalla prophezeit. Es war ein alter Hirte von Ghidazzo, berühmt im Lesen der Schulterblätter; der besah eines Tages, da Napoleon noch klein war, die Scapula und fand darauf deutlich abgebildet einen Baum, der mit vielen Zweigen hoch in den Himmel griff, aber nur kleine und wenige Wurzeln hatte. Daraus erkannte der Hirte, daß ein Corse Herrscher der Welt werden würde, aber nur für kurze Zeit. Diese Prophezeiung ist in Corsica populär; sie hat eine merkwürdige Verwandschaft mit dem Traume der Mandane von jenem Baume, welcher den Cyrus bedeutet.

Viele abergläubische Vorstellungen der Corsen von einer sehr dichterischen Phantasie beziehn sich auf den Tod, den wahren Genius der corsischen Volkspoesie, weil der Tod auf diesem Eilande der Blutrache so recht eigentlich sein mythisches Haus hat. Die Insel des Todes möchte ich Corsica nennen, wie andere Inseln die des Apollo, der Venus, des Jupiter waren. — Wenn Jemand sterben soll, so kündigt oft ein bleicher Lichtschein am Hause seinen Tod an. Die Eule schreit die ganze Nacht, der Hund heult, und manchmal läßt sich eine kleine Trommel hören, welche ein Geist schlägt. Soll Jemand sterben, so kommen oft die Todten Nachts an sein Haus und kündigen es an. Sie sind nämlich ganz so gekleidet wie die Todtenbrüderschaft, in langen weißen Kapuzmänteln, mit den spitzen Kappen, welche die gespenstigen Augenlöcher haben. Dann thun sie alle Geberden der Todtenbrüder, welche sich um die Bahre stellen, sie aufheben, sie tragen, ihr vorausgehen. Und so treiben die Geister den Spuck vor dem Hause, bis der Hahn kräht. Ruft der Hahn, so schlüpfen sie fort, die einen huschen auf den Kirchhof, die andern huschen in die Kirche in ihre Gräber.

Die Todten lieben die Gemeinschaft. Wenn du Nachts auf den Kirchhof gehst, so kannst du sie hervorkommen sehen. Dann schlage

schnell ein Kreuz über dem Flintenbügel, daß der Geisterschuß los geht. Denn ein voller Schuß hat Gewalt über die Gespenster, und schießst du unter sie, so zerstreuen sie sich, und erst nach zehn Jahren können sie sich nach einem solchen Schusse wieder vereinigen.

Bisweilen kommen die Todten an das Bette des Ueberbliebenen und stellen sich vor ihn hin und sagen zu ihm: Nun klage nicht mehr und höre auf mit deinem Weinen, weil ich doch die Gewißheit habe, einst selig zu sein.

In schweigender Nacht, wenn du auf deinem Bette sitzest und das traurige Herz dich nicht schlafen läßt, rufen oft die Todten deinen Namen: o Marì! — — o Josè! — — Bei Leibe, antworte nicht, rufen sie auch noch so kläglich, und will dir gleich das Herz zerbrechen. Antworte nicht! wenn du antwortest, so mußt du sterben. —

„Andate! Andate! der Sturm kommt! seht die Tromba dort, wie sie Elba vorbei treibt!" Und mächtig zog das schwarze Meergespenst über See, ein grausig schöner Anblick; der Mond war erloschen, und Ufer und Meer lag in einem falben Wetterscheine. Gott Lob! da sind wir am Turme von Bastia. Die heilige Mutter Gottes hatte uns doch geholfen, und wie wir aus der Barke gestiegen waren, begann das Wetter drein zu schlagen. Wir aber waren im Port.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Vescovato und die corsischen Geschichtschreiber.

Einige Meilen südwärts von Bastia liegt auf den Höhen der Ostküste der in der corsischen Geschichte vielberühmte Ort Vescovato. Wenn man an der Straße zum Turme Buttafuoco gelangt ist, so wandert man aufwärts in die Berge, durch die herrlichste Castanienwaldung, welche alle Hügel rings bedeckt. Das ganze schöne Ländchen heißt die Casinca und die Gegend um Vescovato ganz im besondern die Castagniccia oder das Castanienland.

Ich war gespannt darauf, dieses corsische Paese zu sehen, in welchem der Graf Matteo Buttafuoco Rousseau einst ein Asil angeboten hatte; ich vermutete einen Ort zu finden, wie ich deren in den Bergen genug gesehen hatte. Daher war ich überrascht, als ich Vescovato vor mir sah, in den grünen Bergen verloren unter den prächtigsten Castanienhainen, umkränzt von Orangen, Weinreben und Fruchtbäumen jeder Art, von einem Bergwasser durchrauscht, originell corsisch gebaut doch nicht ohne einige zierliche Architectur. Da gestand ich mir, daß unter allen Asilen, welche ein misanthropischer Philosoph wählen möchte, Vescovato nicht das schlechteste sei. Es ist selber eine Bergsiedelei in der schattigsten Waldeinsamkeit, mit köstlichen Spaziergängen, auf denen man ungestört träumen kann, bald im Gesteine am wilden Bergbach, bald unter einem blütenvollen Erikabusch an einem epheugrünen Kloster, bald auf einem Berghange, von dem das Auge in die paradiesische Ebene des Golo und in das Meer hinabsieht.

Ein Bischof baute den Ort, und die Bischöfe des alten Mariana, welches unten in der Ebene lag, wohnten später hier.

Vescovato ist eine Oase von historischen Erinnerungen und Namen, und vor allem zieren es drei corsische Geschichtschreiber, alle

aus dem sechszehnten Jahrhundert, Ceccaldi, Monteggiani und Filippini. Ihre Häuser sind wolerhalten wie ihre Andenken. Der Curato des Orts führte mich in Filippinis Haus, welches ein armseliges Bauernhaus ist. Ich konnte mich eines Lächelns nicht erwehren, als man mir einen aus der Wand gebrochenen Stein zeigte, auf welchen der berühmteste Geschichtschreiber Corsicas in seiner Herzensfreude die Inschrift gegraben hatte: Has Aedes ad suum et amicorum usum in commodiorem Formam redegit anno MDLXXV cal. Decemb. A. Petrus Philippinus Archid. Marian. Führwahr die Ansprüche dieser wackern Männer waren höchst bescheiden. Ein anderer Stein zeigt das Wappen Filippinis, sein Haus nämlich und ein Pferd, das an einen Baum gebunden ist. Der Archidiaconus hatte die Gewohnheit, seine Geschichte in seinem Weinberge zu schreiben, den man noch in Vescovato zeigt. Wenn er von Mariana heraufgeritten kam, band er sein Pferd unter eine Pinie und setzte sich zum Nachdenken oder zum Schreiben nieder, geschützt durch das hohe Gemäuer seines Gartens: denn er war seines Lebens vor den Kugeln seiner Feinde nie sicher, und so schrieb er die Geschichte der Corsen unter recht dramatischen und erregenden Eindrücken.

Filippini ist das Hauptwerk der corsischen Geschichte, ein ganz nationales Werk, auf welches die Corsen stolz sein können. Es ist ganz aus dem Boden des Volks herausgewachsen. Lieder, Chroniken, endlich bewußte Geschichtsschreibung haben dieses Werk zusammengesetzt. Der Erste, welcher daran arbeitete, war Giovanni della Grossa, Lieutenant des tapfern Vincentello d'Istria und Schreiber. Er sammelte die alten Sagen und Traditionen und verfuhr wie Paul Diaconus in seiner Historie. Er brachte die corsische Geschichte bis auf das Jahr 1464. Sein Schüler Monteggiani setzte sie fort bis auf das Jahr 1525, ziemlich dürftig; dann führte sie Ceccaldi bis auf das Jahr 1559 und Filippini bis auf das Jahr 1594. Von den 13 Büchern des Ganzen hat er also nur die letzten vier geschrieben, aber das ganze Werk redigirt, so daß es nun seinen Namen trägt. Es erschien zum ersten Male in Tournon in Frankreich im Jahre 1594 italienisch unter diesen Titel:

Die Geschichte von Corsica, in welcher alle Dinge erzählt werden, die sich zugetragen haben seit dem sie anfing bewohnt zu werden, bis auf das Jahr 1594. Mit einer allgemeinen Beschreibung der ganzen Insel, eingeteilt in 13 Bücher, von denen die ersten neun

angefangen worden vom Giovanni della Grossa, welche Pier Antonio Monteggiani fortgesetzt hat, und hernach Marc' Antonio Ceccaldi, und gesammelt wurden sie und erweitert von dem hochgeehrten Antonpietro Filippini Archidiaconus von Mariana, und die letzten 4 von ihm selber gemacht. Durchgesehen mit Fleiß und an's Licht gegeben von demselben Archidiaconus. In Turnon. In der Druckerei des Claudio Michael, Drucker der Universität. 1594.

Obwol Filippini ein Gegner Sampieros war und aus Menschenfurcht oder Unwahrheit manches in seinem Buche unterdrückte, anderes verdrehte, so hat er doch den Genuesen so viel bittere Wahrheiten gesagt, daß die Republik dem Geschichtswerke eifrig nachstellte. Es war sehr selten geworden; da erwarb sich Pozzo di Borgo das große Verdienst um sein Vaterland, den Filippini neu herausgeben zu lassen. Die neue Ausgabe wurde von dem gelehrten Corsen Gregori besorgt und mit einer trefflichen Einleitung versehen: Sie erschien in 5 Bänden zu Pisa im Jahre 1827. Die Corsen sind dessen wol würdig, daß man ihre historischen Denkmäler pflege. — Ihre neueren Geschichtschreiber tadeln Filippini sehr, weil er alle Sagen und Fabeln des Grossa in sein Werk mit aufgenommen hat. Ich will ihn deshalb loben, denn man muß seine Geschichte nicht nach der strengen historischen Wissenschaft messen, und so wie sie ist hat sie gerade den hohen Wert eines volkstümlichen Gepräges. Auch darin stimme ich den Tadlern nicht bei, daß sie dem Manne das Talent verkleinern. Er ist ein wenig breit, aber reich und hat eine gesunde aus moralischen Lebensbetrachtungen geschöpfte Philosophie. Man muß den Mann in Ehren halten, er hat seinem Volke genug gethan, war er gleich ein unfreier Anhänger Genuas. Ohne Filippini wäre heute ein gutes Teil corsischer Geschichte gänzlich in Dunkel begraben. Er hat sein Werk dem Alfonso d'Ornano, Sampieros Sohne, gewidmet in der Freude, die er darüber empfand, daß der junge Held sich mit dem genuesischen Senate versöhnte und selbst Genua besuchte.

Als ich die Geschichte zu schreiben unternahm, sagte er, vertraute ich mehr auf die Gaben, welche mir die Natur verliehen hat, als auf die Kunst, welche von dem verlangt wird, der eine ähnliche Sache schreibt. Bei mir selbst dachte ich entschuldigt zu sein vor denjenigen, die mich lesen werden, wenn sie sehen wie groß der Mangel an allen Mitteln in dieser unserer Insel ist (in welcher es Gott einmal gefallen hat, daß ich lebe), so daß man nicht an

Wissenschaften, welcher Art sie immer seien, sich machen, geschweige dann in einem reinen und ganz mackellosen Style schreiben kann. — Auch an andern Stellen beklagt sich Filippini bitter über die Unwissenheit der Corsen und ihre gänzliche Ignoranz in den Wissenschaften. Selbst die Priester nimmt er nicht davon aus, unter denen es kaum zwölf gäbe, welche die Grammatik gelernt hätten, unter den Franciscanern, welche 25 Klöster hätten, sagt er, gäbe es kaum acht Literaten, und so wachse das ganze Volk in Unwissenheit auf.

Er verschweigt niemals die Fehler seiner Landsleute. Neben der Unwissenheit, sagt er, kann man nicht Worte finden, um auszusprechen, wie groß die Faulheit der Insulaner sei, wo es gilt das Erdreich zu bebauen. Selbst die schönste Ebene der Welt, die von Aleria und Mariana, ist verödet, und sie jagen nicht einmal die Vögel. Sondern wenn sie zufällig Herren von einem einzigen Carlin sind, so dünkt es ihnen, daß ihnen nun nie mehr etwas mangeln könne; und da versinken sie dann in Nichtsthun und Faulheit. — Dies bezeichnet ganz schlagend und treffend auch noch die heutige Natur der Corsen. — Warum pfropft man den unzähligen wilden Oleaster nicht? fragt Filippini; warum nicht die Castanien? Aber sie thun nichts, deßhalb sind sie alle arm. Armut führt zu Lastern, und täglich gibts Räubereien. Man schwört auch Meineide. Ihre Feindschaften und ihr Haß, ihre wenige Liebe und ihre wenige Treue sind fast ewig; daher wird jenes Sprichwort wahr, welches man zu sagen pflegt: der Corse verzeiht nie. Und daher entsteht all' das Verläumden und all' das Hinterbringen, wie man's immer sieht. Die Völker Corsicas sind (wie Braccellio geschrieben hat) mehr als alle andern Völker neuerungssüchtig und aufständisch, viele sind gewissem Aberglauben ergeben, welchen sie Magonie nennen, und dazu braucht man Männer wie Weiber. Es herrscht hier auch eine Art von Weissagung, welche man aus dem Betrachten von Schulterknochen todter Thiere macht.

Dies ist in Kürze das moralische Schattenbild, welches der corsische Geschichtschreiber von seinem Volke entwirft, und er hat es so wenig geschont, daß er eigentlich nichts anderes von den Corsen gesagt hat, als was Seneca in folgendem Verse von ihnen gesagt haben soll:

Prima est ulcisci lex, altera vivere raptu,
Tertia mentiri, quarta negare Deos.

Dagegen verteidigt er in seiner Widmung an Alfonso mit großem Eifer die Tugenden seines Volkes, welches von Tomaso Porcacchi Aretino da Castiglione in seiner Beschreibung der berühmtesten Inseln der Welt angegriffen war. Dieser Mann, klagt Filippini, tractirt die Corsen als Meuchelmörder — das macht mich nicht wenig über ihn staunen und mich gar verwundern; weil man doch, so darf ich wohl sagen, in der Welt keine Nation findet, von welcher die Fremden mehr geliebkost würden, und wo sie sicherer reisen könnten: denn in ganz Corsica finden sie die ausgesuchteste Höflichkeit, ohne daß sie für ihren Unterhalt nur den geringsten Quatrin ausgeben dürfen. — Dies ist wahr; ein Fremder bescheinigt es hier dem corsischen Geschichtschreiber noch nach dreihundert Jahren.

Da wir nun hier auf einer Oase der Geschichtschreiber stehen, will ich einen Blick auch auf die anderen corsischen Historiographen werfen. Ein Inselvolk von diesem Reichtum an geschichtlichen Ereignissen, Heldenkämpfen und großen Männern, und von dieser fast beispiellosen Vaterlandsliebe muß wol auch an Geschichtschreibern reich sein, und gewiß ist ihre Menge im Verhältniß zu der Kleinheit der Volkszahl ganz erstaunlich. Ich nenne nur die Namhaftesten.

Neben Filippini ist der trefflichste Historiograph Corsicas Peter von Corsica, oder Petrus Cyrnaeus, Archidiaconus von Aleria, der andern alten Colonie der Römer. Er lebte im fünfzehnten Jahrhundert, und schrieb außer seinem commentarium de bello Ferrariensi lateinisch auch eine Geschichte Corsicas unter dem Titel: Petri Cirnaei de rebus Corsicis libri quatuor, welche bis auf das Jahr 1482 reicht. Sein Latein gehört zum Besten jener Zeit, sein Styl ist salustisch oder taciteisch, kräftig, in großen Zügen; seine Stoffbehandlung aber ist ganz unkünstlerisch. Am längsten verweilt er bei der Belagerung von Bonifazio durch Alfonso von Arragon und bei seinen eigenen Schicksalen. Filippini hat sein Werk weder benutzt noch überhaupt gekannt, es existirte nur in einem Manuscripte, und wurde zuerst aus der Bibliothek Ludwigs XV. an's Licht gezogen. Muratori hatte dies Manuscript in sein großes Werk im Jahre 1738 aufgenommen, und Gregori hat dann auf Kosten Pozzo di Borgo's auch den Peter von Corsica in einer trefflichen Ausgabe besorgt, Paris 1834, und zugleich neben dem lateinischen Text eine italienische Uebersetzung gegeben.

Noch treffender und einsichtsvoller hat Peter von dem Character

seines Volkes gesprochen, und auch was er sagt, wollen wir nachsehn, um uns bei Gelegenheit zu überzeugen, ob die heutigen Corsen noch viel oder wenig von der Natur ihrer Vorfahren jener Zeit bewahrt haben.

„Sie sind begierig, eine Beleidigung zu rächen, und sich nicht gerächt zu haben, gilt für schimpflich. Wenn sie denjenigen, welcher gemordet hat, nicht erreichen können, dann strafen sie einen seiner Verwandten. Deshalb legen sobald ein Mord geschehen ist, alle Verwandte des Mörders augenblicks die Waffen an, um sich zu vertheidigen. Nur Kinder und Weiber werden verschont." — Die Bewaffnung der Corsen jener Zeit beschreibt er so: Sie tragen spitze Helme, Cerbelleras genannt, andere auch runde, ferner Dolche, vier Ellen lange Speere, deren jeder zweie hat; links ruht das Schwert, rechts der Dolch.

„Im Vaterlande sind sie uneins, außer dem Vaterlande auf's innigste verbunden. Ihre Seelen sind zum Tode bereit (animi ad mortem parati). Alle sind sie arm und verachten den Handel. Nach Ruhm sind sie begierig; Gold und Silber gebrauchen sie fast gar nicht. Trunkenheit gilt für sehr schimpflich. Schreiben und Lesen lernen sie kaum; wenige hören die Redner und die Dichter; in Streitsachen üben sie sich aber so sehr, daß wenn es auf einen Streit ankommt man glauben möchte, sie seien alle treffliche Sachwalter. Unter den Corsen sah ich nie einen Kahlkopf. Die Corsen sind unter allen Menschen die gastfreisten. Den Landeshäuptern selbst kocht das Weib die Speisen. Von Natur sind sie schweigsam, mehr gemacht zum Handeln als zum Reden. Auch sind sie die religiösesten Menschen.

Es ist Sitte die Männer von den Weibern zumal bei Tische zu trennen. An die Wasserquellen gehen die Frauen, die Töchter. Denn Dienstboten haben die Corsen fast keine. Die corsischen Weiber sind arbeitsam. Man kann sie sehen, wenn sie an die Quellen gehn, auf dem Kopfe das Gefäß tragen, das Pferd, wenn sie eins haben, am Arme nach sich führen, und die Spindel drehen. Auch sind sie sehr keusch und schlafen nicht lange.

Die Todten bestatten die Corsen mit Aufwand: denn sie beerdigen sie nicht ohne Exequien, ohne Lamento, ohne Lobpreisung, ohne Trauergesang, ohne Gebet. Denn ihre Todtenfeier ist der der Römer sehr ähnlich. Einer von den Nachbaren erhebt den Ruf und ruft nach dem nächsten Dorfe: O du, rufe dorthin, denn eben ist er

gestorben. Dann kommen sie zusammen, Dorf-, Stadt-, Gemeindeweise, je einzeln in langem Zuge, erst die Männer dann die Weiber. Wenn diese ankommen, erheben alle ein Weinen und ein Klagegeschrei, und das Weib und die Brüder zerreißen die Kleider auf der Brust. Die Weiber, von Tränen entstellt schlagen sich die Brüste, zerfleischen ihr Gesicht, zerraufen sich die Haare. — Alle Corsen sind frei.

Man wird gefunden haben, daß dieses Gemälde der Corsen vielfach Aehnlichkeit mit dem Bilde hat, welches uns Tacitus von den alten Deutschen aufstellt. —

Das heroische 15. und 16. Jahrhundert war die Blütezeit der corsischen Geschichtschreibung. Sie schwieg im ganzen 17. Jahrhundert, weil das Volk in dieser Zeit in einer todesähnlichen Erschöpfung lag. Mit dem Aufschwunge des 18. Jahrhunderts begann sich auch die Geschichtsschreibung der Corsen wieder zu regen. Da haben wir die Bücher von Natali: Disinganno sulla guerra di Corsica, und von Salvini: Giustificazio ne dell' insurrezione, brauchbare, doch nicht ausgezeichnete Schriften.

Eine Geschichte Corsicas schrieb der Dr. Limperani bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, ein stofflich reiches, aber unendlich breitgezogenes Werk. Höchst brauchbar, ja unentbehrlich besonders durch die vielen Documente, ist die Geschichte der Corsen von Cambiaggi, welche 4 Quartbände umfaßt. Cambiaggi widmete sein Werk Friedrich dem Großen, dem Verehrer des Pasquale Paoli und des corsischen Heldenmutes.

Nun die Freiheit des corsischen Volks verloren gegangen ist, haben sich die gelehrten Patrioten Corsicas — und Filippini hätte sich heute nicht mehr über den Mangel an wissenschaftlichen Männern zu beklagen — mit rühmlichem Eifer der Geschichte ihrer Nation angenommen. Meist sind es Advocaten. Pompei schrieb ein Buch: l'état actuel de la Corse; Gregori gab den Filippini und den Peter heraus und sammelte die Statuten Corsicas, ein höchst verdienstvolles Werk. Diese Gesetze entstanden aus alten corsischen Rechts- und Strafbestimmungen, welche schon die Demokratie Sambucuccios aufnahm, feststellte und ergänzte, und wurden unter den Genuesen nach und nach vermehrt und geordnet, endlich im 16. Jahrhundert von ihnen gesammelt. Sie waren sehr selten geworden. Ihre neue Ausgabe ist ein glänzendes Denkmal corsischer Geschichte, wie auch der Codex selbst den Genuesern zur hohen Ehre gereicht. Ein anderer

talentvoller Corse Renucci schrieb seine Storia di Corsica, 2 Bände, Bastia 1833, sie berührt in Kürze die ältesten Zeiten und behandelt ausführlich das 18. und 19. Jahrhundert bis auf das Jahr 1830. Das Werk ist an Stoff reich, aber als Geschichtswerk sehr schwach; Arrighi schrieb ein Leben Sampiero's und ein Leben des Pasquale Paoli's. Die weiteste Verbreitung genießt Jacobi's zweibändige Geschichte Corsicas, welche bis auf das Ende des Unabhängigkeitskrieges unter Paoli reicht, ein letzter Band soll noch nachfolgen. Jacobi hat das Verdienst, aus allen gegebenen Quellen zuerst eine übersichtliche Geschichte der Corsen geschrieben zu haben; sein Buch ist unentbehrlich, aber nicht von der besten Kritik und gar nicht objectiv genug. Der jüngste Verfasser eines kleinen vortrefflichen Compendiums corsischer Geschichte ist der Archivar Camillo Frieß in Ajaccio, welcher mir sagte, daß er eine größere Geschichte der Corsen zu schreiben beabsichtige. Ich wünsche ihm Glück dazu, denn er ist ein Mann von positivem Talent. Möchte er sein Werk nicht wie Jacobi französisch, sondern aus Pflicht für sein Volk italienisch schreiben.

Zweites Kapitel.

Rousseau und die Corsen.

Ich ging zu dem Hause des Grafen Matteo Buttafuoco, welches einst die Wohnung Rousseaus sein sollte. Es ist das stattlichste in Vescovato, ein ansehnlicher, schloßartiger Bau. Gegenwärtig besitzt der Marschall Sebastiani, dessen Familie aus dem nahen Dorfe Porta zu Hause ist, einen Teil desselben.

Der Graf Buttafuoco ist derselbe, gegen welchen Napoleon als junger Demokrat in Ajaccio ein feuriges Pamphlet geschleudert hatte. Als jener noch Officier in französischen Diensten war, lud er Jean Jaques Rousseau nach Vescovato ein. Im Contrat Social hatte nämlich der Genfer Philosoph über Corsica sich in folgender Weise prophezeiend ausgesprochen: „In Europa ist noch ein Land der Gesetzgebung fähig, das ist die Insel Corsica. Die Kraft und die Ausdauer, mit welcher dieses tapfere Volk seine Freiheit zu erlangen und zu verteidigen gewußt hat verdiente wol, daß irgend ein weiser Mann

es lehrte, sie zu bewahren. Ich habe eine gewisse Ahnung, daß diese kleine Insel eines Tages Europa in Erstaunen setzen wird." Bei Gelegenheit der letzten französischen Unternehmung zur Unterdrückung Corsicas hatte Rousseau geschrieben: „Man muß gestehen, daß eure Franzosen ein sehr serviles Volk sind, ein Volk, das von der Tyrannei leicht zu erkaufen ist, sehr grausam und gleich Henkern gegen die Unglücklichen; wenn sie am Ende der andern Welt einen freien Menschen wüßten, ich glaube sie würden marschiren einzig um des Vergnügens willen ihn zu vertilgen."

Ich will nicht behaupten, daß auch dies eine Prophezeiung Rousseaus war, jene aber war es und sie hat sich erfüllt, denn der Tag ist gekommen, an welchem die Corsen Europa in Erstaunen gesetzt haben. Der günstige Ausspruch Rousseaus über das corsische Volk war es nun, welcher auch Paoli bewog, ihn nach Corsica einzuladen, damit er sich den Verfolgern seiner Feinde in der Schweiz entziehen könne. Es war das Jahr 1764. Voltaire, der erbitterte Neider und Spötter Rousseaus, hatte das Gerücht ausgesprengt, daß man diesem ein Asyl in Corsica anbiete, um ihm einen lächerlichen Streich zu spielen; darauf hatte Paoli selber an Rousseau eine Einladung geschrieben. Buttafuoco war noch weiter gegangen, er hatte den Philosophen aufgefordert, für die Corsen eine Gesetzgebung zu verfassen, wie ihn auch die Polen um eine Constitution baten. Paoli scheint diesem Ansinnen nicht widerstrebt zu haben, vielleicht weil er eine solche Arbeit wenn auch für unnütz, so doch immer von gewisser Seite für dienlich dem Rufe der Corsen hielt. So sah sich der eitle Misanthrop in der schmeichelvollen Lage eines Pythagoras, und er antwortete mit Freuden, „daß die Idee allein sich mit dieser Aufgabe zu beschäftigen, seine Seele erhebe und begeistre, und daß er den Rest seiner unglücklichen Tage edel und tugendhaft verwendet glaube, wenn er sie zum Vorteile der tapfern Corsen verwenden könne." Alles Ernstes verlangte er nun Materialien. Sein Werk kam nicht zu Stande, weil ihn die Plackereien seines Lebens daran hinderten. Was wäre es auch geworden: und was sollten die Corsen mit einer Theorie, da sie sich ihre lebendige, volksmäßige und materiell begründete Constitution selber gaben?

Die Verhältnisse brachten indeß Rousseau von dem Entschlusse ab, nach Corsica zu gehen — schade! Er hätte hier eine Probe von seinen Theorien ablegen können — denn die Insel erscheint wie

das verwirklichte Utopien seiner Ansichten von dem normalen Zustande der Gesellschaft, wie er ihn namentlich in der Abhandlung: ob die Künste und Wissenschaften den Menschen heilsam gewesen seien, angepriesen hat. In Corsica hätte er was er wünschte, vollauf gefunden: Naturmenschen im wollnen Kittel, die von Ziegenmilch und wenig Castanien leben, weder Wissenschaft noch Kunst, Gleichheit, Tapferkeit, Gastfreiheit, und die Blutrache an allen Enden. Ich glaube, die kriegerischen Corsen hätten herzlich gelacht, wenn sie Rousseau unter den Castanien hätten herumwandeln sehn, seine Katze auf dem Arme, oder sein Flechtwerk wirkend. Nein! das Gebrüll vendetta! vendetta! und ein paar Schüsse aus dem Fucile hätten den armen Jaques schnell wieder verjagt. Aber immer denkwürdig und zum innern Wesen seiner Geschichte gehörend bleibt Rousseaus Beziehung zur Insel Corsica.

In dem Briefe, welcher dem Grafen Buttafuoco absagt, schreibt Rousseau: „Ich habe nicht das wahrhafte Verlangen in Ihrem Lande zu leben verloren; aber die gänzliche Erschöpfung meiner Kräfte, die Sorgen welchen ich mich unterziehen, die Fatiguen die ich leiden müßte, noch andere Hindernisse die aus meiner Lage entspringen, zwingen mich wenigstens für den Augenblick meinen Entschluß aufzugeben, auf den doch trotz dieser Schwierigkeiten mein Herz noch nicht ganz und gar verzichten kann. Aber, mein teurer Herr, ich werde alt, ich werde hinfällig, die Kräfte verlassen mich, der Wunsch reizt und das Hoffen schwindet. Wie es auch sei, empfangen Sie und erbieten Sie dem Herrn Paoli meinen lebhaftesten und zärtlichsten Dank für das Asil, welches mir anzutragen er mich gewürdigt hat. Tapferes und gastfreies Volk! nein, ich werde es so lange ich lebe nie vergessen, daß eure Herzen, eure Arme, eure Hände mir geöffnet gewesen sind in dem Augenblicke, als mir in Europa beinahe kein anderes Asil übrig blieb. Wenn ich nicht das Glück habe, meine Asche in eurer Insel zu lassen, so werde ich versuchen wenigstens ein Denkmal meiner Dankbarkeit dort zurückzulassen, und in den Augen der ganzen Welt werde ich mich ehren, wenn ich auch meine Gastfreunde und meine Beschützer nenne. — — Das was ich Ihnen verspreche und worauf Sie von jetzt ab rechnen können ist, daß ich für den Rest meines Lebens mich nur mit mir oder mit Corsica beschäftigen werde: jede andere Angelegenheit ist gänzlich aus meiner Seele verbannt."

Das Letzte will viel sagen — doch es ist die übertreibende rhetorische Sprache Rousseaus. Wie wundersam und fremd nimmt sich diese und das Rousseau-Wesen den schweigsam düstern, männlich starken, wild und kühn handelnden Corsen gegenüber aus. Rousseau und Corse scheinen zwei unendlich getrennte Begriffe, antipodische Naturen zu sein, und doch berühren sie sich wie Körperliches und Unkörperliches, durch Zeit und Idee verbunden. Es ist merkwürdig, wie neben den prophetischen Träumen einer Menschendemokratie, welche Rousseau weissagte, der erzne Korybanten-Waffentanz der Corsen unter Paoli herklingt, die neue Zeit verkündend, die ihr Heldenkampf begann. Mit dem Erzgetöse wollten sie das Ohr der alten Despotengötter betäuben, dieweil auf ihrer Insel der neue Gott geboren wurde, Jupiter — Napoleon, der revolutionäre Gott des eisernen Zeitalters.

Drittes Kapitel.

Die Moresca. Corsischer Waffentanz.

Die Corsen haben wie andere tapfere Völker von feuriger Natur und poetischem Sinne den Waffentanz, welchen man Moresca nennt. Ueber seinen Ursprung herrscht Streit, da ihn Einige von den Mauren, Andere von den Griechen herleiten. Die Griechen nannten diese Tänze der kriegerischen Jugend mit Schwert und Schild Menfitische und Pyrrhische Tänze und schrieben ihre Erfindung der Minerva und dem Sohne des Achill Pyrrhus zu. Es ist ungewiß, auf welche Weise sie sich über das Abendland verbreiteten; genug, seit den Kämpfen der Christen und der Mauren nannte man sie Moresca, und es scheint, daß sie überall da noch in Gebrauch sind, wo die Völker an Traditionen von dem alten weltgeschichtlichen Riesenkampfe zwischen Christ und Heide, Europa und Asien reich sind, wie in Griechenland, bei den Albanesen, Serben, Montenegrinern, Spaniern und andern Nationen.

Ich weiß nicht welcher Sinn sonst in die Moresca gelegt wird, da ich den überaus herrlichen Tanz nur einmal in Genua tanzen sah; in Corsica hat er immer die Eigenheit eines kreuzritterlichen

Charakters bewahrt, weil die Moresca stets einen Kampf gegen die Saracenen darstellte, sei es die Befreiung von Jerusalem, die Eroberung von Granada, oder die Einnahme der corsischen Städte Aleria und Mariana durch Hugo Graf Colonna. Dadurch hat die Moresca einen profan-religiösen Charakter, wie manche feierliche Tänze der Alten, und durch ihre geschichtliche Vorstellung ein merkwürdiges nationales Gepräge erhalten.

Die Corsen haben zu allen Zeiten das Schauspiel dieses Tanzes aufgeführt, besonders in vielbewegter Zeit des Volkskampfes, wo ein solches Nationalspiel in Waffen die Zuschauer entflammte, indem es sie zugleich an die großen Thaten der Väter gemahnte. Ich weiß kein edleres Vergnügen für ein freies und mannhaftes Volk, als das Schauspiel der Moresca, die Blüte und die Poesie des Schlachtenmutes. Sie ist das einzige Nationaldrama der Corsen, welche da sie keine anderen Genüsse hatten, die Thaten ihrer Heldenväter sich auf demselben Boden vortanzen ließen, den sie einst mit ihrem Blute tränkten. Oftmals mochte es geschehn, daß sie von der Moresca hinweg in die Schlacht zogen.

Vescovato war häufig das Theater der Moresca, und auch Filippini denkt dessen. Man erinnert sich noch, daß dem Sampiero zu Ehren sie dort getanzt wurde, und auch zur Zeit Paolis wurde sie aufgeführt. Die letzte Vorstellung fand im Jahre 1817 statt.

Ganz besonders beliebt war die Darstellung der Eroberung von Mariana durch Hugo Colonna. Ein Dorf stellte die Stadt vor. Die Schaubühne selbst war ein freier Platz, die grünen Berge dienten als Amphitheater, worauf sich Tausende und aber Tausende, aus der ganzen Insel zusammengeströmt, lagerten. Man denke sich dieses Publicum, diese rauhen, trotzigen Männer alle in Waffen, unter den Castanienbäumen gelagert und mit Blick, Wort und Geberde den erznen Heldentanz begleitend. Die Acteurs, bisweilen 200 an der Zahl, sind in zwei Schaaren getheilt, alle tragen sie die römischen Toga. Jeder Tänzer hält in der Rechten ein Schwert, in der Linken einen Dolch; die Farbe des Helmbusches und des Panzers allein macht den Christen oder den Mauren kenntlich. Ein einziger Geigenspieler regiert mit dem Fiedelbogen die Moresca.

Sie beginnt. Ein maurischer Astrolog kommt aus Mariana herausgeschritten, im Kaftan mit langem weißem Barte, er beschaut den Himmel und befragt die Sterne, und bestürzt weissagt er Unglück.

Mit Zeichen des Schreckens eilt er in das Tor zurück. Siehe! da kommt ein maurischer Bote, in Blick und Bewegung jähe Furcht, nach Mariana gelaufen und bringt die Kunde, daß die Christen bereits Aleria und Corte eingenommen hätten und im Anmarsch auf Mariana seien. Wie der Bote im Tor verschwunden ist, blasen die Hörner, und es tritt auf Hugo Graf Colonna mit dem Christenheere. Unendlicher Jubel schallt ihm von den Bergen entgegen.

Hugo, Hugo, Graf Colonna,
O wie herrlich er vor allen
Tanzet wie der Königstiger,
Wenn er tanzt die Felsen auf.

Graf Colonna hebt den Degen,
Küßt das Kreuz an seinem Griffe,
Und zu seinen Kriegerschaaren
Also spricht der edle Graf:

Auf zum Sturm in Gottes Namen,
Tanzt hinauf Marianas Mauern,
Lasset springen heut' die Mohren,
Alle springen über's Schwert.

Wisset, wer im Sturm gefallen,
Heute wird er noch im Himmel
Mit den Engelchören tanzen
Seinen seel'gen Sphärentanz.

Die Christen stellen sich auf. Hörnerspiel. Aus Mariana kommt herausgezogen der Maurenkönig Nugalon und sein Heer.

Nugalone, o wie herrlich
Tanzen ihm die leichten Glieder,
Wie dem braungefleckten Panter,
Wenn er tanzt aus seinem Busch.

Nugalone dreht den Schnauzbart
Mit der goldbereiften Linken,
Und zu seinen Kriegerschaaren
Also spricht der stolze Mohr.

Nun wolauf, im Namen Allahs
In die Christenschlacht getanzet!
Durch den Sieg laßt uns bezeugen,
Allah ist der einzige Gott.

Wisset, wer im Kampf gefallen,
Heute wird er noch in Eden
Mit der schönsten Houri tanzen
Seinen Wollust=Taumeltanz.

Nun defiliren beide Heere — der Mohrenkönig gibt das Zeichen zur Schlacht, und es beginnen die Touren des Tanzes, deren es zwölfe sind.

Fiedelstrich, ein scharfer, heller —
Nugalone und Colonna
Schweben tanzend sich entgegen,
Sich entgegen tanzt ihr Heer.

Zierlich in dem Tact der Töne
Wiegen sich die jungen Glieder,
Wie die schlanken Blumenhalme,
Wenn das Abendlüftchen geigt.

Kaum berühren sich der Kämpfer
Leichtgeschwungne Flimmerdegen;
Sind es Degen, sind es Stralen,
Sonnenstralen in der Hand!

Geigentöne, voller, voller —
Kling und Klang gekreuzter Degen,
Rückwärts, vorwärts leichte Glieder
Drehen sich zum Geigenspiel.

Und nun tanzen sie im Ringe,
Christ und Maure fest verschlungen,
Von dem Silberhall der Degen
Ihre Waffenkette klingt.

Kling und Klang gekreuzter Degen,
Neue Weise, neue Schwünge,
Jetzt zerbrochen ist die Kette,
Halber Bogen sinds nun zwei.

Wilder, wilder die Moresca,
Rauscht der Tanz sich wild entgegen,
Wie die Meereswelle rauschet,
Wenn der Sturm auf Felsen geigt.

Halte wacker dich Colonna,
Tanz' sie nieder in den Boden!
Heute gilt es unsre Freiheit
Zu ertanzen mit dem Schwert.

Also wollen wir die Berge
Vescovatos niedertanzen,
Niedertanzen deine Heere,
Gottverfluchtes Genua!

Immer neue Touren, endlich tanzen sie die letzte, welche die resa heißt, da ergibt sich der Saracen.

Als ich die Moresca in Genua tanzen sah, führte man sie zu Ehren der sardinischen Constitution und an deren Jahrestage am 9. Mai auf, denn der schöne Tanz hat in Italien eine revolutionäre Bedeutung und ist deshalb in den unfreien Ländern verboten. Es war ein gar herrliches Schauspiel, da das Volk in seinen malerischen Trachten, zumal die Frauen in den weißen langen Schleiern, den Platz am Hafen bedeckte. Etwa 30 junge Männer, alle weiß und knapp gekleidet, grüne und rote Schärpen um den Leib gewunden, tanzten die Moresca mit Begleitung von Hörnern und Trompeten. Alle hielten sie in jeder Hand ein Papier; die verschiedenen Touren tanzend schlugen sie die Degen gegen einander. Eine geschichtliche Beziehung zeigte die Moresca nicht.

Die Corsen haben wie die Spanier auch noch die Passionsschauspiele erhalten, welche indeß ebenfalls selten geworden sind. Im Jahre 1808 wurde unter andern ein solches Spiel vor 10,000 Menschen in Orezza gegeben. Zelte stellten die Häuser des Pilatus, des Herodes und des Caiphas dar. Da gab es Engel und Teufel, welche aus einer Fallthüre heraufstiegen. Das Weib des Pilatus war ein junger Mensch von 23 Jahren mit einem rabenschwarzen Barte. Der Commandant der Garden trug die Nationalgardenuniform der Franzosen mit Oberstepauletten von Gold und von Silber, der zweite Commandant eine Infanterieuniform, und beide hatten das

Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust. Den Judas stellte dar ein Pfarrer, der Curate von Carcheto. Als nun das Spiel begann, gerieten die Zuschauer durch unbekannte Veranlassung in ein Handgemenge und bombardirten einander mit Felsstücken, die sie von dem natürlichen Amphitheater aufrafften. Hierauf wollte Jesus, welcher gerade aufgetreten war, nicht weiter spielen, und zog sich ärgerlich aus diesem irdischen Jammertale zurück. Aber zwei Gendarmen faßten ihn unter die Arme und führten ihn mit Gewalt auf die Scene, so daß er weiter spielen mußte. Diese spaßhafte Geschichte erzählt der Ingenieur Robiquet in seinen historischen und statistischen Forschungen über Corsica.

Viertes Kapitel.

Joachim Murat.

> Espada nunca vencida!
> Esfuerço de esfuerço estava.
> Romanza Durandarte.

Da ist noch ein drittes, sehr merkwürdiges Haus in Vescovato, das Haus der Familie Ceccaldi, aus welcher zwei namhafte Männer Corsicas stammen, der genannte Geschichtschreiber und der tapfere General Andrea Colonna Ceccaldi, eins der Volkshäupter der Corsen und Triumvir neben Giafferi und Hyacint Paoli.

Aber mehr als solche Erinnerungen reizt eine andere, welche an diesem Hause haftet. Es ist das Haus des Generals Franceschetti, oder vielmehr seiner Gemalin Catharina Ceccaldi, und hier war es wo der unglückliche König Joachim Murat gastliche Aufnahme fand, als er auf der Flucht aus der Provence in Corsica landete, und hier faßte er den Plan, sein schönes Reich Neapel durch einen ritterlichen Handstreich wieder zu erobern.

Wieder zieht also das Lebensbild eines tapfern Caballero an uns vorüber auf dieser wundersamen Märcheninsel, wo die Königskronen auf den Bäumen wild wachsen wie die goldnen Aepfel im Garten der Hesperiden.

Das Ende Murats ist so bewegend wie kaum das eines andern

Mannes, welcher als ein prächtiges Meteor eine Zeit lang durch die Welt fuhr, dann in kläglichem Fall verknallte.

Nach seinem letzten unüberlegten Kriege in Italien war Murat flüchtig nach Frankreich gegangen. Unter Todesgefahr, in den Weinbergen und Gebüschen umherirrend, hatte er sich eine Zeit lang an der Küste von Toulon verborgen gehalten; ein alter Grenadier hatte ihn gerettet und vor dem Hungertode geschützt. Derselbe Marquis von Rivière, welchem Murat nach der Verschwörung des George Cadoudal und Pichegru großmütig erhalten hatte, schickte Soldaten nach dem Flüchtling aus, ihn todt oder lebendig einzubringen. In seiner fürchterlichen Lage war Joachim auf den Gedanken gekommen, auf dem nahen Corsica Gastfreundschaft zu suchen. Bei einem edlen Volke, welchem das Gastrecht heilig ist, hoffte er Schutz zu finden.

Er floh also aus seinem Schlupfwinkel, erreichte glücklich den Strand und eine Barke, welche ihn trotz Sturm und Ungewitter und der höchsten Not, zu ertrinken, nach Corsica brachte. Er landete am 25. August 1815 bei Bastia, und hörend daß der General Franceschetti, der früher unter seiner Garde in Neapel gedient hatte, sich in Vescovato befinde, machte er sich dahin auf. Er klopfte an das Haus des Maire Colonna Ceccaldi, Schwiegervaters jenes Generals, und verlangte diesen zu sprechen. In seinen Memoiren über Murats Aufenthalt in Corsica und sein Ende erzählt Franceschetti: „Ein Mann stellt sich mir dar eingehüllt in einen Kapuzmantel, den Kopf begraben in eine Mütze von schwarzer Seide, mit dichtem Bart, in Pantalons, in Gamaschen und Schuhen eines gemeinen Soldaten; er war abgemagert von Elend. Wie groß war mein Erstaunen als ich unter dieser groben Verhüllung den König Joachim erkenne, diesen noch vor kurzem so glanzvollen Fürsten. Ein Schrei entfährt meinem Munde, und ich falle an seine Kniee.“

Auf die Nachricht von der Landung des Königs von Neapel bewegte sich Bastia, und viele corsische Officiere eilten nach Vescovato ihm ihre Dienste anzubieten. Der Commandant von Bastia, Oberst Verrière war in Furcht. Er schickte ein Detachement Gendarmen mit einem Officier nach Vescovato, Joachim auf der Stelle zu verhaften. Aber das Volk von Vescovato ergriff augenblicks die Waffen, das heilige Gastrecht und den Gast zu verteidigen, und der Trupp kehrte unverrichteter Sache um. Wie sich nun das Gerücht verbreitete, daß König Murat die Gastfreundschaft der Corsen angerufen habe und

daß man seine Person bedrohe, zog das Volk in Waffen aus allen Dörfern der Umgegend nach Vescovato und schlug hier ein Lager auf, den Gast zu schützen, so daß schon am folgenden Tage Murat über ein kleines Heer zu befehlen hatte. Der arme Joachim war entzückt von den Evvivas der Corsen. Es stand bei ihm sich zum Könige von Corsica zu machen, aber er hatte keine andern Gedanken als die auf sein schönes Neapel. Der letzte Anblick einer ihm zujauchzenden Volksmenge gab ihm wieder das Gefühl eines Königs, und wenn diese Corsen, sagte er, welche mir gar nichts verdanken, schon so hingebend sind, wie werden mich erst meine Neapolitaner empfangen, welchen ich so viele Woltaten erwiesen habe.

Der Entschluß, Neapel wieder zu gewinnen, wurde unerschütterlich fest in seiner Seele; das Beispiel Napoleons, welcher von dem nahen Elba in abenteuerlicher Weise Frankreich überfallen hatte, schreckte ihn nicht. Der Sohn des Glücks mußte seinen letzten Wurf versuchen, und um die Königskrone oder den Tod werfen.

Das Haus Ceccaldi ward unterdeß der Sammelplatz vieler Officiere und Herren von nah und fern, welche Murat sehen und ihm dienen wollten. Er hatte seinen Plan gefaßt. Er berief aus Elba einen seiner alten Officiere der Marine den Baron Barbara, einen Malteser welcher sich nach Porto-Longone geflüchtet hatte, um mit ihm der die Küsten Calabriens genau kannte, bestimmte Maßregeln zu besprechen. Er schickte einen Corsen insgeheim nach Neapel, Verbindungen anzuknüpfen und Geld aufzunehmen. In Bastia kaufte er drei Fahrzeuge, welche ihn an der Küste von Mariana aufnehmen sollten, aber die Franzosen in Bastia wurden davon benachrichtigt und belegten sie mit Beschlag. Vergebens mahnten Murat verständige Männer von seinem tollkühnen Unternehmen ab. Die Idee war bei ihm unerschütterlich geworden, daß die Neapolitaner ihn liebten, daß er nur den Fuß auf die calabrische Küste zu setzen brauche, um im Triumfe nach seiner Hauptstadt geführt zu werden. Auch kamen Menschen von Neapel her und sagten ihm, daß der König Ferdinand dort verhaßt sei und daß man sich nach der muratistischen Herrschaft schmerzlich zurücksehne.

Es erschienen von Genua zwei englische Officiere. Sie begaben sich nach Vescovato und erboten sich dem Könige Joachim, ihn sicher nach England zu bringen. Aber Murat wies in edlem Zorne dies Anerbieten zurück, weil er daran dachte, wie England mit Napoleon

verfahren war. Unterdeß wurde seine Lage in Vescovato immer gefährlicher und für seine edlen Gastfreunde Ceccaldi und Franceschetti bedrohlicher, denn der bourbonistische Commandant hatte bereits eine Proclamation erlassen, welche alle diejenigen für Feinde und Verräter des Vaterlandes erklärte, welche Joachim Murat folgen oder ihm ein Asil geben würden.

Murat entschloß sich daher, Vescovato so bald als möglich zu verlassen. Er unterhandelte noch wegen der Rückgabe seiner mit Sequester belegten Fahrzeuge; er wendete sich an den Commandanten der Balagna Antonio Galloni, dessen Bruder er einst mit Wolthaten überhäuft hatte. Galloni ließ Murat sagen, daß er in dieser Angelegenheit nichts vermöge, daß er vielmehr von Verrière den Befehl bekommen habe, folgenden Tages mit 600 Mann gegen Vescovato zu marschiren um ihn gefangen zu nehmen. Aber aus Rücksicht für das Unglück des Königs wolle er noch vier Tage warten und gebe das feierliche Versprechen, daß er ihn nicht verfolgen werde, wenn er sich innerhalb dieser Frist aus Vescovato entfernt haben werde.

Als der Capitän Moretti mit dieser Botschaft und ohne Aussicht auf die Wiedererlangung der Fahrzeuge nach Vescovato zurückkehrte, vergoß Murat Tränen. Ist es möglich, rief er aus, daß ich so unglücklich bin! ich kaufe Schiffe um von Corsica abzureisen, und man belegt sie mit Beschlag, ich brenne vor Ungeduld die Insel zu verlassen, und man schließt mir jeden Weg. Wolan! ich will die Tapfern zurückschicken, welche mich so großherzig bewachen, ich will allein bleiben, ich will meine Brust dem Galloni entgegenhalten, oder ich werde das Mittel finden mich von dem bittern und grausamen Schicksal zu erlösen, das mich verfolgt" — dabei blickte er auf die Pistolen welche auf dem Tische lagen. Indem trat Franceschetti in das Zimmer; bewegt sagte er zu Murat, daß die Corsen nimmer leiden würden, daß ihm ein Leides geschehe. „Nein, entgegnete Joachim, ich werde nie leiden, daß Corsica um meinetwillen irgend ein Ungemach erfahre; ich muß hinweg!"

Die Frist von vier Tagen war verstrichen, und Galloni zeigte sich mit seinen Truppen vor Vescovato. Aber das Volk stand bereit, ihm eine Schlacht zu liefern. Man eröffnete ein Feuern, Galloni zog sich zurück. Denn eben hatte auch Murat den Ort verlassen.

Am 17. September war er von Vescovato gegangen, in Begleitung Franceschettis und einiger Officiere und Veteranen, und escortirt

von mehr als fünfhundert Bewaffneten. Er hatte sich entschlossen nach Ajaccio zu gehen, um sich dort einzuschiffen. Wo er sich zeigte, in der Casinca, in Tavagna, in Moriani, in Campoloro und jenseits der Berge, lief das Volk herzu und empfing ihn mit Evviva. Das Volk jeder Commune begleitete ihn bis zur Grenze der nächsten. In San Pietro di Venaco zog ihm der Priester Muracciole mit einem zahlreichen Gefolge entgegen und brachte ihm als Geschenk ein schönes corsisches Pferd. Augenblicks bestieg es Murat und galoppirte auf ihm des Weges, stolz und feurig wie er einst in den Tagen seines Glanzes durch die Straßen von Mailand, von Wien, von Berlin, von Paris, von Neapel, und über so unzählige Schlachtfelder gesprengt war.

In Vivario kehrte er bei dem greisen Pfarrer Pentalacci ein, welcher seit 40 Jahren so vielen Flüchtlingen Gastfreundschaft gegeben, in wechselvollen Zeiten Engländer, Franzosen, Corsen aufgenommen, und einst auch den jungen Napoleon bei sich beschirmt hatte, als ihm die Paolisten nach dem Leben trachteten. Beim Frühstück fragte Joachim den Greis, was er von seiner Unternehmung auf Neapel denke? Ich bin ein armer Pfarrer, sagte der Geistliche, und verstehe mich nicht auf Krieg oder Diplomatie, aber doch möchte ich zweifeln, daß Ew. Majestät den Tron heute wieder gewinnen können, den Sie einst an der Spitze Ihrer Armee nicht behaupten konnten. Lebhaft entgegnete Murat: ich bin so sicher mein Königreich wieder zu gewinnen, als ich sicher bin dieses Tuch in meinen Händen zu halten.

Joachim schickte Franceschetti nach Ajaccio voraus, um zu sehen, wie es dort um seine Aufnahme stünde. Denn seitdem er in Corsica erschienen war, hatten Napoleons Verwandte in Ajaccio keine Notiz von ihm genommen, und so war er schon Willens in Bocognano zu bleiben und erst dann nach Ajaccio zu gehen, wenn zu seiner Einschiffung alles bereit wäre. Franceschetti schrieb ihm, daß die Bürgerschaft von Ajaccio vor Freude außer sich sei, den König Murat in ihren Mauern zu sehen, und daß sie ihn dringend einlade zu kommen.

Am 23. September um 4 Uhr Abends betrat Murat Ajaccio zum zweiten Male in seinem Leben, denn das erste Mal war er dort mit Ruhm bedeckt, von der Welt als Held gefeiert, mit Napoleon gelandet, als dieser von Egypten zurückkam. Bei seinem Eintritte läuteten nun alle Glocken, das Volk umjauchzte ihn, Freudenfeuer

brannten auf den Straßen und die Häuser waren erleuchtet. Die Behörden der Stadt aber entfernten sich augenblicks aus ihr, und Napoleons Verwandte, die Ramolino, zogen sich gleichfalls zurück; nur die Signora Paravisini hatte den Mut und die Liebe zu bleiben, ihren Verwandten zu umarmen und ihm Gastfreundschaft in ihrem Hause anzubieten. Murat hielt es für gut in einer öffentlichen Locanda zu wohnen.

Die Besatzung der Citadelle von Ajaccio war corsisch, also Joachim ergeben. Der Commandant schloß sie in die Festung ein und legte den Belagerungszustand auf die Stadt. Murat traf nun die nötigen Vorkehrungen zur Abreise. Er verfaßte auch eine Proclamation an das neapolitanische Volk, von 36 Artikeln; sie ward in Ajaccio gedruckt.

Am 28. September erschien Maceroni ein englischer Officier und verlangte Audienz bei Joachim. Er brachte Pässe für ihn von Metternich, welche von diesem, von Carl Stuart und von Schwarzenberg gezeichnet waren. Sie waren ausgestellt auf den Grafen Lipona, unter welchem Namen, einem Anagramm von Napoli, ihm Sicherheit und ein Asil in Deutsch-Oesterreich oder Böhmen garantirt worden war. Murat nahm Maceroni zur Tafel, man sprach von den letzten Kriegsthaten Napoleons und von der Schlacht von Waterloo. Maceroni beschrieb sie umständlich und rühmte die kaltblütige Tapferkeit des englischen Fußvolkes, dessen Quarré's die Reiterei der Franzosen nicht hatte zersprengen können. Da sagte Murat: wäre ich dort gewesen, ich hätte sie sicherlich zersprengt. Maceroni entgegnete: Ew. Majestät hätten die Quarré's der Preußen und Oesterreicher zersprengt, aber niemals die der Engländer. Voll Feuer rief Murat: und ich hätte auch die der Engländer zersprengt; denn Europa weiß, daß ich noch nie ein Quarré getroffen habe, welches es auch war, das ich nicht zersprengt hätte.

Murat nahm Metternichs Pässe an und stellte sich erst, als wolle er auf das Anerbieten eingehen, dann aber erklärte er, daß er nach Neapel hinüber müsse, sein Reich zu erobern. Maceroni bat ihn unter Tränen, abzustehn so lange es noch Zeit sei. Der König aber entließ ihn.

Noch an demselben Tage, um die Mitternacht, stieg der unglückliche Murat in die Barke, und wie sein kleines Geschwader den Hafen von Ajaccio verließ, ließ der Commandant der Citadelle einige

Kanonenschüsse auf dasselbe feuern, welche wie man sagt, nur blinde Schüsse waren. Die kleine Flotte bestand aus 5 Fahrzeugen und der Scorridora einer schnellsegelnden Feluke, unter den Befehlen Barbarà's, und mit sich nahm Murat ungefähr 200 Mann, eingerechnet die Unterofficiere und 22 Officiere, außerdem eine kleine Zahl von Matrosen.

Voll Unheil war seine Fahrt, unbegünstigt durch das Glück, welches Napoleon noch einmal begleitet hatte, als er mit seinen sechs Schiffen und 800 Mann von Elba hinweggesegelt war, seine Krone wieder zu erobern. Sieben Monate vor Murats Abfahrt von Corsica, war der Kaiser von jener nahen Insel unter Segel gegangen. Es ist ergreifend, Murat zu beobachten, wie er das Herz von Zweifel und Ungewißheit zerwühlt, an der Küste Calabriens hinschwebt, wie er von den Barken verlassen wird, wie ihn nun gleichsam die warnende Hand des Schicksals von der feindlichen Küste zurückstößt, wie er schon den Entschluß faßt, nach Triest zu segeln, nach Oesterreich zu gehen, und endlich die ritterlich phantastische Idee den Träumer, über dessen Haupte immer das Trugbild der Krone schwebte, dennoch ergreift, in Pizzo zu landen.

Murat, sagte der Mann, der mir von seinen Tagen in Ajaccio als Augenzeuge so Manches erzählte, war ein großer Ritter und ein kleiner Kopf. Das ist wol wahr. Er war der Held eines historischen Romans, ein ächter Paladin, und man legt das Buch seines Lebens nicht aus der Hand ohne noch lange nachher die Erschütterung im Gemüte zu empfinden. Er saß besser auf dem Pferde als auf dem Trone. Er hatte niemals regieren gelernt, er hatte nur, was geborne Könige oft nicht haben, den fürstlichen Anstand und den Mut König zu sein, und war es am meisten als er vom Trone herunterstieg; und dieser einstige Kellner in seines Vaters Schenke, Abbé und weggejagter Unterofficier, stand vor seinen Henkern königlicher als Ludwig **XVI.** aus dem Hause Capet, und starb nicht minder stolz als Karl von England aus dem Hause der Stuart.

Eine Dienerin öffnete mir die Zimmer Franceschetti's, in denen Murat gewohnt hatte. Die Schlachtscenen, in welchen er geglänzt hatte, wie Marengo, Eylau, die Landschlacht von Abukir, Borodino schmückten die Wände. Mir fiel auf den ersten Blick sein Porträt ins Auge. Das schwärmerische Auge, die braunen gelockten Haare welche über die Stirne herabfallen, die weichen romantischen Gesichts-

züge, die phantastische weiße Kleidung, die rote Schärpe, waren wol Joachim's. Unter dem Porträt las ich diese Worte: 1815. Tradito!!! abbandonato!!! li 13. Octobre assassinato!!! Verraten!!! Verlassen!!! Am 13. October ermordet!!! Schmerzensseufzer welche Franceschetti, der ihn nach Pizzo begleitete, ausgestoßen hatte. Das Porträt des Generals hängt neben dem Murats, eine hohe, kriegerische Gestalt mit einer eisenfesten Physiognomie und ein lebhafter Gegensatz zu dem Troubadourgesicht Joachim's. Franceschetti hatte sich für Murat geopfert, er hatte Weib und Kinder verlassen, und obwol er das Unternehmen seines früheren Königs gemißbilligt hatte, war er ihm doch gefolgt und bis zum letzten Augenblicke nicht von ihm gewichen. Man erzählte mir einen schönen Zug von Edelmut, und ich las ihn auch in den Memoiren des Generals, welcher sein Andenken ehrt; als die wütenden Banden von Pizzo auf Murat eindrangen, um ihn so schimpflich zu mißhandeln, sprang Franceschetti vor und rief: „ich, ich bin Murat!" Ein Säbelhieb streckte ihn zu Boden, und in demselben Augenblicke war auch Murat vorgesprungen und hatte sich zu erkennen geben. — Alle Officiere und Soldaten, welche man mit Murat bei Pizzo gefangen nahm, warf man in ein Gefängniß, verwundet wie sie waren. Nach Joachims Hinrichtung, führte man sie und Franceschetti in die Citadelle von Capri; lange Zeit saßen sie dort im Kerker, ihren Tod erwartend, bis unverhofft der König Ferdinand sie begnadigte. Franceschetti kehrte darauf nach Corsica zurück, aber kaum landete er hier, als die Franzosen ihn als Hochverräter festnahmen und nach der Citadelle von Marseille abführten. Der unglückliche Mann saß einige Jahre in den Kerkern der Provence, dann endlich wurde er in Freiheit gesetzt und durfte zu seiner Familie nach Vescovato zurückkehren. Sein Vermögen war durch Murat ruinirt worden — und dieser General, welcher für seinen König dem Tode entgegen gegangen war, sah sich leider in die Notwendigkeit gesetzt, seine Frau nach Wien und zu Murats Gemalin Caroline reisen zu lassen, um einen Teil seiner Auslagen wieder zu erlangen, und da diese Reise vergebens war, einen langdauernden Prozeß mit Caroline Murat zu führen, den er in allen Instanzen verlor. Franceschetti starb im Jahre 1836. Seine beiden Söhne, zurückgezogene Officiere, gehören zu den angesehensten Männern Corsicas und haben sich um die Verbesserung der Agricultur anerkannte Verdienste erworben.

Seine Gemalin Catharina Ceccaldi lebt noch hochbetagt in dem Hause, wo sie einst Murat gastlich aufgenommen hatte. Ich fand die edle Greisin in einem Oberzimmer in der ländlichsten Beschäftigung und von Tauben umringt, welche bei meinem Eintritte aus dem Fenster flatterten — eine Scene die mir Augenblicks zeigte, daß die gesunde und schlichte Natur der Corsen nicht nur im Hause des Paesanen, sondern auch des Vornehmen sich erhalten habe. Ich dachte mir die glänzende Jugend, welche diese Frau in dem schönen Neapel und an dem Hofe Joachims verlebt hatte, und im Verlaufe des Gesprächs gedachte sie selber jener Zeit wo der General Franceschetti mit Coletta, der gleichfalls eine besondere Schrift über die letzten Tage Murats veröffentlicht hat, im Dienste Joachims gestanden war. Es ist erfreuend, eine starke Natur zu sehn, welche viele Lebensstürme siegreich überstand und sich gleich blieb, wenn die Schicksale wechselten; so betrachtete ich diese würdige Matrone mit Ehrfurcht, wie sie von den großen Dingen der Vergangenheit redend sorgsamlich die Bohnen schnitt zum Mittagsmale für Kinder und Enkel. Auch der Zeit gedachte sie, wo Murat in diesem Hause lebte. Franceschetti, sagte sie, machte ihm die lebhaftesten Vorstellungen, er scheute sich nicht ihm zu sagen, daß er ein unmögliches Unternehmen vorhabe; dann rief Murat schmerzlich aus: auch ihr wollt mich verlassen! ach! meine Corsen wollen mich im Stiche lassen! Man konnte ihm nicht widerstehen.

Als ich von Vescovato weiter in die Casinca wanderte, wollte mich das Bild Murats nicht verlassen. Ich konnte an ihn nicht denken, ohne ihn mit dem abenteuerlichen Baron Theodor von Neuhoff zu vergleichen, welcher an eben dieser Küste 79 Jahre früher gelandet war, wunderlich und phantastisch costümirt, wie sich auch Murat phantastisch zu costümiren pflegte. Theodor von Neuhoff war in Corsica der Vorläufer aller jener Männer, welche sich die schönsten Kronen der Welt eroberten. Napoleon holte sich die Kaiserkrone, Joseph die Krone von Spanien, Louis die Krone von Holland, Jerome die Krone von jenem Westfalen, aus welchem Theodor der König der Corsen abstammte, und neben ihnen erabenteuerte sich Murat die normännische Krone beider Sicilien, Bernadotte die Krone der ritterlichen Scandinavier, der ältesten Ritter Europas. Cervantes hatte hundert Jahre vor dem Theodor das chevalereske Inselkönigthum in seinem Sancho Pansa verspottet — und siehe da nach hundert Jahren

wiederholt sich dieses Rittermärchen von König Artur und der Tafelrunde an den Grenzen Spaniens auf der Insel Corsica, und setzt sich fort am hellen lichten Tage durch das 19. Jahrhundert bis in den hellen lichten Tag unserer Gegenwart hinein.

Der Donquijote und die spanischen Romanzen sind mir oftmals in Corsica eingefallen, und mir ist als reitet wieder der edle Ritter von der Mancha durch die Weltgeschichte. Werden doch nun wieder spanische, uralte Namen historisch, welche der Welt gerade so romantisch unbekannt gewesen sind, wie Theseus der Herzog von Athen im Sommernachtstraum.

Fünftes Kapitel.

Romantisch-christliche Versunkenheit.

Que todo se passa en flores
Mis amores,
Que todo se passa en flores.
Spanisches Liedchen.

Nahe bei Vescovato liegt der kleine Ort Venzolasca. Ein paradiesischer Gang über die Hügel und durch Castanienhaine führt dorthin. Ich kam an dem Capuzinerconvent von Vescovato vorbei, welches verlassen steht. Auf einer reizenden Höhe gelegen, mit schwarzem Schiefer gedeckt, aus braunem Granit gebaut erscheint es ernst, wie die corsische Geschichte, originell und im Grünen höchst malerisch.

Auf diesen Gängen durch das Castanienländchen vergißt man jegliche Ermüdung. Die Ueppigkeit der Natur und die lachenden Berge, der Blick in die Goloebne und auf das Meer machen das Herz froh, die Nachbarschaft vieler Dörfer unterhält und gibt manche Genrescenen. Ich sah viele gemauerte Fontänen, an denen Weiber und Mädchen in ihren runden Krügen Wasser schöpften, einige mit der Spindel, wie Peter von Corsica es gesagt hat.

Vor Venzolasca steht am Wege ein schön gelegnes Grabmal der Familie Casabianca. Auch diese ist aus Vescovato gebürtig und gehört zu den angesehnsten der Insel. Die unmittelbaren Vorfahren des heutigen Senators Casabianca machten ihren Namen durch Waffen-

thaten berühmt. Raffaello Casabianca, Obercommandant Corsicas im Jahre 1793, Senator, Graf und Pair von Frankreich starb zu Bastia hochbetagt im Jahre 1826. Luzio Casabianca, Deputirter Corsicas beim Convent, war Capitän des Admiralschiffes der Orient in der Schlacht von Abukir. Als der Admiral Brueys von einer Kugel in Stücke gerissen war, übernahm Casabianca den Oberbefehl des Schiffes; das Schiff brannte; er ordnete die Rettung der Mannschaft an, so viel als möglich war, und wollte das Schiff nicht verlassen. Sein junger Sohn Giocante, ein Knabe von dreizehn Jahren, war nicht zu bewegen von des Vaters Seite zu weichen. Jeden Augenblick konnte das Schiff springen. Vater und Sohn hielten sich mit ihren Armen fest umschlungen und flogen so mit den Schiffstrümmern gen Himmel. Wo man auch wandern mag in Corsica, man atmet Hauch vom Heldengeiste.

Venzolasca ist ein kleiner Ort mit schmucker Kirche, wenigstens im Innern. Man war eben dabei, den Chor auszumalen und klagte mir, daß der Meister, welcher die Holzschnitzelei vergolden sollte, das Dorf schimpflich betrogen habe; denn man hatte ihm Dukatengold gegeben und er hatte dieß eingesteckt. Der einzige Luxus, den die Corsen treiben, wird auf den Schmuck ihrer Kirchen verwandt, und es gibt kaum ein kleines Paese in der Insel, welches nicht einen Stolz darein setzte, helle bunte Farben und Goldzierraten in dem Kirchlein zu haben.

Von dem Plateau, auf welchem die Kirche von Venzolasca steht, hat man eine wonnesame Fernsicht aufs Meer und sich umwendend die Ansicht des unbeschreiblich schönen Bergkessels der Castagniccia. Wenige Gegenden Corsicas haben mir eine solche Freude gemacht als diese Berge in ihrer Verbindung mit dem Meere. Die Castagniccia ist ein imposanter Circus, welchen saftig grüne Berge von den schönsten Formen umstellen. Alle sind sie bis gegen die Gipfel mit Kastanien bedeckt, zu Füßen tragen sie Olivenhaine, deren Silbergrau mit dem Tiefgrün des Castanienlaubes malerisch contrastirt. Aus dem Laube hervor sehen nun einzelne Ortschaften, Sorbo, Penta, Castellare und das hoch in Wolken stehende Oreto, dunkel, mit schlanken schwarzen Kirchentürmen.

Die Sonne ging zu Abend, als ich diese Berge hinaufstieg, und ich hatte frohe Stunden. Wieder kam ich an einem verlaßnen Kloster der Franziscaner vorbei. Es lag ganz vergraben in Reben und Laub,

und die Fruchtbäume wußten ihren Segen kaum zu bergen. Wie ich in den Hof und in die Klosterkirche trat, überraschte mich dieses wüste Bild der Zerstörung, welches die Natur mit ihrem Pflanzenwucher lachend zudeckte. Die Steinplatten der Gräber waren aufgethan, als hätten die Todten sie gesprengt, um gen Himmel zu fliegen, Schädel lagen im Grün, und die christliche Symbolik alles Schmerzes war versunken in ein Blumenmeer.

Im Kloster von Venzolasca.

Transfiguration.

Zu einem schattendunkeln Wald
Hat mich der Irrweg hin verschlagen,
Die Sonne ging zu Rüste bald,
Da sah ich Klostermauern ragen.

Der Epheu schlug um's graue Tor
Den wonnesamsten Ehrenbogen,
Ein alter Oelbaum stund davor,
War auf die Klosterwacht gezogen.

Der winkte mir mit stillem Ast
Wol in den Kreuzgang einzutreten,
Als wär' er Pförtner der den Gast
Zum Trinken ladet oder Beten.

Todt ist der Mönch, der hier gehaust
Und hier gekeltert hat die Traube,
Und mit den Brüdern hier geschmaust
In blütenduft'ger Gartenlaube.

Die Rebe schreibt mit leiser Hand
Inschriften liebesam zu lesen
Mit grünen Lettern an die Wand,
Weß Ordens der Convent gewesen.

Der Crucifixus — wunderbar! —
Ein Christus schien's pfingsthimmeltrunken,
Vom Marterholz gefallen war,
G'rad in das Rebenlaub gesunken.

Und eine Rebe sah ich da
Des Herren Füße fest umschließen,
Das war die blonde Magdala
Mit ihrem Kuß, dem sündig süßen.

Johannes auch als Rose lag
Dem Herrn zu Haupt auf seinen Knieen,
Und schaut' verzückt empor und sprach
Zur Trauerweide, zu Marien:

„O ring' die Hände nicht in Not!
Was kann's auf Erden Bessres geben,
Als einen heißbeweinten Tod
Nach einem jungen Liebeleben?"

Die blonde Rebe lispelnd rief:
Ergossen hab' ich meine Schmerzen,
Die Lust die mir im Busen schlief,
Ergossen voll aus vollem Herzen.

Still dacht' ich dem Mysterium nach,
Dem Christentum das worden trübe,
Die Rose sah mich an und sprach:
O Mensch! Am Anfang war die Liebe!

Der bekränzte Schädel.

Im stillen Klosterhof ich saß,
Ein Schädel lag zu meinen Füßen,
Der lauschte lachend aus dem Gras,
Und thät mich gastlich grüßen.

Nichts that ihm an gemeiner Staub,
Denn um die kahle Stirn gelinde
Schlang schirmend das gekrauste Laub
Die blühende Clematiswinde.

Mir war's, als ob der Schädel sprach:
Ein Corsenabt bin ich gewesen,
Ich hab den Brüdern allgemach
Des Evangeliums Text gelesen.

Ein Gleichniß lag mir stets zum Grund:
Ich bin der Weinstock, ihr die Trauben;
Das Gleichniß führt' ich stets im Mund,
Sein Sinn ist einfach, ohne Schrauben.

Und einfach war mein Sacrament,
Vom Abendmal die tiefe Lehre:
Das Höchste was die Erde nennt,
Die Traube ist es und die Aehre.

Ich teilt' sie aus an manchen Gast,
Dem Armen gab ich Gottes Segen,
War fröhlich diese Erdenrast,
Und konnt' mich froh zur Grube legen.

Sieh' hier das junge Laub mein Sohn —
Des Lebens mußt' ich mich entschlagen,
Doch schmückt den Schädel mir zum Lohn
Der grüne Kranz, den ich getragen.

Nun sei mein Gast, genieß' des Weins,
Laß dir die Klostertraube munden.
Sei einst dein Todtenhaupt wie meins
Von einem grünen Zweig umwunden.

Sechstes Kapitel.

Gastliches Familienstillleben in Oreto.

Denn dem Zeus gehöret ein jeder
Fremdling und Darbender an; und die Gab ist klein auch erfreulich.
Odyssee.

Zwischen Fruchtgärten, deren Gemäuer die schöne Clematiswinde ganz umkränzt hielt, ging ich denn noch zwei Stunden bergauf und durch Castanienhaine bis Oreto dem höchstgelegenen Paese der Casinca.

Oreto hat seinen Namen von dem griechischen Oros, welches Berg heißt; der Ort liegt hoch und pittoresk auf der Spitze eines grünen Berges. Ein mächtiger Granitblock ragt grauhäuptig mitten aus dem Dorfe hervor wie ein Fundament, geschaffen das Colossalbild eines Hercules darauf zu stellen. Um nach dem Paese zu gelangen, mußte ich mühsam auf einem engen Pfade emporklimmen, auf dem an vielen Stellen zugleich ein Quell herabrauschte.

Oben angelangt trat ich auf den Platz, den größesten, den ich noch in einem Paese fand. Er ist das Plateau des Berges, von anderen Bergen überragt, von Häusern umstellt, welche wie der Frieden selber aussehen. Der Pfarrer spazierte mit seinem Küster umher, und die Paesanen lehnten in der Sabbatruhe an den Gärten. Ich trat auf eine Gruppe zu und fragte, ob im Orte eine Locanda wäre. Nein, sagte der Eine, wir haben keine Locanda, aber ich biete euch mein Haus an, ihr sollt finden was wir haben. Das nahm ich mit Freuden an und folgte meinem Gastwirte. Ehe ich in sein Haus trat, wollte Marcantonio, daß ich zuvor den Stolz von Oreto, die Fontäne des Dorfs, in Augenschein nähme und das Wasser koste, das herrlichste in dem ganzen Lande Casinca. Trotz meiner Ermüdung folgte ich dem Corsen. Die Fontäne war köstlich, selbst architectonisch zierlich. Das eiskalte Wasser strömte in einem steinernen Tempelchen aus fünf Röhren in unerschöpfter Fülle.

In Marcantonios Haus gekommen, wurde ich von seinem Weibe ohne Phrase bewillkommnet. Sie bot mir guten Abend und ging gleich in die Küche das Mal zu rüsten. Mein Wirt hatte mich in sein bestes Zimmer geführt, und ich war erstaunt dort einen kleinen Büchervorrat zu finden; es waren geistliche Dinge, die er geerbt hatte. Ich bin unglücklich, sagte Marcantonio, denn ich habe nichts gelernt und bin sehr arm. Deshalb muß ich hier auf dem Berge sitzen, statt auf das Festland zu gehen und ein Amt zu bekleiden. Ich betrachtete mir diesen Mann im braunen Kittel und der phrygischen Mütze genauer. Er hatte ein verschlossenes, von Leidenschaft durchfurchtes Gesicht von wahrhaft eiserner Härte, und was er sprach war kurz, entschieden und in einem bittern Tone. Ich sah diesen Mann nicht ein einziges Mal lächeln und fand in den einsamen Bergen eine von Ehrgeiz gequälte hinausstrebende Seele. Solche Erscheinungen sind in Corsica nicht selten; mächtig lockt das Beispiel vieler Familien aus den Dörfern, wo man oft in der finstersten

Capanna die Familienbildnisse von Senatoren, Generalen und Präfecten finden kann. Die Insel Corsica ist eben das Land der Emporkömmlinge und der natürlichen Gleichheit.

Marcantonios Tocher, ein junges hübsches Mädchen von blühend kräftiger Gestalt trat in das Zimmer. Sonst keine Notiz von der Anwesenheit eines Gastes nehmend fragte sie nur ganz laut und ganz naiv: Vater, wer ist der Fremde, ist es ein Franzos, was will er in Oreto? Ich sagte ihr, daß ich ein Deutscher sei, was sie nicht verstand. Giulia ging ihrer Mutter beim Male helfen.

Es ward aufgetragen und das reichste Mal eines Armen, eine Krautsuppe und dem Gaste zu Ehren ein Stückchen Fleisch, Brod, Pfirschen. Die Tochter trug die Speisen auf, aber nach corsischer Sitte nahm weder sie noch die Mutter am Essen Teil, sondern der Mann allein legte mir vor und aß neben mir.

Er führte mich darauf in die kleine Kirche von Oreto und auf den Rand des Felsens, um die unvergleichlich schöne Fernsicht zu genießen. Der junge Curate und eine nicht kleine Gefolgschaft von Paesanen begleiteten uns dahin. Es war ein sonnengoldiger, wonnig frischer Abend. Ich stand erstaunt ob solcher ungeahnten Herrlichkeit der Natur, denn zu meinen Füßen sah ich die castanienwaldbedeckten Berge in die Ebene hinabsinken, diese einem unermeßlichen Garten gleich sich zum Strande dehnen, von dem Goloflusse und dem Fiumalto durchschlängelt, begrenzt von dem verklärten Meere, an dessen Horizonte die Inseln Capraja, Elba und Monte Chiato sich aufreihten. Der Blick umfaßt die ganze Uferlinie bis nach Bastia und südlich bis San Nicolao — landhinein wieder Berg an Berg, mit Dörfern gekrönt.

Auf dieser Stelle war nun eine kleine Gemeinde um uns versammelt, und ich machte mir das Vergnügen, die Insel zu preisen, welche so merkwürdig sei durch ihre Natur wie durch die Geschichte ihres heroischen Volks. Der junge Curate setzte dieses Lob mit vielem Feuer fort, die Bauern stimmten mit ein und jeder wußte sein Vaterland zu ehren. Ich machte die Bemerkung, daß diese Leute in der Geschichte ihres Landes trefflich zu Hause waren. Der Curate erregte meine Verwunderung, er hatte Geist und einen witzigen Ausdruck. Von Paoli sprechend sagte er einmal: „seht, seine Zeit war eine Zeit der Thaten, die Männer von Orezza sprachen wenig, aber sie handelten viel. Hätte unsere Zeit einen einzigen Mann von der großen

und aufopfernden Seele des Pasquale hervorgebracht, so stünde es heute anders in der Welt. Aber heute ist es die Zeit der Chimären und der Federn, und doch ist der Mensch nicht gemacht zum Fliegen." Ich folgte dem Curaten mit Freuden in sein Presbyterium, ein ärmliches Haus von schwarzen Steinen. Aber sein Stübchen war schmuck und hatte eine saubere Bibliothek von ein paar hundert Bänden. Ich verlebte eine angenehme Stunde bei einer Flasche des köstlichsten Weines mit dem gebildeten und frei aufgeklärten Manne mich unterhaltend, während Marcantonio stumm und verschlossen dabei saß. Wir kamen auf Aleria zu sprechen und ich fragte nach römischen Altertümern in Corsica. Marcantonio nahm plötzlich das Wort und sagte sehr ernst und kurz: wir brauchen den Ruhm römischer Altertümer nicht, wir haben genug an dem unserer Väter.

In Marcantonios Haus zurückgekehrt, fand ich in dem Zimmer denn auch Mutter und Tochter, und wir setzten uns zum vertraulichen Familienkreise um den Tisch zusammen. Die Frauen besserten ihre Kleider aus, sie waren gesprächig, unbefangen, naiv wie alle Corsen. Die rastlose Thätigkeit der corsischen Frauen ist bekannt; den Männern untergeordnet und in der Gesellschaft bescheiden ein dienendes Loos hinnehmend, ruht die ganze Last der Arbeit auf ihnen; sie teilen dieses Schicksal mit den Weibern aller kriegerischen Völker, wie namentlich der Serben und Albanesen.

Ich beschrieb ihnen die großen Städte des Festlandes, ihre Feste und Gebräuche, wie einige Sitten meines Vaterlandes. Nie äußerten sie ein Erstaunen, obwol was sie hörten ihnen gänzlich fremd war und Giulia noch keine Stadt, nicht einmal Bastia gesehen hatte. Ich fragte das Mädchen nach ihrem Alter. Ich bin zwanzig Jahre alt, sagte sie.

Das ist unmöglich. Ihr habt kaum siebenzehn Jahre.

Sie ist sechzehn Jahre alt, sagte die Mutter.

Nun, wißt Ihr nicht Euren eigenen Geburtstag, Giulia?

Nein, aber er steht im Register und der Maire wird ihn schon wissen.

Der Maire ist also der einzige Glückliche, der den Geburtstag des hübschen Kindes feiern kann, wenn er nämlich seine große Hornbrille auf die Nase setzt und in dem großen Register nachschlägt.

Giulia, wie vergnügt ihr euch? Jugend will doch seine Freude haben.

Ich habe zu thun genug, den Brüdern fehlt auch alle Augenblick etwas; Sonntags gehe ich in die Messe.

Wie werdet Ihr Euch morgen ausputzen?

Ich werde die Faldetta anziehn.

Sie holte die Faldetta aus dem Schranke und zog sie über, das Mädchen sah sehr hübsch darin aus. Die Faldetta ist ein langes Gewand, meist von schwarzer Farbe, dessen hinteres Ende über den Kopf geworfen wird, so daß es einem Nonnengewande mit Kapuze ähnt. Aeltlichen Frauen gibt die Faldetta Würde, junge Mädchen umwallt sie geheimnißvoll und reizend.

Die Frauen fragten mich, wer ich sei. Das war schwer zu beantworten. Ich zog mein sehr kunstloses Skizzenbuch hervor und indem ich ihnen einige Blätter zeigte, sagte ich, daß ich ein Maler sei.

Seid ihr in's Dorf gekommen, fragte Giulia, um die Stuben anzustreichen? Ich lachte laut auf, es war diese Frage eine geistvolle Kritik meiner corsischen Skizzen.

Marcantonio sagte sehr ernst: laßt nur, sie versteht es nicht.

Von schönen Künsten und Wissenschaften haben diese corsischen Frauen keine Kunde; sie lesen keine Romane; in der Dämmerstunde spielen sie die Ziter und singen einen schwermuthsvollen Vocero, eine schöne Todtenklage, die sie vielleicht selber improvisiren. Aber in dem kleinen Kreise ihrer Anschauungen und Gefühle bleibt ihre Seele stark und gesund wie die göttliche Natur, keusch und fromm und lebenssicher, und fähig aller Aufopferung und solcher heroischen Entschlüsse, welche die Poesie der Civilisation als die erhabensten Bilder menschlicher Seelengröße für alle Zeiten aufstellt, wie Antigone und Iphigenia.

Dieses Naturvolk der Corsen kann jeder einzigen heroischen That des Altertums eine gleiche an die Seite stellen.

Der jungen Corsin Giulia zu Ehren erzähle ich die folgende corsische Geschichte, welche historisch ist, wie jede andere Novelle, die ich mitteilen werde.

Die corsische Antigone.

Es war gegen das Ende des Jahres 1768. Die Franzosen hatten Oletta besetzt, ein ansehnliches Dorf im Lande Nebbio. Weil der Posten wegen seiner Lage höchst wichtig war, hatte Pasquale

Paoli mit den Einwohnern von Oletta heimlich Verbindungen angeknüpft, um die französische Besatzung zu überfallen und gefangen zu nehmen. Sie zählte 1500 Mann unter dem Befehle des Marquis von Arcambal. Aber die Franzosen waren auf ihrer Hut, sie verkündeten das Kriegsgesetz in Oletta und übten ein wachsam strenges Regiment, so daß die Männer des Dorfes nichts wagen durften.

Grabesstille herrschte nun in Oletta.

Da verließ eines Tages ein Jüngling Giulio Saliceti ohne Erlaubniß der französischen Wache sein Dorf, um auf die Campagna hinauszugehen. Als er wieder zurückkehrte, wurde er festgenommen und in den Kerker geworfen; doch gab man ihm nach kurzer Zeit die Freiheit zurück.

Der Jüngling ging aus dem Kerker nach dem Hause seiner Verwandten, den Groll im Herzen, daß ihm der Feind eine Schmach angethan. Er murmelte etwas vor sich hin, und das war wol ein Fluch gegen die verhaßten Franzosen. Ein Sergeant hörte was Giulio murmelte, er gab ihm einen Schlag ins Gesicht. Dies geschah vor dem Fenster des Hauses, und am Fenster stand eben der Abt Saliceti, Giulio's Verwandter, den das Volk Peverino nannte, das heißt spanischer Pfeffer, weil er ein hitziger und jäher Mann war. Wie Peverino den Schlag in's Antlitz seines Verwandten fallen sah, war es ihm als sollte ihm das Herz im Leibe verbrennen.

Als nun Giulio seiner Sinne nicht mächtig in das Haus stürzte, nahm ihn Peverino in seine Kammer. Nach einer Weile sah man beide Männer heraustreten, ruhig, doch unheimlich ernst.

Nachts, heimlich stiegen andere Männer in das Haus Saliceti und saßen zusammen und berieten sich. Was sie berieten war dies: sie wollten die Kirche von Oletta, welche die Franzosen in ihre Caserne verwandelt hatten, in die Luft sprengen. Sie wollten sich rächen und sich befreien.

Sie gruben eine Mine von Salicetis Hause bis unter die Kirche, und nachdem sie sich dahin durchgewühlt hatten, füllten sie den Minengang mit all' dem Pulver, welches sie versteckt gehalten hatten.

Am 13. Februar des Jahres 1769 sollte die Kirche auffliegen, gegen die Nacht.

Dem Giulio war das Herz vor Ingrimm so klein geworden wie eine Flintenkugel. Morgen, sagte er zitternd, morgen! Laßt mich die Lunte anlegen. Sie haben mich ins Gesicht geschlagen, ich will

ihnen einen Schlag geben, der soll sie bis in die Wolken schlagen; ich will sie aus Oletta hinauswettern mit einem Schusse wie das Blei aus einer Tromba.

Aber die Weiber und Kinder, und die es nicht wissen? Die Explosion wird die nächsten Häuser mitreißen und die ganze Nachbarschaft.

Man muß sie warnen. Man muß ihnen unter irgend einem Vorwande befehlen, um die gewisse Stunde nach dem andern Ende des Dorfs zu gehen, und das in aller Stille.

So thaten die verschwornen Männer.

Als nun die fürchterliche Stunde des morgenden Abends kam, sah man Greise, Männer, Weiber, Kinder stumm und in ungewisser Furcht, scheu, heimlich und schnelle nach dem andern Ende des Dorfes gehen und dort sich sammeln.

Da schöpften die Franzosen Argwohn, und ein Bote vom General Grand-Maison kam herbeigesprengt; der gab jählings Kunde von dem was man diesem bereits gemeldet hatte. Denn Jemand hatte den Anschlag verraten. Augenblicks warfen sich die Franzosen auf Salicetis Haus und die Pulvermine und verhinderten das höllische Unternehmen.

Saliceti mit einem kleinen Teile der Verschworenen hieb sich mit verzweifeltem Mute durch und entkam glücklich aus Oletta. Andere aber wurden ergriffen und in Ketten gelegt. Das Kriegsgericht verurteilte vierzehn Tapfere zum Tode durch das Rad, und an sieben Unglücklichen wurde die Strafe wirklich vollzogen.

Sieben Leichname sah man auf dem Platze vor dem Kloster von Oletta öffentlich ausgestellt. Kein Grab sollte ihnen werden. Der französische Commandant hatte das Gebot erlassen, daß der des Todes schuldig sein solle, welcher einen der Todten vom Gerüste nehmen und begraben würde.

Auf dem Dorf Oletta lag das Entsetzen. Der Todesschauer hatte jedes Herz ergriffen. Keine menschliche Seele zeigte sich auf den Straßen; das Feuer auf den Heerden war erloschen, jede Stimme todt außer der des Weinens. Sie saßen in den Häusern, und ihre Gedanken starrten unabläßig nach dem Klosterplatze, wo die sieben Leichen auf dem Gerüste lagen.

Es kam die erste Nacht. Da saß auf ihrem Bette in der Kammer Maria Gentili Montalti. Sie weinte nicht, sie saß, das Antlitz

auf die Brust gebeugt, die Hände im Schooße, die Augen geschlossen. Manchmal schluchzte ihre Seele auf.

Es war ihr, als riefe durch die Stille der Nacht eine Stimme: O Marì!

Die Todten rufen manchmal in der stillen Nacht den Namen dessen, den sie geliebt haben. Wer antwortet, muß sterben.

O Bernardo! rief Maria, denn sie wollte sterben.

Bernardo aber lag vor dem Kloster auf dem Gerüste, und von den Todten war er der Jüngste und der Siebente. Er war Marias Geliebter, im folgenden Monate sollte die Hochzeit sein. Nun lag er todt auf dem Blutgerüste.

Maria Gentili stand in der dunkeln Kammer still, sie horchte gegen die Seite hin, wo der Klosterplatz lag, und ihre Seele hielt Zwiesprach mit einem Geiste. Bernardo schien sie zu bitten um ein christliches Begräbniß.

Der aber sollte des Todes schuldig sein, welcher einen Todten vom Gerüste nehmen und begraben würde. Maria wollte ihren Geliebten begraben und dann sterben.

Sie öffnete leise die Thüre ihrer Kammer, um das Haus zu verlassen. Sie schritt durch das Zimmer, in welchem ihre greisen Eltern schliefen. Sie trat an ihr Lager und lauschte den Atemzügen ihres Schlafes. Da fing ihr Herz an zu zittern, denn sie war das einzige Kind ihrer Eltern und ihr Stab, und wie sie bedachte, daß ihr Tod durch Henkershand Vater und Mutter in die Grube beugen würde, schwankte ihr die Seele in großem Leide, und sie that einen Schritt zurück nach ihrer Kammer.

Da hörte sie wieder die Todtenstimme klagen: — O Marì! — O Marì, ich habe dich so sehr geliebt, und nun willst du mich verlassen. In meinem gebrochenen Leibe liegt das Herz, das in Liebe zu dir gestorben ist — begrabe mich, in der Kirche des Franciscus, im Grab meiner Väter . . . o Marì . . .

Maria öffnete die Thüre des Hauses und trat in die Nacht hinaus. Sie wankte nach dem Klosterplatze. Die Nacht war finster. Manchmal kam der Sturm und fegte die Wolken hinweg, daß der Mond hinunterschien. Wenn sein Stral auf den Klosterplatz fiel, war's als wollte das Licht des Himmels nicht sehn was es sah, und der Mond zog die schwarzen Wolkenschleier wieder vor. Denn vor dem Kloster lagen auf dem roten Gerüste sieben

Leichen, eine neben der andern, und die siebente war eines Jünglings Leiche.

Die Eule und der Rabe schrieen auf dem Turm, die sangen den Vocero, die Todtenklage. Ein Grenadier aber ging mit geschultertem Gewehr in der Nähe des Platzes auf und ab. Ihm graufste wol bis in das tiefste Mark, er hatte seinen Mantel über das Gesicht geschlagen, und wandelte langsam auf und nieder.

Maria hatte sich in die schwarze Faldetta gehüllt, daß in der Nacht ihre Gestalt leichter verschwände. Ein Gebet schickte sie zur heiligen Jungfrau der Schmerzensmutter, daß sie ihr helfen solle, und dann schritt sie rasch zu dem Gerüste. Der siebente Todte war's — sie löste Bernardo; ihr Herz und ein Schimmer von seinem Todtengesichte sagten ihr, daß er es war, auch in der dunkeln Nacht. Maria nahm den Todten auf ihre Arme, auf ihre Schulter. Sie war stark geworden wie von Manneskraft. Sie trug den Todten in die Kirche des heiligen Franciscus.

Da setzte sie sich erschöpft auf die Stufen eines Altars, über dem das Muttergotteslämpchen brannte. Der todte Bernardo lag auf ihren Knieen, wie der todte Christus auf den Knieen Marias lag. Pietà nennt man dieses Bild im Süden.

Kein Laut in der Kirche. Die Muttergotteslampe flimmert. Draußen ein Windstoß, der vorüberpfeift.

Da erhob sich Maria. Sie ließ den todten Bernardo auf die Stufen des Altars niedergleiten. Sie ging an die Stelle, wo das Grab von Bernardo's Vätern lag. Sie öffnete das Grab. Dann nahm sie den Todten. Sie küßte ihn und senkte ihn in das Grab hinunter, das sie wieder schloß. Maria kniete lange vor dem Bilde der Muttergottes und betete, daß Bernardo's Seele Frieden habe im Himmel, und dann ging sie still hinweg, in ihr Haus und in ihre Kammer.

Als der Morgen anbrach, fehlte von den Todten auf dem Klosterplatze Bernardo's Leiche. Die Kunde flog durch das Dorf, daß sie verschwunden sei, und die Soldaten trommelten Allarm. Man zweifelte nicht, daß die Familie Leccia ihren Verwandten Nachts von dem Gerüste genommen habe, und auf der Stelle drang man in ihr Haus, nahm sie gefangen und warf sie mit Ketten geschlossen in den Turm. Nach dem Gesetze des Todes schuldig sollten sie den Tod erleiden, ob sie gleich die That leugneten.

Was geschehn war hörte Maria Gentili in ihrer Kammer. Ohne ein Wort zu sagen, eilte sie aus dem Hause zu dem Grafen de Vaur, welcher nach Oletta gekommen war. Sie warf sich ihm zu Füßen und bat um die Freilassung der Gefangenen. Sie bekannte sich zu der That. Ich habe meinen Geliebten begraben, sagte sie, ich bin des Todes schuldig, hier ist mein Haupt; aber laßt die in Freiheit, welche unschuldig leiden.

Der Graf wollte anfangs dem nicht trauen was er hörte, denn er hielt es für unmöglich, sowol daß ein schwaches Mädchen einen solchen Heldenmut besitzen, als daß es die Kraft haben könne, zu vollbringen was Maria vollbrachte. Als er sich nun von der Wahrheit ihrer Aussage überzeugt hatte, stand er tief erschüttert und zu Tränen gerührt. Gehe, sagte er, großherziges Mädchen und löse selbst deines Bräutigams Verwandte, und möge Gott deinen Heldenmut belohnen.

Am selbigen Tage nahm man die sechs Gerichteten vom Gerüste und gab ihnen allen ein christliches Begräbniß.

Siebentes Kapitel.

Ein Ritt durch das Land Orezza nach Morosaglia.

Ich wollte von Oreto durch das Land Orezza nach Morosaglia, dem Vaterlande Paolis. Marcantonio hatte mir versprochen mich zu begleiten und gute Pferde zu besorgen. Er weckte mich also des Morgens und machte sich bereit. Er hatte sich in seinen besten Staat geworfen, eine sammtne Jacke angezogen und sich sehr glatt rasirt. Die Frauen gaben uns noch ein gutes Frühbrod auf die Reise, und so schwangen wir uns auf die Corsenpferdchen und ritten stolz von dannen.

Mir wird noch die Seele froh, wenn ich an jenen Sonntagsmorgen denke und an den Ritt durch dieß romantisch schöne Land von Orezza über die grünen Berge, durch die kühlen Talschluchten, über rauschende Bäche, durch die dunkeln Eichenwälder. So weit das Auge reicht überall diese tiefschattigen duftigen Castanienhaine, diese gewaltigen Riesenbäume, wie ich sie nimmer noch gesehn. Die

Natur hat hier alles gethan, der Mensch so wenig. Die Castanien sind oft sein einzig Gut, und der Corse besitzt manchesmal nicht mehr als sechs Ziegen und sechs Castanienbäume, welche ihm seine Polleta geben. Die Regierung hatte bereits den Einfall gehabt, die Castanienwälder auszuhauen, um den Corsen zum Ackerbau zu zwingen, aber das hieße ihn verhungern lassen. Viele dieser Bäume haben zwölf Fuß dicke Stämme; das volle duftige Laub, die langen breiten und dunkeln Blätter mit den gefaserten hellgrünen Fruchtkapseln gewähren einen schönen Anblick.

Hinter dem Paese Casalta kamen wir in eine überaus romantische Schlucht, welche der Fiumalto durchrauscht — überall ist hier Serpentin und der köstliche Marmor Verde antico. Das Elysium der Geologie nennen die Ingenieure das Ländchen Orezza; die Wasser des Flusses rollen das edle Gestein mit sich. Immer fort durch balsamische Haine, bergauf, bergab, ritten wir weiter nach Piedicroce, dem Hauptorte von Orezza, berühmt durch seine Heilquellen. Denn wie an den Mineralien, so ist auch an mineralischen Wassern Orezza reich.

Francesco Marmocchi sagt in seiner Geographie der Insel: Die Mineralwasser sind überhaupt das charakteristische Zeichen der Länder, welche durch die innern Kräfte gehoben sind. Corsica, welches in einem kleinen Raume das überraschende und so mannigfaltige Schauspiel der tausend Wirkungen dieses alten Kampfes zwischen dem erhitzten Innern und der erkälteten Rinde der Erde darbietet, konnte von dieser allgemeinen Regel keine Ausnahme machen.

Corsica hat also seine kalten und warmen Mineralquellen, und obwol die Quellen dieser Art, so weit man sie bisher gezählt hat, zahlreich sind, ist doch unbezweifelt, daß man sie noch nicht alle kennt.

Was die Naturgeschichte und im Besondern die Mineralogie betrifft, so ist diese schöne und große Insel noch lange nicht vollständig erforscht.

Bis heute kennt man nur genau und vollständig 14 Mineralquellen, warme wie kalte. Die Verteilung dieser wolthätigen Wasser über die Oberfläche der Insel, besonders was ihre Wärmebeschaffenheit betrifft, ist sehr ungleich. Die Region des primären Granits zählt ihrer 8, alle warm und mehr oder minder schwefelhaltig bis auf eine; während die Region der primären ophyolitischen und calcären Terrains nur 6 besitzt, von denen eine einzige warm ist.

Die Quellen von Orezza, an vielen Stellen vorbrechend, liegen auf dem rechten Ufer des Fiumalto. Man benutzt nur die Hauptquelle, sie ist kalt, ein eisenhaltiger Sauerbrunnen. Sie sprudelt mit großer Macht in einem Berge unterhalb Piedicroce, aus einem Steinbecken. Man hat gar keine Anstalten getroffen, den Brunnengästen dort Erleichterung zu schaffen, sondern diese gehen oder reiten unter ihren Sonnenschirmen die Berge hinunter in den grünen Wald, wo sie ihre Zelte aufgeschlagen haben. Nach einem mehrstündigen Ritte in der brennenden Sonnenhitze und ohne Sonnenschirm schmeckte mir dies heftig moussirende Wasser gar köstlich.

Piedicroce liegt hoch. Sein schlanker Kirchturm sieht frei und luftig von dem grünen Berge herunter. Die Lage der corsischen Kirchen in den Bergen ist oft bezaubernd schön und kühn. Sie liegen eigentlich schon im Himmel, und wenn man die Kirchtüren aufthut, so können die Wolken und die Engel unter die Gemeinde hineinspazieren.

Ein majestätisches Gewitter flammte um Piedicroce und der Donner hallte starktönig rings in den Bergen. Wir ritten in das Paese, der Regenflut zu entgehn. Ein junger Mann in sauberer städtischer Kleidung sprang aus einem Hause und lud uns ein abzusteigen und in seine Locanda zu treten. Es waren da noch zwei Herren mit Cavalierbärten und von sehr gewandtem Benehmen, die sogleich nach meinen Befehlen fragten. Und flink waren sie dabei; der Eine rührte Eier zusammen, der Andere trug Holz ans Feuer, der dritte hackte ein Fleisch. Der Aelteste unter ihnen hatte ein edel geschnittenes, doch fieberblasses Gesicht und einen langen slavischen Schnauzbart. So viel Köche zu einem schlichten Male und so gar vornehme hatte ich noch nirgend gefunden. Ich war schier verwundert, bis sie sich mir entdeckten. Es waren zwei flüchtige Modenesen und ein Ungar. Während der Magyare das Fleisch briet, erzählte er mir, daß er sieben Jahre lang Oberlieutenant gewesen sei. Nun stehe ich hier und koche, setzte er hinzu; aber so gehts in der Welt, wenn man zum armen Teufel in der Fremde geworden ist, muß man sich nicht geniren. Wir haben hier eine Locanda aufgeschlagen für die Zeit der Brunnencur und haben fast nichts erübrigt.

Wie ich den bleichen Mann betrachtete — er hatte sich in Aleria das Fieber geholt — überkam mich ein Rühren.

Wir setzten uns zusammen Magyar, Lombarde, Corse, Deutscher,

sprachen mancherlei von alten Dingen und nannten manchen Namen jüngster Vergangenheit. Wie werden viele dieser Namen so still vor dem einen großen Namen Paoli. Ich darf sie neben ihm nicht nennen, der edle Bürger und der starke Mann der That will allein sein.

Das Gewitter war hinweggezogen, aber die Berge standen noch tief vernebelt. Wir stiegen zu Pferde um über das Gebirg San Pietro weiter nach Ampugnani zu reiten. Es grollte und rollte noch in den Nebelschluchten und rings um flatterten die Wolken. Eine wilde, düstre Stimmung lag tränenschwer über den Bergen, bisweilen noch ein Blitz — Berge wie im Wolkenmeere versunken, andere sich herauswühlend gleich Giganten; wo die Schleier reißen eine saftige Landschaft, grüne Haine, schwarze Dörfer — und das fliegt gleichsam an dem Reiter vorüber, Gipfel und Tal, Klöster und Türme, Berg und Berg, wie Traumbilder in Wolken hangend. Die elementarischen wilden Gewalten, welche gefesselt in der Menschenseele schlafen, möchten da ihre Bande sprengen und hinausrasen. Wer erlebte nicht solche Stimmungen auf wilder See oder beim Wandern durch den Sturm. Was man da fühlt ist dieselbe elementarische Naturgewalt, welche wir Menschen Leidenschaft nennen, wenn sie sich in einer Form bestimmt. Vorwärts Marcantonio, und lassen wir die roten Pferdchen diesen Nebelberg entlang springen, weil wir noch jung sind, und so gilts: alles was Federn hat fliegt hoch, Wolken fliegen, Berge fliegen, Klöster fliegen, Türme fliegen, Roß und Reiter fliegen. Ach! es ist eine Lust, zu fliegen! — Da hängt ein schwarzer Kirchenturm drüben hoch in den Nebeln und die Glocken läuten und läuten — Ave Maria, daß die Seele stille werde.

Die Ortschaften sind hier klein, überall auf den Bergen malerisch zerstreut, hoch gelegen und in reizenden grünen Tälern. Ich zählte deren von einem Punkte aus um mich her 17 mit ebensoviel schlanken, schwarzen Kirchentürmen. Viele Männer kamen uns entgegen, Männer aus dem alten historischen Lande Orezza und Rostino, starke, blühende Heldengestalten. Ihre Väter bildeten einst die Garde Paolis.

Bei Polveroso gabs einen herrlichen Blick in einen Talkessel, in dessen Mitte Porta liegt, der Hauptort des Ländchens Ampugnani, ganz umringt von Castanienbäumen, die nun abtropften. Hier lag ehemals das alte Accia, ein Bistum, welches nun spurlos verschwunden ist. Porta sieht ungemein sauber aus und viele seiner Häuschen gleichen zierlichen Villen. Die kleine gelbe Kirche hat eine schmucke

Façade und ein überraschend graziöser Glockenturm steht ihr als einzelner Campanile nach toscanischer Art zur Seite. Vom Berge San Pietro hinunter sieht man in diese Häuserreihen und Gassen, die sich um die Kirche gruppiren, wie in ein schmuckes Theater. Porta ist das Vaterland des Sebastiani.

Nun werden die Berge kahler und lakonischer und verlieren den Schmuck der Castanien. Gewaltige Disteln fand ich auf dem Wege, mit den herrlichsten breiten, schöngerandeten Blättern und als baumartige Sträucher, deren Stämme schon hart verholzt waren. Marcantonio war ganz in Schweigen versunken. Die Corsen sprechen wenig wie die Spartaner, mein Wirt von Oreto war meist stumm wie Harpokrates. Ich war doch einen ganzen Tag von Morgen bis Abend mit ihm durch die Berge geritten und konnte kein Gespräch in Fluß bringen. Nur bisweilen warf er eine naive Frage hin: habt ihr Kanonen? habt ihr Glocken zu Hause? wachsen bei euch auch Früchte? seid ihr reich?

Nach Ave Maria erreichten wir endlich den Canton Rostino oder Morosaglia, das Vaterland der Paoli, die glorwürdigste Stelle corsischer Geschichte und den Mittelpunkt der alten demokratischen Terra del Commune. Auf der Campagna nahm Marcantonio von mir Abschied, er wollte in einem Hause auf dem Felde übernachten um morgenden Tags mit den Pferden heimzukehren. Er küßte mich brüderlich und wandte sich dann um, schweigsam und ernst, und ich, beglückt auf diesem Heldenlande freier Männer zu stehn, wanderte allein fort, um den Convent von Morosaglia zu erreichen. Eine Stunde habe ich hier noch Zeit auf ziemlich öder Flur, und ehe ich nun in Paolis Haus komme, will ich sein und seines Volkes Geschichte fortsetzen, wo ich sie abgebrochen habe.

Achtes Kapitel.

Pasquale Paoli.

Il cittadin non la città son io.
Timoleon des Alfieri

Nachdem Pasquale Paoli mit seinem Bruder Clemens und seinen Genossen Corsica verlassen hatte, bemächtigten sich die Franzosen

leicht der ganzen Insel. Nur einzelne Guerillabanden setzten in den Bergen den Kampf fort. Unter ihnen verdient besonders ein edler Kämpfer für die Freiheit die Liebe und die Bewunderung der Nachwelt. Es war der arme Pfarrer von Guagno, Domenico Leca, aus der alten Familie des Giampolo. Er hatte auf das Evangelium geschworen der Freiheit treu zu bleiben und eher zu sterben als vom Kampfe zu lassen. Wie nun alles Land sich unterworfen hatte und der Feind ihn aufforderte, die Waffen niederzulegen, erklärte er, daß er an seinem Eide sich nicht versündigen könne. Er entließ diejenigen von seiner Gemeinde, welche ihm nicht länger folgen wollten, und warf sich mit seinen Treuen in die Berge. Noch Monate hindurch kämpfte er hier, doch nur wenn man ihn angriff, und wenn verwundete Feinde in seine Hände gefallen waren, pflegte er sie aus christlicher Barmherzigkeit. Nie that er jemand ein Leides anders als im ehrlichen Kampfe. Die Franzosen forderten ihn vergebens auf, herabzukommen, daß er ungekränkt in seinem Dorfe leben möge. Der Pfarrer von Guagno aber irrte in den Bergen, denn er wollte frei sein, und nachdem er von allen verlassen war, fristeten ihm die Ziegenhirten das Leben. Eines Tages aber fand man ihn todt in einer Höle, wo er zu seinem Herrn eingegangen war, müde und kummervoll und als ein freier Mann. — Ein Blutsverwandter Paolis und Freund Alfieris, Giuseppe Ottaviano Savelli hat das Andenken des Pfarrers von Guagno in einem lateinischen Gedichte verherrlicht, welches heißt **Vir nemoris**, der Mann vom Walde.

Auch andere Corsen, welche in die Verbannung nach Italien gegangen waren, landeten hie und da, und versuchten wie ihre Väter Vincentello, Renuccio, Giampolo und Sampiero in alten Zeiten gethan, die Insel zu befreien. Es gelang ihnen nimmer. Viele Corsen schleppte man barbarisch in die Kerker, viele warf man in die Galeeren von Toulon, als wären diese Männer Heloten gewesen, die sich gegen ihre Herren empört hatten. Abbatucci, einer der letzten, welche in Waffen geblieben waren, durch falsche Anklagen des Hochverrats geziehen, wurde in Bastia zur Brandmarkung und zur Galeere verurteilt. Als nun Abbatucci auf dem Hochgerüste saß, wagte der Henker es nicht ihm das glühende Eisen anzulegen. Tue deine Pflicht! rief ein französischer Richter — der Henker kehrte sich zu diesem und streckte das Eisen gegen ihn aus, als wollte er den Richter brandmarken. Später ward Abbatucci freigesprochen.

Unterdeß war auf den Grafen de Vaux der Graf Marboeuf im Commando Corsicas gefolgt. Seine Verwaltung war im allgemeinen wolthätig; die alten bürgerlichen Gesetze der Corsen, ihre Statuten, blieben bestehn, die Zwölfmänner wurden wieder eingesetzt und für eine bessere Gerichtsbarkeit gesorgt. Auch suchte man die Industrie und den Ackerbau des ganz verarmten Landes zu heben. Nachdem Marboeuf 16 Jahre lang Corsica regiert hatte, starb er in Bastia im Jahre 1786.

Sobald nun die französische Revolution ausgebrochen war, verschlang die ungeheure Bewegung alle besonderen Interessen der Corsen, und diese freiheitsliebenden Männer warfen sich mit Begeisterung in den Strom der neuen Zeit. Der corsische Abgeordnete Saliceti hatte den Vorschlag gemacht die Insel Frankreich einzuverleiben, daß sie an seiner Constitution Teil nähme. Das geschah durch ein Decret der gesetzgebenden Versammlung vom 30. November 1789, und allgemeine Freude erhob sich darüber in Corsica. Verwundersam war der Umschlag und der Widerspruch der Dinge. Dasselbe Frankreich, welches 20 Jahre früher seine Heere ausgesendet hatte, um die Freiheit und die Constitution der Corsen zu vernichten, hatte jetzt diese Constitution auf seinen Tron erhoben.

Die Revolution rief Pasquale Paoli aus seinem Exile. Er war zuerst nach Toscana gegangen und von dort nach London, wo ihn der Hof und die Minister mit Ehren empfangen hatten. Er lebte in London ganz zurückgezogen, und wenig verlautete von seinem Leben und seiner Beschäftigung. Paoli kam nach England geräuschlos; der große Mensch, welcher Europa auf der neuen Bahn vorangeschritten war, verlor sich still in seinem Häuschen in der Oxfordstraße. Er hielt keinerlei pomphafte Declamationen. Er wußte nur als Mann zu handeln, und wenn er es nicht mehr durfte, in stolzer Würde zu schweigen. Hatte doch selbst ein Schüler von Corte einmal vor ihm gesagt: Wenn man die Freiheit durch bloße Reden gewönne, so wäre alle Welt frei. Von der Weisheit dieses Schülers läßt sich etwas lernen. Als Napoleon vom Bord des Bellerophon das Gastrecht Englands anrief als ächter Corse seine letzte Zuflucht in der Gastlichkeit suchend, verglich er sich mit dem Schutz suchenden Themistocles. Er hatte nicht das Recht sich mit dem großen Bürger Griechenlands zu vergleichen; jener Themistocles in der Fremde war allein Pasquale Paoli.

Hier sind ein paar Briefe aus jener Zeit.

Paoli an seinen Bruder Clemens
(welcher in Toscana geblieben war).

London, 3. October 1769. Ich habe keine Briefe von dir erhalten. Ich fürchte, sie sind unterschlagen, denn die Feinde sind flink dabei . . . . Ich bin vom Könige und von der Königin wol empfangen. Die Minister haben mich besucht. Diese Aufnahme hat einigen fremden Ministern mißfallen: ich höre, daß sie bei diesem Hofe reclamirt haben. Ich habe versprochen Sonntag aufs Land zu gehen den Herzog von Glocester zu besuchen, welcher uns sehr zugethan ist. Ich hoffe für den Unterhalt der Unsrigen dahier etwas zu erlangen, wenn Wien nichts thut. Diesen geht jetzt die Augen auf, sie erkennen nun die Wichtigkeit von Corsica. Der König hat mit mir angelegentlich von der Sache gesprochen: meine Person selbst betreffend hat mich seine Güte verwirrt. Der Empfang bei Hofe hat mir fast den Unwillen der Opposition zugezogen, so daß einige von ihnen angefangen haben, Satiren gegen mich zu schleudern. Die Feinde suchten sie zu ermutigen, indem sie mit geheimnißvoller Miene aussprengten, daß ich das Vaterland verkauft habe; daß ich mit französischem Gelde ein Gut in der Schweiz gekauft habe, daß unsere Güter von den Franzosen nicht angetastet würden; daß sie mit diesen Ministern im Einverständniß seien, weil auch sie an Frankreich verkauft wären. Doch glaube ich, daß jetzt jeder aufgeklärt sein wird; und jeder billigte meinen Entschluß in kein Parteigetriebe mich einzulassen; aber wol das zu fördern was mir geziemt, und worin sich alle in Combination setzen können ohne Einbuße an ihren persönlichen Rücksichten.

Schicke mir ein genaues Verzeichniß von allen Unsern, die in die Verbannung gegangen sind; man muß nicht Kosten scheuen: und schicke mir Nachrichten von Corsica. Die Briefe müssen unter der Adresse von Privatfreunden gehen, sonst erreichen sie mich nicht. Ich erfreue mich einer vollkommenen Gesundheit. Dieses Clima scheint mir bis jetzt sehr gelinde.

Die Campagna ist immer ganz grün. Wer sie nicht sieht kann keine Vorstellung von Frühling und Lieblichkeit haben: der Boden Englands ist gekräuselt wie die Meereswellen, wenn der Wind sie leicht bewegt. Die Männer leben hier, obschon sie von politischen

Factionen erregt sind, was Händel anbetrifft, als wären sie die innigsten Freunde: sie sind menschenfreundlich, verständig, generös in allen ihren Dingen; und sie sind glücklich unter einer Constitution, welche nicht besser sein kann. Diese Stadt ist eine Welt; und sie ist ohne Zweifel die schönste von allen zusammengenommen. Durch ihren Fluß scheint jeden Augenblick eine Flotte einzulaufen: ich glaube daß Rom weder größer noch reicher war. Aber was bei uns nach Paoli gerechnet wird wird hier nach Guineen, das ist Louisdor's gerechnet. Ich habe nach einem Wechsel geschrieben, ich habe nichts von Unterstützungen für mich hören wollen, bevor ich nicht weiß was sie über die Andern beschlossen haben; aber ich weiß daß sie gute Absichten haben. Im Falle daß man laviren muß wenn sie jetzt nicht können, wollen sie beim ersten Kriege bereit sein. Ich grüße alle; lebt glücklich und denkt nicht an mich."

Catharina von Rußland an Pasquale Paoli.

Mein Herr General von Paoli!

St. Petersburg, 27. April 1770. Ich habe Ihren Brief aus London vom 15. Februar erhalten. Alles was der Graf Alexis Orloff Sie von meinen guten Absichten für Sie mein Herr hat wissen lassen, ist eine Folge der Gefühle, welche mir Ihre Seelengröße und die hochherzig edle Weise eingeflößt haben, mit der Sie Ihr Vaterland verteidigten. Das Detail Ihres Aufenthaltes in Pisa ist mir bekannt. Es enthält unter andern auch die Achtung aller derer, welche Gelegenheit hatten Sie kennen zu lernen. Das ist der Lohn der Tugend, in welcher Lage immer sie sich finden mag. Seien Sie versichert, daß ich stets die lebhafteste Teilnahme für die Ihrige empfinden werde.

Das Motiv Ihrer Reise nach England war eine natürliche Consequenz Ihrer Grundsätze gegen Ihr Vaterland. Es mangelt Ihrer guten Sache nichts als die günstigen Umstände. Die natürlichen Interessen unseres Reiches mit denen von Großbritannien so verbunden wie sie sind, die wechselseitige Freundschaft der beiden Nationen, die daraus folgt; die Aufnahme, welche meinen Flotten deshalb geworden ist; die welche meine Schiffe in dem Mittelmeere und der Handel Rußlands von einem freien Volke, das dem meinigen befreundet ist, würden zu erwarten haben, sind Beweggründe, welche

Ihnen nur günstig sein können. Also können Sie mein Herr versichert sein, daß ich die Gelegenheiten nicht außer Acht lassen werde, welche sich werden darbieten können, um Ihnen alle die guten Dienste zu leisten, welche die Conjuncturen erlauben werden.

Die Türken haben mir den ungerechtesten Krieg erklärt, der vielleicht je ist erklärt worden. Ich kann mich in diesem Augenblicke nur verteidigen. Der Segen des Himmels, welcher bis jetzt meine gute Sache begleitet hat, und welchen mir zu erhalten ich Gott bitte, zeigt hinlänglich, daß die Gerechtigkeit nicht für lange unterliegt, und daß die Geduld, die Hoffnung und der Mut in der Welt voll schwierigster Lebenslagen zum Ziele kommen. Ich empfange mit Vergnügen mein Herr die Versicherungen der Anhänglichkeit, welche Sie mir schenken wollen, und ich bitte Sie der Achtung versichert zu sein, mit welcher ich bin

Catharina.

* * *

Zwanzig lange Jahre hatte Paoli in London als Verbannter gelebt, da rief man ihn in sein Vaterland zurück. Die Corsen schickten ihm eine Deputation und die französische Nationalversammlung lud ihn durch ein pomphaftes Schreiben zur Rückkehr ein.

Am 3. April 1790 kam Paoli zum ersten Male nach Paris. Als der Washington Europas wurde er hier gefeiert und Lafayette war stets an seiner Seite. Mit stürmischem Zuruf und prächtigen Declamationen empfing ihn die Nationalversammlung, in deren Mitte er sich begab. Er sprach zu ihr diese Worte:

„Meine Herren, dieser Tag ist der schönste und glücklichste meines Lebens. Ich habe es hingebracht im Streben nach der Freiheit, und ihr edelstes Schauspiel finde ich hier. Ich habe mein Vaterland in der Sclaverei gelassen, jetzt finde ich es in der Freiheit. Was bleibt mir noch zu begehren übrig? Nach einer Abwesenheit von zwanzig Jahren weiß ich nicht, welche Veränderung die Unterdrückung unter meinen Landsleuten wird hervorgebracht haben: ach! sie hat nicht anders als verhängnißvoll sein können, weil die Unterdrückung schlecht macht. Aber da ihr, wie ihr gethan habt, den Corsen die Ketten nahmt, habt ihr ihnen die alte Tugend wieder gegeben. Indem ich in mein Vaterland zurückkehre dürft ihr an meinen Gesinnungen nicht zweifeln. Ihr seid hochherzig gegen mich gewesen und ich war

niemals ein Sclave. Meine vergangene Handlungsweise, welche ihr durch eure Billigung geehrt habt bürgt auch für mein zukünftiges Handeln: mein ganzes Leben, ich darf es sagen, ist ein unverbrochner Schwur an die Freiheit gewesen: es ist darum als hätte ich schon der Constitution geschworen, welche ihr aufgestellt habt; aber mir bleibt noch übrig ihn der Nation zu leisten, welche mich adoptirt und dem Monarchen, den ich nun anerkenne. Das ist die Gunst, welche ich von der hohen Versammlung begehre."

In dem Club der Constitutionsfreunde sprach Robespierre zu Paoli: Ach! es gab eine Zeit wo wir die Freiheit in ihren letzten Asilen zu unterdrücken suchten. Doch nein! dies war das Verbrechen des Despotismus . . . das französische Volk hat es getilgt. Welche große Sühne für das eroberte Corsica und für die beleidigte Menschheit! Edle Bürger, ihr habt die Freiheit in einer Zeit verteidigt, in welcher wir nicht einmal wagten sie zu hoffen. Ihr habt für sie geduldet; ihr triumfirt mit ihr, und euer Triumf ist der unsrige. Vereinigen wir uns sie für immer zu wahren, und mögen ihre feilen Gegner bei dem Anblick dieses unseres heiligen Bundes vor Furcht erblassen.

Noch ahnte Paoli nicht, in welche Stellung der Gang der Ereignisse ihn zu diesem Frankreich bringen würde, und daß er noch einmal als Feind ihm gegenüberstehen sollte. Er reiste nach Corsica ab. In Marseille empfing ihn wieder eine corsische Deputation, unter ihr die beiden jungen Clubführer von Ajaccio Joseph und Napoleon Bonaparte. Unter Tränen stieg Paoli auf dem Cap Corso ans Land und küßte die väterliche Erde; im Triumf führte man ihn von Canton zu Canton. Im ganzen Lande sang man das Te Deum.

Seitdem widmete sich Paoli ganz den Angelegenheiten seines Landes als Präsident der Landesversammlung und als Generallieutenant der corsischen Nationalgarde; im Jahre 1791 überahm er auch das Commando der Division und der Insel. Obwol nun die französische Revolution die besondern Interessen der Corsen stumm gemacht hatte, fingen sie sich doch zu regen an, und zumeist mußten sie es in der Seele Paolis, dessen oberste Tugend der Patriotismus war. Paoli konnte nimmer in einen Franzosen sich verwandeln, noch es je vergessen, daß sein Volk nicht seine Selbstständigkeit und seine eigene Constitution gehabt hatte. Es bildete sich bald eine Spannung zwischen ihm und einigen Parteien; die einen waren aristokratisch-

französisch gesinnt, wie Gaffori, Rossi, Peretti und Buttafuoco; die anderen waren leidenschaftliche Demokraten, welche das Glück der Welt nur in dem Strudel der französischen Revolution sahen, wie die Bonaparte, Saliceti und Arena.

Die Hinrichtung des Königs und das wilde Treiben der Volksmänner in Paris verwundete den Humanisten Paoli. Allmälig brach er mit Frankreich und mit der Revolution, und dieser Bruch war offen sichtbar, nach der verunglückten Unternehmung, welche Frankreich von Corsica aus gegen Sardinien unternahm und deren Scheitern man Paoli zur Last legte. Seine Gegner hatten ihn und Pozzo di Borgo den Generalprocurator förmlich angeklagt, daß er ein Particularist sei und die Insel von Frankreich losreißen wolle.

Das Convent lud ihn auf diese Anklagen vor, und schickte als seine Commissäre auf die Insel Saliceti, Lacombe und Delcher. Paoli aber gehorchte dem Decrete nicht, sondern sandte ein würdiges und festes Schreiben an den Convent, worin er seine Beschuldigungen zurückwies und sich beklagte, daß man einen hochbejahrten Mann und einen Märtirer der Freiheit vor Gericht lade. Schreiern und Schauspielern gegenüber sollte ein Paoli sich stellen, um dann sein greises Heldenhaupt unter das Messer der Guillotine zu legen? sollte dies das Ende eines so thatenreichen und so edeln Lebens sein?

Die Weigerung dem Gebote des Convents Folge zu leisten führte den vollständigen Abfall Paoli's und der Paolisten von Frankreich herbei. Die Patrioten rüsteten sich und erließen solche Anordnungen, welche deutlich erklärten, daß sie Corsica von Frankreich als getrennt betrachtet wissen wollten. Die Commissäre reisten eilig ab, und auf ihre Berichte erklärte der Convent Paoli des Hochverrates schuldig und stellte ihn außerhalb des Gesetzes. Die Insel spaltete sich in zwei feindliche Heerlager, die Patrioten und die Republikaner, und man kam bereits zum Kampfe.

Unterdeß hatte Paoli den Plan gefaßt die Insel unter den Schutz und das Gouvernement von England zu stellen — nichts konnte ihm näher liegen und natürlicher sein — er hatte mit dem Admiral Hood, welcher die englische Flotte vor Toulon befehligte, bereits Abrede getroffen, und Hood machte sich mit seinen Schiffen gegen Corsica auf. Er landete bei S. Fiorenzo am 2. Februar 1794. Diese Festung fiel nach einem heftigen Bombardement, und ebenso ward Bastia eingenommen, nachdem der General Antonio Gentili capitulirt hatte.

Nur Calvi, das so viele Stürme in so vielen Jahrhunderten ausgehalten hatte, widerstand noch; schrecklich wüteten die englischen Bomben in dem kleinen Städtchen, welches fast ganz in Ruinen sank. Am 20. Juli 1794 ergab sich die Festung, ihr Commandant Casabianca capitulirte und schiffte sich mit seinen Truppen nach Frankreich ein. Da Bonifazio und Ajaccio schon in den Händen der Paolisten waren, so hatten die Republikaner keinen Haltpunkt auf der Insel mehr. Sie wanderten aus, und Paoli und die Engländer waren unbestrittene Gebieter Corsicas.

Eine Landesversammlung der Corsen sprach hierauf die gänzliche Trennung der Insel von Frankreich aus und stellte sie unter die Protection Englands. Aber England begnügte sich nicht mit dem bloßen Schutzrechte, sondern sprach die Souveränetät über Corsica an; und dies wurde die Veranlassung zu einem Bruche zwischen Paoli und Pozzo di Borgo, welchen Sir Gilbert Elliot für sich gewonnen hatte. Am 10. Juni 1794 erklärten die Corsen, daß sie ihr Land mit Großbritannien vereinigen wollten, daß es aber selbstständig bleiben und von einem Vicekönige regiert werden solle nach der Landesconstitution.

Paoli hatte darauf gerechnet, daß der König von England ihn zum Vicekönige machen würde, aber er täuschte sich, denn Gilbert Elliot wurde in dieser Eigenschaft nach Corsica gesandt, und dies war ein großer Mißgriff, weil Elliot mit dem Zustande der Insel gänzlich unbekannt war, und man Paoli natürlich tief verwunden mußte.

Der greise Mann zog sich sofort in das Privatleben zurück, und da Elliot erkannte, daß die Spannung zwischen ihm und den Engländern gefährlich werden müßte, schrieb er an Georg III., man möge Pasquale zu entfernen suchen. So geschah es. Der König von England lud Paoli in einem freundlichen Schreiben ein, sich nach London zu begeben, um den Rest seiner Tage in Ehren am Hofe zuzubringen. Paoli war in seinem Hause zu Morosaglia, als er das Schreiben empfing. Traurig machte er sich sofort nach S. Fiorenzo auf, schiffte sich hier ein und verließ so zum dritten und zum letzten Male sein Vaterland im October 1795. Der große Mann teilte dasselbe Schicksal mit den meisten Gesetzgebern und Volksmännern des Altertums: er starb mit Undank belohnt, unglücklich und in der Fremde. Die größten Männer Corsicas Pasquale und Napoleon,

beide sich feind, sollten auf britannischem Gebiete sterben und begraben werden.

Die Herrschaft der Engländer in Corsica, aus Landesunkenntniß verkehrt und schlimm, dauerte übrigens nicht lange. Sobald Napoleon in Italien Sieger geworden war, schickte er die Generale Gentili und Casalta mit Truppen auf die Insel, und kaum erschienen diese, als die Corsen, ohnehin erbittert über die Verbannung Paolis, sich gegen die Engländer erhoben. Diese gaben in fast unerklärlicher Hast die Insel auf, von dessen Volke sie eine unausfüllbare Kluft nationalen Widerspruches trennte; und schon im November 1796 war kein Engländer mehr in Corsica. Die Insel kehrte unter Frankreichs Herrschaft zurück.

Pasquale Paoli erlebte noch das napoleonische Kaisertum. Diese Genugthuung wenigstens, einen Landsmann an der Spitze der Geschichte Europas stehen zu sehn, vergönnte ihm das Schicksal. Nachdem er nochmals zwölf Jahre im Exile zu London gelebt hatte, starb er am 5. Februar 1807, im Alter von 82 Jahren, einen ruhigen Tod, einschlafend in Gedanken an sein Volk, das er so heiß geliebt hatte. Er war der älteste Gesetzgeber der europäischen Freiheit gewesen und ihr Patriarch. In seinem letzten Briefe an seinen Freund Padovani sagt der edle Greis sein Leben überblickend in Demut: Ich habe genug gelebt, und wenn es mir vergönnt wäre, mein Leben noch einmal zu beginnen, würde ich das Geschenk ausschlagen, wenn es nicht begleitet wäre von der vernünftigen Erkenntniß des vergangenen Lebens, um die Irrtümer und Torheiten zu verbessern, die es begleitet haben.

Seinen Tod meldete einer der corsischen Exilirten in diesem Briefe nach der Heimat:

Giacomorsi an den Herrn Padovani.

London, 2. Juni 1807. Es ist leider wahr, daß die öffentlichen Blätter nicht die Unwahrheit sagten in Betreff des Todes des armen Generals. Er legte sich nieder am 2. Februar, Montags, um 8½ Uhr Abends; und um 11½ Uhr Nachts am Donnerstage starb er in meinen Armen. Er hinterläßt für die Schule zu Corte oder für die Universität, für vier Professoren eine Besoldung von 50 Pfund Sterling aufs Jahr für jeden; und eine andere Lehrstelle für die Schule von Rostino, welche in Morosaglia soll gegründet werden.

Am 13. Februar wurde er in S. Pancrazio begraben, wohin man fast alle Katholiken bringt. Sein Leichenbegängniß wird nahe an 500 Pfund gekostet haben. Gegen die Mitte des vergangnen April ging ich und der Doctor Barnabi nach der Westmünster-Abtei um dort eine Stelle auszusuchen, wo wir ihm ein Denkmal mit seiner Büste setzen werden. —

Sterbend sagte Paoli: Meine Neffen haben wenig zu hoffen, aber ich will ihnen zum Gedächtniß und zum Trost diesen Bibelspruch vermachen: „Niemals sah ich einen Gerechten verlassen, noch seine Kinder bitten um Brod."

Neuntes Kapitel.

Aus dem Heimatsorte der Paoli.

Es war schon spät geworden, als ich Rostino oder Morosaglia erreichte. Mit diesem Namen bezeichnet man nicht ein einzelnes Paese, sondern einen Verein von Ortschaften, welche in den ernsten rauhen Bergen zerstreut sind. Mit Mühe fand ich mich durch mehre dieser kleinen Nachbardörfchen nach dem Convente von Morosaglia zurecht, auf schwierigen Felspfaden steigend und wieder zu Tal hinunter gehend unter riesigen Castanien. Dem Convente gegenüber liegt eine Locanda, eine Seltenheit in corsischen Landen. Ich fand dort einen jungen aufgeweckten Mann, welcher sich als der Director der Paoli-Schule zu erkennen gab und mir für den folgenden Tag seine Unterstützung versprach.

Morgens ging ich dann nach dem kleinen Dorfe Stretta, wo die drei Paoli geboren sind. Man muß diese Casa Paoli sehn um die Geschichte der Corsen erst recht zu begreifen und diese seltnen Menschen noch mehr zu bewundern. Das Haus Paoli ist eine ganz elende, ganz schwarze Dorfcapanne, welche auf einem Granitfelsen steht. Ein frischer Bergquell rieselt unmittelbar vor der Türe vorüber. Das Haus ist aus Steinen kunstlos zusammengesetzt, schartig wie ein Turm, durchlöchert und hat wenige und unsymmetrisch angebrachte Fenster ohne Glas, mit Holzladen wie zur Zeit des Pasquale. Als dieser von den Corsen zu ihrem General berufen worden war und man ihn von Neapel her

erwartete, ließ sein Bruder Clemens Rauten in die Fenster des Wohnzimmers setzen, um seinem Bruder die väterliche Stätte wohnlicher zu machen. Aber Pasquale war kaum eingetreten und hatte kaum die luxuriöse Veränderung bemerkt, als er mit seinem Stocke sämmtliche Fensterscheiben zerschlug indem er sagte, daß er in seines Vaters Hause nicht wie ein Graf, sondern wie ein Landeskind wohnen wolle. So wie damals sind auch heute die Fenster rautenlos geblieben. Man übersieht aus ihnen das erhabene Panorama der Berge von Niolo bis zu dem himmelhohen Monte Rotondo.

Eine Verwandte Paoli's, ein schlichtes Landmädchen aus der Familie Tommasi führte mich in das Haus. Alles trägt hier das Gepräge einer Bauernwohnung. Auf einer hölzernern steilen Stiege steigt man zu den ärmlichen Zimmern, in denen noch Paoli's hölzerner Tisch und hölzerne Sessel stehn. Ich stand voll Freude in dem kleinen Stübchen, wo Pasquale geboren wurde, und ich war froher bewegt an dieser Stelle als in dem Geburtszimmer Napoleons.

Noch einmal trat mir hier plastisch, ernst und würdevoll das schöne Menschenbild entgegen, vereinigt mit der Gestalt eines edlen Vaters und eines Heldenbruders. In diesem Stübchen kam Pasquale im April des Jahres 1724 zur Welt. Seine Mutter war Dionisia Valentina, eine wackere Frau aus einem Orte nahe bei Pontenuovo, das ihrem Sohne so verhängnißvoll werden sollte. Seinen Vater Hyacint kennen wir schon. Er war Arzt gewesen und wurde General der Corsen neben Ceccaldi und Giafferi. Hohe Tugenden zeichneten ihn aus, und er war des Ruhmes würdig, seinem Vaterlande solche zwei Söhne gegeben zu haben. Hyacint war ein ausgezeichneter Redner und auch als Dichter genannt. Im Lärme der Waffen hatten diese kräftigen Geister noch Zeit und Schwung genug, ihre Seele über den Dingen frei zu halten und gleich dem Tyrtäus eherne Sonnete zu singen, wie dieses geharnischte, welches Hyacint an den tapfern Giafferi auf die Schlacht von Borgo dichtete, im Jahre 1735.

An Don Luis Giafferi.

Mars kröne Cyrnus' Held, der unbezwungen
Und vor ihm soll das Fatum tief sich neigen;
Die Seufzer, die sich Genua entrungen,
Läßt Fama hell in die Trommete steigen.

Kaum war er über'n Golo vorgedrungen,
Spielt' er dem Feinde auf den Todesreigen,
An Zahl gering, war ihm der Sieg gelungen;
Er siegte, wo das Schwert er mochte zeigen.

Den großen Kampf, worauf Europa schauet,
Hat seinem Arm und seinem Heldendegen
Das Schicksal und der Corse anvertrauet.

Und jähe Furcht will Genua bewegen,
Wie ihm sein Schwert am Haupt das Haar verhauet —
In Cyrnus' Hand wird er das Scepter legen.

Wie aus griechischem Erze gegossen sind alle diese Männer. Sie waren auch Menschen des Plutarch und gleichen dem Aristides, dem Epaminondas und dem Timoleon. Sie konnten entbehren und sich aufopfern, sie waren schlichte und starke Bürger ihres Vaterlandes. Sie waren an den Dingen groß geworden, nicht an den Theorien, und der hohe Adel ihrer Grundsätze hatte die positivste Grundlage der Handlungen und der Erfahrungen. Will man das ganze Wesen dieser Männer mit einem Worte nennen, so heißt dies Wort: die Tugend, und deren reinste Blüte: die Freiheit.

Da fällt mein Blick auf das Porträt des Pasquale. Nicht anders möchte ich ihn mir denken. Sein Kopf ist machtvoll und klar; hoch gewölbt und frei seine Stirne, das Haar lang und frei. Dichte Augenbrauen, etwas in die Augen hinunter, wie schnell zum Zusammenziehen und zum Zürnen. Aber die blauen Augen hell, groß, frei, voll klarer Vernunft; über dem bartlosen offnen Antlitz Milde, Würde, Menschlichkeit.

Es gehört unter meine schönsten Freuden, Porträts und Büsten großer Menschen zu betrachten. Vier Menschenperioden reizen und beschäftigen da die Betrachtung am meisten, die Köpfe Griechenlands, die Römerköpfe, die Köpfe des großen fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, die Köpfe des achtzehnten Jahrhunderts. Man würde kein Ende finden, wollte man die Büsten großer Menschen aus dem achtzehnten Jahrhundert neben einander stellen; solches Museum sollte sich wol belohnen. Wenn ich deren nun eine gewisse Gruppe beisammen sehe, will es mich dünken, als waltete in ihnen eine gewisse Familienähnlichkeit, die eines und desselben geistigen Princips:

Pasquale, Washington, Franklin, Vico, Genovesi, Filangieri, Herder, Pestalozzi, Lessing.

Pasquales Kopf ähnt auffallend dem Kopfe Alfieris. Wiewol Alfieri, aristokratisch stolz und straff egoistisch wie Byron, weit hinweg steht von seinem Zeitgenossen Pasquale, dem ruhigen menschenliebenden Bürgersmann, so war er doch eine Seele voll bewundernswürdiger Energie und voll Tyrannenhaß. Besser als Friedrich der Große vermochte er eine Natur wie Paoli eine war, zu verstehen. Friedrich der Große schenkte Paoli einst in dieses Haus einen Ehrendegen mit der Aufschrift: **Libertas, Patria.** Im fernen Preußen hielt der große König Pasquale für einen ungewöhnlichen Soldaten. Er war kein Soldat, sein Bruder Clemens war sein Schwert; er war der denkende Kopf, ein Bürger und ein starker und edler Mensch. Alfieri begriff ihn mehr, er dichtete ihm seinen Timoleon und sandte ihm das Stück zu.

Dies ist Alfieris Brief an Paoli:

An Herrn Pasquale de Paoli, dem großherzigen Kämpfer der Corsen.

Freiheitstragödien in der Sprache eines unfreien Volkes zu schreiben, wird vielleicht mit Recht dem eine reine Dummheit scheinen, welcher nichts sieht als das Gegenwärtige. Aber wer von dem beständigen Wechsel der vergangenen Dinge auf die Zukunft schließt, darf so aufs Geratewol nicht urteilen. Deshalb widme ich diese meine Tragödie an Sie als an Einen jener Wenigsten, der, weil er die richtigste Idee anderer Zeiten, anderer Völker und hoher Gedanken besitzt, auch würdig gewesen wäre in einem minder weichlichen Jahrhundert als das unsrige ist, geboren und thätig zu sein. Wie es Ihnen nun nicht vergönnt war Ihr Vaterland in Freiheit zu setzen, beurteile ich nicht (wie der Haufe zu thun pflegt) die Menschen nach dem Glücke, sondern wol nach ihren Werken, und halte Sie für vollkommen würdig, die Gesinnungen des Timoleon anzuhören, als solche welche Sie ganz verstehen und empfinden können.

Vittoria Alfieri.

Auf das Exemplar, welches Alfieri dem Pasquale zusendete, hatte er diese Verse geschrieben:

Dem edlen Corsen, der zum Meister sich
Und zum Genoß' des jungen Frankreichs machte.

Du mit dem Schwert und mit der Feder ich
O Paoli, versuchten fruchtlos wir
Vom Schlaf Italien eines Tags zu wecken.
Nun schau, ob deines Herzens Sinn zu deuten
Hier meine Hand vermochte.

V. A.

Paris, den 11. April 1790.

Einen feinen Sinn legte Alfieri an den Tag, da er Paoli den Timoleon widmete, die Tragödie eines Republikaners, welcher in dem nahen Sicilien einst dem befreiten Volke weise demokratische Gesetze gegeben hatte und dann als einfacher Privatmann gestorben war. Pasquale las gerne den Plutarch, wie die meisten jener großen Menschen des achtzehnten Jahrhunderts. Epaminondas war sein Lieblingsheld; beide waren verwandte Naturen, beide verschmähten die Pracht und den Aufwand und lebten bürgerlich in der Liebe zu ihrem Vaterlande. Pasquale las gern. Seine Bibliothek war erlesen und sein Gedächtniß hielt aus. Mir erzählte ein bejahrter Mann, daß er einst als Knabe mit einem Schulgefährten des Weges gegangen sei, eine Stelle aus dem Virgil recitirend; zufällig sei Pasquale hinter ihm hergekommen, der habe ihm auf die Schulter geklopft und sei in jener Stelle weiter fortgefahren.

Vieles von Einzelnheiten aus Paolis Leben lebt hier im Munde des Volks. Die Alten sahen ihn noch unter diesen Castanienbäumen herumgehen, im langen grünen Rock mit Goldstreifen, den corsischen Farben, und in einer Weste von braunem corsischem Tuche. Wenn er sich zeigte war er stets von seinen Bauern umringt, die er wie seines Gleichen behandelte. Allen war er zugänglich, und lebhaft erinnerte er sich eines Tages aus dem letzten Freiheitskampfe, wo er bitter hatte bereuen müssen, eine Stunde lang sich verschlossen gehalten zu haben. Er war einst in Sollacaro, mit Geschäften überhäuft; er hatte den Schildwachen befohlen, Niemand vorzulassen. Nach einer Weile erschien ein Weib mit einem Jünglinge in Waffen. Das Weib war in Trauer, sie war in die Faldetta gehüllt und trug um den Hals ein schwarzes Band mit einem silbernen Mohrenkopfe, dem Wappen Corsicas. Das Weib begehrte Einlaß, die Wache aber stieß sie zurück. Auf das Geräusch öffnet Pasquale die Thüre und lebhaft und herrisch fragt er, was sie begehre. Jene sagte in trauervoller Ruhe: Mein Herr, wollet mich anhören. Ich war Mutter

zweier Söhne, der eine fiel am Turme von Girolata, der andere steht hier und ich komme ihn dem Vaterlande zu bringen, daß er seines todten Bruders Stelle ersetze. Sie kehrte sich zu dem Jünglinge und sagte zu ihm: Mein Sohn, vergiß nicht, daß du eher der Sohn des Vaterlandes als der meine bist. Das Weib ging. Paoli blieb einen Augenblick wie angedonnert stehn, dann sprang er der Hinweggegangenen nach, umarmte gerührt sie und ihren Sohn und stellte sie den Officieren und Beamten vor. Paoli sagte nachher, daß er nie so verwirrt gewesen sei, als vor jenem großherzigen Weibe.

Er war niemals verheiratet; sein Volk war seine Familie. Seine einzige Nichte, die Tochter seines Bruders Clemens, verheiratete er an einen Corsen Barbaggi. Doch fehlte ihm, der alle Tugenden eines Freundes besaß, nicht ein freundschaftlich zartes Verhältniß zu einem edlen Weibe, einer geistvollen, glühenden Patriotin, welcher die größesten Männer des Landes ihre politischen Plane und Gedanken vertrauten. Diese Roland Corsicas aber hielt keinen Salon, sie war eine Nonne, eine Edeldame aus dem Hause Rivarola. Wie eifrig diese Nonne an dem Freiheitskampfe Teil nahm, zeigt der eine Zug, daß sie nach der heldenkühnen Eroberung Caprajas durch Achill Murati in ihrer Herzensfreude selbst auf die Insel hinüberging, um sie gleichsam im Namen Paolis in Besitz zu nehmen. Viele Briefe Pasquales sind an die Signora Monaca gerichtet und ganz und gar politischen Inhalts, als wären sie an einen Mann geschrieben.

Wie ungeheuer Paolis Thätigkeit war, geht schon aus der Sammlung seiner Briefe hervor. Die wichtigsten hat der geistvolle Italiener Tommaseo (jetzt im Exil zu Corfu lebend) zu einem starken Bande vereinigt. Sie sind höchst interessant diese Briefe und voll eines männlich starken, klaren Geistes. Pasquale schrieb ungern, er dictirte wie Napoleon; er saß ungern, sein Geist ließ ihm nicht Ruhe. Man sagt von ihm, daß er niemals das Datum des Tages gewußt habe, aber daß er in der Zukunft habe lesen können, und daß er oftmals Visionen hatte.

Paolis Andenken ist heilig in seinem Volke. Napoleon füllt die Seele des Corsen mit Stolz, weil er sein Bruder war; aber nennt man den Namen Paoli, so verklärt sich sein Auge wie das eines Sohnes, dem man den Namen eines edlen heimgegangenen Vaters nennt. Es ist unmöglich, daß ein Mensch nach seinem Tode von einer ganzen Nation mehr geehrt und mehr geliebt werden könne,

als Pasquale Paoli, und wenn Nachruhm noch ein zweites Leben ist, so lebt dieser größeste Mensch Corsicas und Italiens im achtzehnten Jahrhundert, tausendfach, ja in jedem corsischen Herzen vom Greise an, der ihn noch kannte, bis zu dem Kinde herunter, dem man sein großes Beispiel in die Seele legt. Es gibt keinen größeren Namen als den „Vater des Vaterlandes". Die Schmeichelei hat ihn oft gemißbraucht und lächerlich gemacht; in dem Lande der Corsen erkannte ich daß er auch eine Wahrheit sein könne.

Paoli ist das schöne Gegenbild zu Napoleon, Menschenliebe zur Eigenliebe — kein Fluch der Todten steht hinter ihm auf, seinen Namen zu verwünschen. Auf Napoleons Wink wurden Millionen Menschen gemordet um des Ruhmes und des Besitzes willen. Das Blut, welches Paoli vergießen ließ, floß um die Freiheit, und das Vaterland gab es hin wie der Pelikan, welcher seine Brust zerreißt, um die verschmachtende Brut zu tränken.

Kein Schlachtenname ziert Pasquales Andenken, aber hier schmückt ihn die Stiftung einer Volksschule zu Morosaglia, und dieser Ruhm dünkt mich menschlich schöner als der Ruhm von Marengo und von den Pyramiden.

Ich besuchte diese Schule, das Vermächtniß des edlen Patrioten. Sie ist im alten Convente eingerichtet. Sie besteht aus zwei Classen; die unterste enthält 150 Schüler, die erste etwa 40. Aber zwei Lehrer reichen für die große Zahl nicht aus. Der Rector der untersten Classe war so freundlich, in meinem Beisein ein kleines Examen abzuhalten. Auch hier lernte ich die corsische Unbefangenheit schon in den Knaben erkennen. Es waren deren über hundert beisammen von 6 Jahren aufwärts bis zu 14 Jahren, in Corps abgeteilt, braune Wildlinge, zerlumpt, zerrissen, ungewaschen, und alle nach der Reihe ihre Mützen auf dem Kopfe. Einige trugen Ordenskreuze am roten Bande; sie machten sich auf der Brust so eines kleinen schwarzen Teufels possierlich genug, der den Kopf auf beide Fäuste gestemmt, mit den schwarzen Augen frank und frei vor sich hinblickte, stolz vielleicht auf den Ruhm ein Paoli-Schüler zu sein. Jeden Sonnabend werden solche Ehrenzeichen ausgeteilt und eine Woche lang von dem Schüler getragen, eine alberne und zugleich schädliche französische Sitte, welche schlechte Leidenschaften nähren, und die von Natur mit einer ungewöhnlichen Sucht sich auszuzeichnen begabten Corsen schon frühe zu falschem Ehrgeize treiben kann. Diese jungen

Spartaner lasen den Telemaque. Auf meine Bitte, der Rector möchte das Französische auch in das Italienische übersetzen lassen, damit ich erkennen möge, wie die Kinder in ihrer Muttersprache zu Hause seien, entschuldigte er sich mit dem ausdrücklichen Verbote der Regierung, welche „das Italienische in den Schulen nicht duldet." Die Lehrartikel waren Schreiben, Lesen, Rechnen, die Anfänge der Geographie und biblische Geschichte.

Die unterste Classe hat ihr Local in dem Capitelsaale des alten Conventes, in welchem Clemens Paoli sein Leben verträumte. Die große luftige Aula, in der corsische Jungen studiren, der Blick zum Fenster hinaus auf die gewaltigen Berge von Niolo und die Schlachtfelder ihrer Ahnen, möchte von mancher deutschen Universität gewünscht werden. Die heroische Natur Corsicas scheint mir neben den Erinnerungen der Geschichte das größeste Bildungsmittel des Volks zu sein; und viel wert ist schon der Blick des corsischen Jungen, welcher auf dem Porträt dort an der Wand des Saales haftet, denn dies ist das Porträt des Pasquale Paoli.

Zehntes Kapitel.

Clemens Paoli.

Gepriesen sei der Herr, welcher meine Hände lehret zur Schlacht und meine Finger zum Gefechte.
Psalm 143.

Der Convent von Morosaglia ist vielleicht das ehrwürdigste Denkmal der corsischen Geschichte. Wie eine ergraute steinerne Sage sieht er aus, braun und düster mit einem hochaufragenden finstern Campanile zur Seite. Zu allen Zeiten wurden in diesem ehemaligen Franciskanerkloster Parlamente des Landes gehalten. Pasquale hatte hier seine Zimmer, seine Bureaus, und des Sommers sah man ihn oft unter den Mönchen, welche dann, so oft es Not that, das Crucifix in die Schlacht vorauf trugen. In demselben Convente lebte gern sein tapferer Bruder Clemens, und er starb auch hier in einer Zelle im Jahre 1793.

Clemens Paoli ist ein hoch merkwürdiger Charakter. Er gleicht

ganz einem Makkabäer oder einem von religiöser Inbrunst glühenden Kreuzesritter. Er war der älteste Sohn des Hyacint. In Neapel hatte er als Soldat mit Auszeichnung gedient, dann war er einer der Generale der Corsen geworden. Aber die Staatsgeschäfte sagten seinem fanatischen Geiste nicht zu. Nachdem sein Bruder an die Spitze des Landes getreten war, zog er sich in das Privatleben zurück, legte das Gewand der Tertiarier an und versank in religiöse Betrachtungen. Gleich Josua lag er verzückt im Gebete vor dem Herrn, und vom Gebete stand er auf und stürzte sich in die Schlacht, denn der Herr hatte die Feinde in seine Hand gegeben. Er war der Gewaltigste im Kampfe und der Demütigste vor Gott. Sein düstres Wesen hat etwas Prophetisches, Flammendes, in die Kniee werfendes, wie das des Ali.

Wo die größeste Gefahr sich zeigte, erschien er wie ein Racheengel. Seinen Bruder befreite er aus dem Kloster Bozio, als ihn Marius Matra dort belagerte; aus dem Lande Orezza warf er die Genuesen nach einem fürchterlichen Kampfe. Er bezwang San Pellegrino und San Fiorenzo; in ungezählten Kämpfen blieb er Sieger. Als die Genuesen mit aller ihrer Macht das feste Lager von Furiani stürmten, blieb Clemens durch 56 Tage unerschüttert in dem Schutthaufen, obwol der ganze Ort zusammengestürzt war. Tausend Bomben waren um ihn her gefallen, er betete zu dem Gott der Heerschaaren und wankte nicht, und sein war der Sieg.

Corsica verdankte dem Pasquale seine Freiheit durch den leitenden Gedanken, dem Clemens allein aber durch das Schwert. Auch nachdem die Franzosen seit dem Jahre 1768 zum Angriff geschritten waren, vollführte er die glänzendsten Waffenthaten. Er gewann die glorreiche Schlacht von Borgo, er kämpfte verzweifelt bei Ponte Nuovo, und nachdem alles verloren war, eilte er seinen Bruder zu retten. Er warf sich mit einem Häuflein Tapferer nach Niolo und dem General Narbonne entgegen, um seinem Bruder die Flucht zu sichern. Sobald es ihm gelungen war, flog er zu Pasquale nach Bastelica und dann schiffte er sich mit ihm trauernd nach Toscana ein.

Er ging nicht mit nach England. Er blieb in Toscana, denn die Sprache der Fremde hätte ihm das Herz betrübt; dort versank er in dem reizenden, einsamen Kloster von Vallombrosa unter den Mönchen wieder in das inbrünstige Gebet und in ein strenges Büßen, und wer da diesen Mönch betend auf den Knieen liegen sah,

hätte in ihm nimmer den schrecklichen Kriegsmann und den gewaltigen Freiheitshelden zu erkennen vermocht.

Nach zwanzigjährigem Klosterleben in Toscana kehrte Clemens kurz vor seinem Bruder nach Corsica zurück. Noch einmal erglühte er in Hoffnung für sein Vaterland, aber die Ereignisse ließen den greisen Helden bald erkennen, daß Corsica für immer verloren sei. Büßend, trauernd starb er im December desselben Jahres, in welchem der Convent seinen Bruder Pasquale als Hochverräter vorgeladen hatte.

In Clemens war die Vaterlandsliebe ein Cultus und eine Religion geworden. Eine große und heilige Leidenschaft in ihrer höchsten Erregung ist schon an sich religiös; wenn sie ein Volk ergreift, zumal in fürchterlicher Bedrängniß, wird sie wie ein Gottesdienst. In jenen Tagen hörte man die Priester den Kampf predigen von allen Kanzeln; die Mönche zogen mit in die Schlacht, und die Crucifixe vertraten die Stelle der Fahnen. In den Klöstern zumeist wurden die Parlamente gehalten, wie unter Gottes eignem Vorsitz, und ehmals hatten ja auch die Corsen ihr Land durch Volksbeschluß unter den Schutz der heiligen Jungfrau gestellt.

Auch Pasquale war religiös. Ich sah in seinem Hause die Capelle, welche er sich dort in einem dunklen Stübchen eingerichtet hatte; man hat sie unangetastet gelassen. Täglich betete er dort zu Gott. Clemens aber lag täglich sechs oder sieben Stunden im Gebete. Selbst mitten in der Schlacht betete er, und er war schrecklich anzusehn, wenn er da stand in der einen Hand den Rosenkranz, in der andern die Flinte, gekleidet wie der gemeinste Corse und allein kenntlich an den großen feurigen Augen und den dichten Augenbrauen. Man erzählt, daß er sein Gewehr mit rasender Schnelligkeit zu laden verstand und daß er, stets seines Schusses sicher, die Seele dessen, den er erschießen wollte, vorher segnete und ausrief: arme Mutter! Dann opferte er den Feind dem Gott der Freiheit. Nach der Schlacht war er sanft und milde, aber immer ernst und tief melancholisch. Sein Wort war: mein Blut und mein Leben sind meinem Vaterlande; meine Seele und meine Gedanken sind alle meinem Gotte.

Die Vorbilder des Pasquale muß man bei den Griechen suchen, die Vorbilder des Clemens aber bei den Makkabäern. Er war nicht ein Held des Plutarch, er war ein Held des alten Testaments.

Eilftes Kapitel.

Der alte Einsiedel.

Man hatte mir in Stretta gesagt, daß ein Landsmann von mir dort wohnhaft sei, ein Preuße, ein Mann auf Krücken, ein alter, wunderlicher. Und dem hatte man auch gesagt, daß ein Landsmann von ihm angekommen sei. Wie ich nun aus dem Sterbezimmer des Clemens Paoli zurückkehrte, in Gedanken versunken an diesen alten Gotteshelden, kam der alte Landsmann auf Krücken angehinkt und gab mir einen deutschen Handschlag. Ich ließ ein Frühstücktischchen decken; wir setzten uns nieder und ich horchte stundenlang auf des alten Augustin aus Nordhausen sonderbare Geschichten.

Mein Vater, erzählte er, war ein protestantischer Prediger und wollte mich zum Lutertum erziehn, aber schon als Kind mochte mir die protestantische Kirche nicht behagen, und ich erkannte daß die Luterei eine Verschimpfung der einzigen und wahren Kirche sei, wie sie nämlich im Geist und in der Wahrheit ist. Es ging mir durch den Kopf Missionär zu werden. In Nordhausen besuchte ich die lateinische Schule, und kam bis zur Logik und Rhetorik. Und nachdem ich die Rhetorik gelernt hatte, ging ich in das schöne Land Italien nach Casamari unter die Trappisten und schwieg elf Jahre lang.

Aber, Freund Augustin, wie haben Sie das aushalten können?

Ja, wer nicht lustig ist, der hält es nicht aus. Wer die Melancholie hat, der wird in der Trappe verrückt. Ich konnte tischlern, und tischlerte den ganzen Tag und sang dazu im stillen.

Was habt Ihr zu essen gehabt?

Krautsuppen, zwei Teller voll, Brod nach Belieben und eine halbe Flasche Wein. Ich habe wenig gegessen, aber nie habe ich einen Tropfen in der Flasche gelassen. Gott sei gepriesen um das schöne Weinchen. Mein Bruder zur Rechten war immer hungrig, er aß immer zwei Teller voll Krautsuppe und fünf Brode dazu.

Haben Sie den Papst Pio Nono gesehen?

Ja, auch gesprochen habe ich mit ihm, wie mit meinem Freunde. Er war als Bischof in Rieti, und ich ging dahin in meiner Kutte, da ich in einem andern Kloster war, am heiligen Charfreitag das heilige Oel zu holen. Ich war damals schon sehr krank. Der Papst küßte meine Kutte wie ich Abends zu ihm kam, mich zu verabschieden

Fra Agostino, sagte er, Ihr seid krank, Ihr müßt was essen. Herr Bischof, sagte ich, ich habe noch nie einen Bruder am heiligen Freitag essen sehen. Thut nichts, Ihr seyd dispensirt, denn Ihr seid krank; und da ließ er mir aus dem vornehmsten Gasthause ein halbes Huhn holen, eine Fleischbrühe, Eingemachtes und Wein, und ich saß an seinem Tische.

Wie? hat der heilige Vater damals auch gegessen?

Er aß nur drei Nüsse und drei Feigen. Nun wurde ich immer kranker, und ich ging nach Toscana. Da gefielen mir eines Tages die Menschenwerke nicht mehr und wurden mir grundhäßlich. Ich beschloß Einsiedler zu werden. Ich nahm also meine Werkzeuge, kaufte mir das Nötige und fuhr auf das Inselchen Monte Cristo. Das ist ein Inselchen von neun Miglien Umfang; niemand wohnt darauf als die wilden Ziegen, die Schlangen und die Ratten. In der alten Zeit hat der Kaiser Diocletianus den heiligen Mamilian, welcher Erzbischof von Palermo war, dahin verbannt gehabt. Der hat sich oben auf den Steinen eine Kirche gemacht, und darauf wurde ein Kloster gebaut. Es waren da einst 50 Mönche, zuerst Benedictiner, dann Cistercienser, dann die Carthäuser vom heiligen Bruno. Die Mönche von Monte Cristo haben viele Hospitäler in Toscana errichtet und viel Gutes gethan, auch das Hospital der Maria Novella in Florenz haben sie gestiftet. Nun sehen Sie, die Saracenen haben die Mönche von Monte Cristo hinweggeführt mit sammt ihren Ochsen und Knechten; die Ziegen konnten sie nicht fangen, die sprangen auf die Steine und dann sind sie wild geworden.

Haben Sie im alten Kloster gewohnt?

Nein, das ist zerfallen. Ich lebte in einer Grotte. Die hatte ich mir mit meinem Handwerkszeuge eingerichtet und auch eine Mauer davor gemacht.

Wie haben Sie die langen Tage hingebracht? Sie haben wol immer gebetet?

Ach! nein, ich bin kein Pharisäer. Man kann nicht viel beten. Was Gottes Wille ist, das geschieht. Ich hatte meine Flöte. Ich ging auch die wilden Ziegen schießen, oder suchte Steine und Pflanzen, oder sah zu wie das Meer gegen die Felsen geschwommen kam. Ich hatte auch Bücher zu lesen.

Was für welche?

Die sämmtlichen „Opern" des Jesuiten Paul Pater Segneri.

Was wächst auf der Insel?

Lauter Haidekraut und Marienkirschen. Es gibt auch kleine Tälchen die hübsch grün sind, sonst ist alles Stein. Ein Sardinier kam an die Insel und gab mir Pflanzensamen, da habe ich Gemüse gepflanzt, auch Bäume habe ich gesetzt.

Sind gute Steine auf der Insel?

Ja, schöner Granit und schwarzer Turmalin, der wächst in dem weißen Steine, und von schwarzen Granaten habe ich drei Sorten gefunden. Am Ende wurde ich todtkrank auf Monte Cristo, da kamen zum Glück die Toscaner und haben mich ans Land geholt. Nun bin ich elf Jahre hier auf dieser verfluchten Insel unter den Spitzbuben, denn es sind lauter Spitzbuben. Die Aerzte haben mich hergeschickt; aber wenn ein Jahr um ist, so hoffe ich das Land Italien wiederzusehen. So ein Leben wie in Italien gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr, und die Menschen sind artig. Ich werde alt und gehe auf Krücken, und weil ich alt bin und mir gedacht habe: du wirst bald dein Tischlern aufgeben müssen und willst doch nicht betteln gehn, so bin ich in die Berge gegangen und habe das Negroponte entdeckt.

Was ist das Negroponte?

Das ist die Erde, wovon sie in Negroponte die Pfeifen machen; zu Hause sagen sie Meerschaum. Es ist die reine Blüte von einem Stein. Dies Negroponte hier ist so gut wie das in der Türkei, und wenn ich es erst heraus habe, so bin ich der einzige Christ der es gemacht hat.

Der alte Augustin wollte durchaus daß ich in sein Laboratorium ging. Er hat es sich im Convente unter den Zimmern des armen Clemens eingerichtet; dort zeigte er mir fröhlich sein Negroponte und die Pfeifenköpfe, die er bereits gemacht und in die Sonne zum Trocknen gelegt hatte. —

Ich glaube, jeder Mensch hat einmal im Leben eine Stunde, wo er in den grünen Wald gehen und ein Siedel werden möchte; und jeder hat einmal eine Stunde, wo er schweigen möchte wie ein Trappist.

Des alten Augustin kleines Lebensbild habe ich hier aufgezeichnet, weil es mich so sehr anregte, und ich glaube, es ist ein ächtes Stück deutscher Natur.

Zwölftes Kapitel.

Das Schlachtfeld von Ponte nuovo.

Gallia vicisti! profuso turpiter auro,
Armis pauca, dolo plurima, jure nihil!
Die Corsen.

Vor Ave Maria machte ich mich von Morosaglia auf, um die Berge hinab nach dem Schlachtfelde von Ponte nuovo zu gehen. Da liegt auch das Stationshaus von Ponte alla Leccia, wo die Post von Corte nach Mitternacht eintrifft, und mit ihr wollte ich dann nach Bastia zurückkehren.

Der Abend war schön und klar, die stille Bergeinsamkeit zu Gedanken anregend. Kurz ist hier die Dämmerung; kaum ist's Ave Maria vorüber, so kommt die Nacht.

Wie oft fallen mir, wenn ich die Glocken Ave Maria läuten höre, die schönen Verse des Dante ein, mit denen er die Abendstimmung auf Wasser und Land ausgesprochen hat:

Die Stunde war es, die zu stillem Weinen
Dem Schiffer zwingt das Herz und still ihn rühret
Am Tag, da er verließ die holden Seinen,
Und wo der Wandrer Sehnsuchtsleid verspüret,
Hört fern herüber er das Glöckchen schallen,
Als weint' es, weil der Tag sich still verlieret.

Eine einzelne Cypresse dort auf dem Berge, vom Abendrot angezündet, wie eine Opferkerze. Das ist ein wahrer Ave-Mariabaum, monumental wie ein Obelisk, schwarz und trauernd. Es ist schön, wie in Italien Alleen von Cypressen auf die Klöster und die Kirchhöfe führen. Wir haben die Trauerweiden. Beide sind wahrhaft Gräberbäume, aber wie gegensätzlich verschieden. Die Weide weist mit ihren Hängezweigen hinab zur Gruft, die Cypresse steigt kerzengerade auf und weist vom Grabe in den Himmel. So sprechen sie trostloses Leid um den Verlust und gläubiges Hoffen aus. Die Symbolik der Bäume ist ein sinnvolles Zeichen von der Einheit des Menschen und der Natur, die er immer in das Bereich seines Gemütes zieht, um an seinen Empfindungen Teil zu nehmen oder sie zu deuten. Da haben nun wieder die Fichte, der Lorbeer, die Eiche,

der Oelbaum, die Palme ihren menschlichen Sinn und ihre poetische Sprache.

Wenig und nur kleine Cypressen sah ich auf Corsica, und doch sollten sie dieser Insel des Todes zukommen. Der Baum des Friedens aber wächst dort überall; die Kriegsgöttin Minerva, welcher die Olive geheiligt ist, ist zugleich auch die Göttin des Friedens.

Fünfzehn Miglien hatte ich von Morosaglia zu wandern, immer in wilden schweigsamen Bergen, und stets den Blick auf die himmelhohen Berge von Niolo dort drüben, den weißbeschneiten Cinto, den Artiga und den Monte Rotondo, den höchsten 9000 Fuß hohen Berg Corsica's. Er stand jetzt violett im Abendglühn, und rosig schimmerten seine Schneefelder. Ich war bereits auf seinem Gipfel gewesen und erkannte deutlich die äußerste Felsenzinke, auf welcher ich mit einem Ziegenhirten gestanden war. Diese zu sehn machte mir ein großes Vergnügen. Als nun der Mond über dem Berge zu stehn kam, gab es ein bezauberndes Bild.

So im Mondenschein wandert es sich schön in der stillsten Bergwildniß. Da ist kein Laut, wenn nicht das Rieseln eines Quells — die Felsen glänzten an einigen Stellen und das Gestein schien dann gediegnes Silber. Nirgends ein Dorf, noch eine menschliche Seele. Auf gut Glück ging ich in der Richtung hin, wo ich tief unten im Tal den Golo dampfen sah. Doch schien es mir, als hätte ich einen falschen Weg eingeschlagen, und ich war eben im Begriffe durch eine Schlucht nach der andern Seite überzugehen, als Maultiertreiber kamen und mir sagten, ich hätte nicht nur den richtigen, sondern den allernächsten Weg gewählt.

Da kam ich denn endlich an den Golo. Der Fluß strömt durch ein weites Tal, die Luft ist voll Fieber und wird geflohen. Es ist Schlachtfeldluft von Ponte nuovo. In Morosaglia warnte man mich durch die Nachtnebel des Golo zu gehn, oder lange in Ponte alla Leccia zu bleiben. Wer da herumgeht, hört leicht die Todten die Geistertrommel schlagen oder seinen Namen rufen, wenigstens bekommt er das Fieber und Visionen. So was von dem letzten glaube ich, verspürt zu haben. Denn ich sah die ganze Goloschlacht vor mir, auch den schrecklichen Mönch Clemens Paoli mit den großen feurigen Augen und den dichten Augenbrauen, den Rosenkranz in der einen, das Fucile in der andern Hand, die Seele dessen segnend, den er eben erschießen will. Wilde Flucht — Sterbende. — Die Corsen,

sagt Peter Cyrnäus, sind Menschen zum Sterben bereit. Charakteristisch ist folgender Zug: Ein Franzose fand einen todtwunden Corsen, der ohne Klagelaut den Tod erwartete. Was macht ihr, wenn ihr verwundet seid, fragte er ihn, ohne Aerzte, ohne Hospitäler? Wir sterben, sagte der Corse, lakonisch wie ein Spartaner. Ein Volk, dessen Charakter so plastisch und so männlich groß ist wie der des corsischen, gewinnt nichts mehr, wenn man es mit den antiken Heldennationen vergleicht. Aber doch schwebt mir hier ungerufen immer Lacedämon vor Augen. Wenn es erlaubt ist zu sagen, daß in dem italienischen wunderbar begabten Volke der Geist der Hellenen noch einmal aufgelebt sei, so trifft dieß meiner Ansicht nach hauptsächlich diese Nachbarländer Toscana und Corsica. Jenes zeigt ganz den idealen Reichtum des jonischen Geistes, und während seine Dichter vom Dante und Petrarca bis auf die Zeit des Ariosto in der melodischen Sprache sangen, seine Künstler in Malerei, Sculptur und Architectur die Tage des Pericles erneuten, während seine großen Geschichtschreiber den Ruhm des Thucydides erreichten und die Philosophen seiner Akademie die Welt mit platonischen Ideen erfüllten, stand hier in Corsica der rauhe dorische Geist wieder auf und wurden hier Spartanerkämpfe gekämpft.

Im Jahre 1790 besuchte der junge Napoleon dieses Goloschlachtfeld. Er war damals 21 Jahre alt, doch sah er es wol schon als Knabe. Es hat etwas dämonisches. Napoleon auf dem ersten Schlachtfelde, das er mit Augen sah, als Jüngling, noch schicksallos und schuldlos, er, welcher die halbe Erde vom Ocean bis an die Wolga und von den Alpen bis an die Wüste Lybiens von Schlachtenblut röten sollte.

Es war eine solche Nacht, wie diese, als der junge Napoleon hier auf dem Golofelde umherstreifte. Er setzte sich an den Fluß, welcher an jenem Schlachttage, wie das Volk erzählt, 24 Miglien weit bis zum Meere blutig rot gewesen war und Leichen gewälzt hatte. Der Fiebernebel machte ihm den Kopf schwer und traumschlafend. Ein Geist stand hinter ihm, ein rotes Schwert in der Hand. Der Geist rührte ihn an und entführte ihm die Seele durch die Lüfte. Sie schwebten über einem Felde; da ward eine blutige Schlacht geschlagen; ein junger General sprengt über Leichen hinweg. Montenotte! rief der Dämon, und du bist es, der diese Schlacht schlägt. — Weiter geht der Flug. Sie schweben über einem Felde;

da wird eine blutige Schlacht geschlagen, ein junger General stürmt im Pulverdampf, die Fahne in der Hand, über eine Brücke. Lodi! rief der Dämon, und du bist es, der diese Schlacht schlägt. — Und weiter geht der Flug von Schlachtfeld zu Schlachtfeld. Da halten die Geister über einem Strome: Schiffe brennen auf ihm, Blut und Leichen wälzt er fort, rings endlose Wüste. Die Pyramiden! ruft der Dämon, auch diese Schlacht wirst du schlagen! — Und so fliegen sie weiter und immer weiter, von einem Schlachtfelde zum andern, und hinter einander ruft der Geist die schrecklichen Namen: Marengo! Austerlitz! Eylau! Friedland! Wagram! Smolensk! Borodino! Beresina! Leipzig! Bis er über dem letzten Schlachtfelde schwebt und mit donnernder Stimme ruft: Waterloo! Kaiser, deine letzte Schlacht, und da wirst du stürzen! —

Der junge Napoleon sprang am Golofluß auf, ihm schauderte, in einem fürchterlichen Traume hatte er Dinge des Wahnsinns geträumt. — —

Nun aber war diese ganze Leichenphantasie eine Folge von dem bösen Golonebel, welcher mich selbst umwitterte. Auf diesem dunstigen Corsenschlachtfelde und in solcher falben Mondnacht ist es wol verzeihlich, wenn man Visionen hat. Und welche wüste, dunstige grauenvoll schöne Mondnacht. Ueber jenen schwarzen urgranitnen Riesenbergen hängt der rote Mond — nein! es ist der Mond nicht mehr; es ist ein großes, leichenblasses, blutig entsetzliches Haupt, welches über der Insel Corsica schwebt und stumm auf sie herniederschaut, ein Medusenhaupt, ein Vendettahaupt, ein schlangenhaariges, graunvolles. Wer dieses Haupt anzublicken wagt, der wird nicht zu Stein, sondern wie Orestes packt ihn die Furie, die gedoppelte, daß er in rasender Leidenschaft morden, und dann von Berg zu Berg, von Höle zu Höle irren muß, hinter sich die Blutrache und das Gesetz, die sich an seine Solen heften . . . . Ich sah den Rachegeist in den Lüften fahren, auf geflügeltem Roß, das grausige Medusen-Vendettahaupt bei den Haaren gefaßt; so stürmt er einher und ruft: Vendetta! Vendetta! . . . .

Welche Phantasieen, und sie wollen nimmer enden! Aber Gottlob! da ist das Stationshaus von Ponte alla Leccia und die Hunde schlagen an. In dem großen wüsten Zimmer sitzen einige Menschen am Tische um die schmauchende Oellampe, haben die Köpfe auf die Brust hangen und sind schlaftrunken. Ein Priester im schwarzen

Rocke und schwarzem Hute nachtwandelt im Zimmer. Er wartet auf die Post. Mit diesem heiligen Manne will ich ein Gespräch von geistlichen Dingen anknüpfen, daß er alle Geistertrommelei und Dämonenwirtschaft aus mir austreibe.

Aber obwol dieser Mann von einer felsenfesten Rechtgläubigkeit war, so konnte er doch den bösen Gologeist nicht aus mir bannen; sondern mit dem schmerzvollsten Kopfe kam ich nach Bastia. Ich klagte meiner Wirtin, daß mir die Sonne und der Nebel es angethan, und ich glaubte nun auf fremder Erde unbeklagt sterben zu müssen. Die Wirtin sagte, es hälfe hier nichts als daß eine weise Frau über mir die Orazion mache. Ich lehnte die Orazion ab, und begehrte einzuschlafen. Ich schlief einen ganzen Tag und eine Nacht den tiefsten Schlaf. Wie ich erwachte, stand die heilige Sonne hoch und preiswürdig am Himmel.
